Reiseleben

in

Südfrankreich und Spanien.

Reiseleben

in

Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. v. Rochau.

Zweiter Band.



Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1847.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Herrn Dr. K. in A.

Madrid, 23. Juni.

Wer jemals das Unglück gehabt hat, vier Tage und vier Nächte lang in den wandelnden Folterkasten eingesperrt zu seyn, den man einen Eilwagen nennt, der wird begreifen, mit welcher Empfindung ich am fünften Morgen nach der Abfahrt von Sevilla meinen Wagennachbar ausrufen hörte: da liegt Madrid! So muß den Zehntausend des Xenophon das θαλαττα! θαλαττα! des Vortrabs geklungen haben, als nach monatlangem Kämpfen und Ringen im Barbarenland endlich das Meer, der Weg nach der heiligen Heimath, vor ihnen lag. Selbst die Maulthiere schienen durch den Anblick von Madrid ermuthigt und neugestärkt, und ihr gestreckter Galopp brachte uns unserm Reiseziel mit jeder Minute beinahe eine halbe Viertelstunde näher.

Die Straße ist nicht bloß in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, sondern auf dem ganzen Weg nach Sevilla durchweg gut unterhalten, und man würde die 65 deutschen Meilen von der einen dieser Städte zur andern bei dem raschen Gang von zehn Maulthieren, die alle zwei Stunden und zuweilen noch öfter gewechselt werden, in weniger als zwei Tagen zurücklegen können, wenn die spanischen Eilwagen nicht die unselige Gewohnheit hätten, Halte von fünf, sechs und selbst acht Stunden zu machen. Ein Beispiel. Wir verlassen Sevilla um 5 Uhr Morgens, wir frühstücken anderthalb Stunden lang in dem sechs Leguas entfernten Carmona; wir kommen um 5 Uhr Nachmittags in Ecija an, das wir erst nach Mitternacht wieder verlassen; um 7 Uhr Morgens sind wir in Cordova, und hier wird von neuem ge-

rastet bis um 3 Uhr Nachmittags. So hatten wir denn, um zweiundzwanzig Leguas zurückzulegen, vierunddreißig Stunden gebraucht, von denen just die Hälfte in den Gasthöfen verloren worden war. Diese übermäßigen Halte sollen angeblich den Reisenden Zeit zur Erholung und zum Schlafen geben; sie sind aber in der That gewöhnlich nur eine Reisequal mehr. Man muß die Natur eines Kanonikus oder eines Rathsherrn haben, um zu jeder Stunde des Tages schlaffertig zu seyn, wo es dem Eilwagen beliebt anzuhalten, und solche begünstigte Naturen sind in unserer Zeit selten geworden. In guter Reisegesellschaft und in größeren Orten weiß man sich die Zeit des Wartens allenfalls zu vertreiben, aber mit abgespannten oder gar schlafenden Reisegefährten zum sechs- oder achtstündigen Anhalten in einem Dorf oder in einer Venta verdammt zu seyn, das ist wirklich zu viel für eine gewöhnliche Geduld.

Die letzte Probe dieser Art hatte ich am Abend vor meiner Ankunft in Madrid in Ocaña zu bestehen, wo wir von Sonnenuntergang bis um 1 Uhr Morgens liegen bleiben mußten, um die Zugthiere abzuwarten, die den Eilwagen in entgegengesetzter Richtung von Madrid nach Ocaña brachten. Die ganze Wagengesellschaft war durch die Ermüdung von der langen Reise völlig ungenießbar geworden, und das einzige Unterhaltungsmittel, das sich mir darbot, war ein Spaziergang durch die engen menschenleeren Gassen der Stadt. Wo man keine Wahl hat, kostet der Entschluß nicht viel Anstrengung. Ocaña war schon um zehn Uhr wie ausgestorben; nicht einmal einem Nachtwächter, an denen es doch sonst in Spanien nicht mangelt, begegnete ich in den Straßen. Nur aus der Ferne klangen Guitarren und Castagnetten und die Stimmen eines Trupps junger Leute zu mir herüber, die den schönen Mondscheinabend im Freien feierten. Mein Weg führte mich aus der Stadt nach einem berühmten römischen Brunnen, der unweit der Straße tiefunten zwischen der Stadt und einem benachbarten felsigen Hügel liegt. Das Wasser strömt mit Macht aus dem Felsen hervor, um durch einen von Säulen eingefaßten Kanal dem Hügel entlang das Freie zu gewinnen. Aus

dem Kanal werden zwei steinerne Becken gespeist, deren jedes über hundert Fuß lang ist. Diese Becken sind freilich nichts anderes als eine Art öffentliches Hausgeräth; ich habe manches mit großem Aufwand von Einbildungskraft und von Geld gebaute Denkmal gesehen, das mir weit weniger imponirt hat, als die römischen Waschtröge von Ocaña. Das Geheimniß der Römer, allem woran sie die Hand legten, selbst ihren Kloaken und ihren Waschtrögen, den Stempel des Großartigen aufzudrücken — dieß Geheimniß ist verloren gegangen, und Ludwig XIV. und Napoleon und gewisse andere Leute haben vergebens eine anständige Belohnung für den ehrlichen Finder ausschreiben lassen, der es wiederbringen würde.

Die nächste Umgebung von Madrid, so weit sie sich auf der Straße von Sevilla her übersehen läßt, ist freilich durchaus nicht reich und schön zu nennen; aber ich habe sie doch auch keineswegs so trostlos und armselig gefunden, als ich sie mir auf so manche klägliche Schilderungen hin vorgestellt hatte. Statt eines öden, einförmigen Plattlandes, fand ich zu meiner Ueberraschung eine sorgfältig angebaute Landschaft, in welcher Thal und Hügel, wenn auch in kleinem Maßstab, beständig mit einander abwechseln. Der Boden ist zwar augenscheinlich undankbar, aber er ist gleichwohl überall zu Ackerland benutzt, und man würde vergebens auch nur eine einzige jener Heidestrecken oder jener Brachen suchen, die in Andalusien neun Zehntheile des Bodens ausmachen. Wie fast in ganz Spanien, so fehlt auch um Madrid der eigentliche Wald, aber keineswegs aller Baumwuchs. Zumal das Thal des Manzanares, so weit das Auge dasselbe auf- und abwärts verfolgen kann, ist mit Gärten und dichten Pflanzungen von Maulbeerbäumen, Pappeln, Akazien bedeckt. Nach Landhäusern und freundlichen Dörfern, wie man sie in der Nachbarschaft anderer Hauptstädte findet, schaut man hier allerdings vergebens aus. Nur etwa eine Fuhrmannskneipe liegt hie und da an der Straße, und die menschlichen Wohnungen außerhalb der Stadt sind überhaupt so selten, daß man nicht begreift, woher die Arme kommen, welche diese weiten Felder bestellen. Dagegen sind die Gipfel der Anhöhen

hin und wieder mit alterthümlichen Gebäuden, mit grauen Kirchen oder Kapellen gekrönt, die in ihrer Weise zum Schmuck der Gegend beitragen. Ihre beste Zierde erhält diese aber durch die von Schnee glänzenden Kuppen des Guadarrama, der links von Madrid die ganze Landschaft beherrscht.

Madrid selbst liegt auf dem Rücken eines Hügels faul ausgestreckt, als ob es gerade Siesta hielte. Spaziergänge und Gartenanlagen ziehen sich am Abhang des Hügels bis an den Manzanares herunter, welcher nach dieser Seite hin in gewissem Sinn die Mark des städtischen Gebietes bildet. Jenseits des Flusses kündigt kein Garten, kein Sommerhäuschen, kein öffentlicher Vergnügungsort die Nähe der Hauptstadt an. Eine doppelte Reihe alter Ulmen ist die einzige Decoration der Straße bis an den Manzanares, an dessen Uferrand man die ersten fünf oder sechs Häuser findet, die von städtischem Wesen zeugen. Unmittelbar hinter diesem Vorposten der Madrider Civilisation öffnet sich die prächtige Brücke von Toledo, die des stolzesten Stromes der Welt würdig wäre, und mit dem ersten Schritt auf dieser Brücke wird man sich bewußt, daß man in der Residenz ist. Der massive Bau der Brücke, ihre im Verhältniß zu dem Fluß riesenmäßigen Dimensionen und der reiche Schnörkelstyl, in welchem ihr von Quadern aufgeführtes Geländer mit sonderbar gestalteten Aufsätzen, Thürmchen und Nischen für Heiligenbilder geziert ist, das alles sagt, ebenso deutlich wie eine Inschrift: hier führt der Weg in die spanische Königsstadt.

Was nun aber den Fluß betrifft — doch der arme Manzanares hat, seitdem es Reisende gibt, welche die Feder führen, schon so viel Hohn und Spott über sich ergehen lassen müssen, daß ich wahrhaftig nicht den Muth habe, mich gleichfalls über seine trübselige Miene unter der hochmüthigen Brücke lustig zu machen. Ich will vielmehr jene ungroßmüthigen Spötter daran erinnern, daß der Manzanares bessere Zeiten gehabt hat, daß er eine gefallene Größe ist, und daß er also in seinem heutigen Elend doppelten Anspruch auf Schonung machen kann. In der That beweisen Urkunden aus der Zeit Philipps II., daß der

Manzanares damals schiffbar war, wie denn namentlich der Italiener Antonelli berichtet, daß er von Toledo auf dem Tejo, dem Jarama und dem Manzanares bis nach dem Pardo, zwei Stunden oberhalb Madrid hinaufgefahren sey. Die allmählige Entwaldung nicht bloß der Umgegend von Madrid, sondern des ganzen Königreichs Neucastilien hat ohne Zweifel nach und nach die Zuflüsse versiegen machen, denen der Manzanares früher seinen schiffbaren Zustand verdankte. Heutzutage wird der Manzanares fast ausschließlich durch den Schnee des Guadarrama genährt, und darum trocknet er denn auch völlig aus, sobald die Sommersonne den winterlichen Schneevorrath aufgezehrt hat. Daher denn jenes artige Epigramm, ich glaube von Tirso de Molina, in welchem der Manzanares mit einer Universität verglichen wird, die im Sommer „Vacanzen" hat, und nur im Winter „Cursus" hält:

Como Alcalá y Salamanca
Teneis, y no sois colegio,
Vacaciones en el verano.
Y curso solo en el invierno.

Auf dem diesseitigen linken Ufer des Manzanares mündet die Toledobrücke auf einen halbkreisförmigen Platz, dessen Rand mit kolossalen Standbildern, mit Pyramiden und gestutzten Säulen besetzt ist, und von diesem Platz aus laufen in gleichmäßiger Entfernung von einander drei breite Baumgänge nach drei verschiedenen Thoren der Stadt. Der mittlere dieser Wege steigt zwischen achtfachen Akazienreihen gerade auf nach dem Thor von Toledo, einem der wenigen schönen Baudenkmale, welche die Regierung Ferdinands VII. hinterlassen hat. Die Straße zur Rechten, welche unser Eilwagen einschlug, führt in sanfterer Steigung an die Stadtmauer, und dieser entlang zu dem Thor von Atocha. Die Einfahrt durch dieses Thor gibt sogleich einen großartigen Begriff von Madrid. Mit dem ersten Schritt innerhalb der Stadt ist man in dem Prado mit seinen breiten, sorgfältig geebneten Gängen, seinen dichtbelaubten Ulmen und seinen prachtvollen marmornen Springbrunnen, gebadet in festtäglichem Sonnenglanz.

Rechts vom Prado liegt hinter einem unabsehbar langen Eisengitter der botanische Garten, ein wahrer Wald von edeln Zierpflanzen und Blumen, durch den sich die reizendsten Schattengänge hindurchziehen. Da wo der botanische Garten endet, stößt der Blick auf einen Palast von ungeheuern Verhältnissen, in welchem sich das Nationalmuseum befindet, und jenseits dieses Schlosses beginnen die Anlagen des Buen-Retiro, vor denen inmitten eines Feldes von Rosen und Lilien der Obelisk emporsteigt, welcher das Volk von Madrid täglich an den zwar unglücklichen, aber ruhmvollen zweiten Mai von 1808 erinnert. Quer vor dem Prado liegt die Straße von Alcalà, breit wie ein Marktplatz, welche rechts auf das stattliche Thor von Alcalà hinausläuft, und links zwischen Akazienalleen und Prachtgebäuden in den Mittelpunkt der Stadt, nach der Puerta del Sol, hineinführt. Jenseits der Straße von Alcalà, und in gleicher Linie mit dem Prado, bildet die Alameda de Recoletas noch eine stundenlange Fortsetzung dieses Spazierganges.

Die Zolldurchsuchung — denn selbst in Madrid, sechzig Meilen von der nächsten Landesgränze, glaubt man sich nicht sicher vor dem Schmuggel — wird in der Schreibstube des Eilwagens mit Glimpf und mit musterhafter Ordnung abgemacht; der Reisende gibt dem Schaffner und den Escopeteros, die sich wie Schildwachen zu beiden Seiten der Thür aufgestellt haben, das brauchmäßige Trinkgeld, und wie weiland ein Ritter, der auf Abenteuer auszog, macht er sich dann mit dem schwerbeladenen Wagenknecht hinter sich auf den Weg, um eine Stätte ausfindig zu machen, wo er sein Haupt niederlegen möge.

Man glaube nicht, daß die Vergleichung mit dem fahrenden Ritter zu anspruchsvoll sey, denn es ist wahrhaftig keine kleine Aufgabe, in Madrid als Fremder eine Wohnung zu suchen. In zwei der besten Gasthöfe der Stadt, die man ihrem Aussehen nach kaum für Handwerkerherbergen gelten lassen würde, bot man mir Zimmer an, in denen ich nicht hätte schlafen mögen und wenn man mir jede Nacht mit einer Unze bezahlt hätte, statt mir eine Unsumme von Realen dafür abzuverlangen. Mein Pack-

träger fluchte eine Weile lästerlich zwischen den Zähnen über meine Ungenügsamkeit und über die Schwere meines Koffers, und schlug mir dann vor, mich in eine sogenannte Casa de pupilos zu führen. Ich nahm diesen Vorschlag an und wünsche mir Glück dazu, denn ich habe dadurch ein äußerst anständiges Unterkommen um billigen Preis gefunden. Die Spanier selbst ziehen auf Reisen diese Häuser immer den Gasthöfen vor, und gewiß mit Recht. Die Casas de pupilos werden von bürgerlichen Familien gehalten, die ein paar Zimmer zur Aufnahme von Miethsleuten einrichten, welche zugleich die Beköstigung bei ihnen finden, und Reinlichkeit, sorgsame Behandlung und Wohlfeilheit sind die wesentlichen Vortheile, die man in jenen Häusern vor den Bewohnern der Gasthöfe voraus hat.

Ich habe mir bis jetzt eingebildet, daß Madrid eine ziemlich junge Stadt sey, allein der hiesige Kalender, eine wahre Fundgrube nützlicher und erbaulicher Kenntnisse, belehrt mich eines bessern, indem er mir zu wissen thut, daß die Gründung von Madrid bis in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinaufsteigt. Der Erbauer der Stadt war nämlich der Prinz Ocnoblanor, Sohn des Königs Tiberius von Toscana, und die Weissagerin Manto, von welcher die neue Stadt Mantua genannt wurde, mit dem Beinamen Carpetana, weil sie im Lande der Carpetaner gelegen und um sie von dem italischen Mantua zu unterscheiden. Lassen wir indessen den Madrider Kalender mit seiner Zeitrechnung bei Seite, so findet sich die erste historisch sichere Erwähnung Madrids im Jahr 930, wo König Ramiro II. von Leon mit Heeresmacht in diese damals noch den Arabern gehörige Stadt einfiel, den größten Theil ihrer Einwohnerschaft erwürgte, ihre Mauern schleifte und dann mit reicher Beute nach Hause zurückkehrte. Die Stadt wird in jenen Zeiten Magerit genannt, ein Wort, dem man eine arabische Ableitung gibt und das auf den ehemaligen Wasserreichthum dieser Gegend hindeuten soll. Mir gefällt weit besser jene andere Etymologie des Namens Madrid, die sich auf das Wappen der Stadt stützt, und an welche das hiesige Volk ebenso fest glaubt, wie an das Evangelium. Madrid

führt nämlich einen Bären im Wappen, der an einem Baum aufgerichtet steht, und als Commentar zu diesem Bilde gehört die folgende Sage. Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuser mitten im Walde an der Stelle standen, die heutzutage Madrid einnimmt, flüchtete sich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirschbaum. Der Bär schickte sich an, ihm zu folgen, als die Mutter des Knaben mit verzweiflungsvollem Geschrei herbeieilte; aber der Bube, ohne an seine eigne Gefahr zu denken, und nur um die Mutter besorgt, rief ihr von seinem Baum herunter zu: Madre id! Madre id! Mutter, macht, daß ihr fortkommt. Daher denn durch die Zusammenziehung jener beiden Wörter der Name der spanischen Hauptstadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burschen verewigt ist. Wie gesagt, diese Ableitung gefällt mir, und ich begreife sehr gut, daß die Madrileños von keinem andern Ursprung des Namens ihrer Stadt reden hören wollen.

Lange vor Philipp II. wurden in Madrid sehr oft das Hoflager und die castilianischen Cortes gehalten. Der erste Reichstag von Madrid fällt schon in das Jahr 1309, gerade zweihundert Jahre, nachdem die Araber zum letztenmal aus der Stadt vertrieben waren. Nach dem Tod Ferdinands des Katholischen verlegte der Cardinal Ximenez den Sitz der regentschaftlichen Regierung von Toledo nach Madrid, und man zeigt hier noch heute das gegenwärtig dem Herzog von Infantado gehörige Haus, aus dessen Fenster der Cardinal den bei ihm versammelten Großen, welche ihm das Recht zur Ausübung der regentschaftlichen Gewalt streitig machten, die im Feuer exerzirende Artillerie mit den Worten zeigte: das sind die Vollmachten, kraft deren ich bis zur Ankunft des Königs regieren werde. Die Vollmachten des Cardinals wurden zureichend gefunden. Karl V. pflegte bei seinem Aufenthalt in Spanien den hiesigen Alcazar zu bewohnen, und sein Sohn erhob Madrid bekanntlich zur ständigen Residenz. Kurz nach dem Tode Philipps II. wurde das Hoflager indessen aus was immer für Gründen nach Valladolid verlegt, wo dasselbe fünf Jahr verblieb. Viele Uebelstände machten es jedoch bald einleuchtend,

daß Valladolid sich nicht zum Sitz der Regierung eigne, und da die Stadt Madrid sich überdieß erbot, die Rückkehr des Hofs durch die zehnjährige Abgabe des sechsten Theils des Miethwerths aller Häuser zu erkaufen, so hielt Philipp III. 1606 seinen Wiedereinzug in Madrid, dem seit dieser Zeit die Privilegien der Residenzstadt nicht mehr streitig gemacht worden sind.

Das heutige Madrid nun gilt gewiß mit Recht für eine Schöpfung Philipps II., die zumal von dessen beiden nächsten Nachfolgern in demselben Sinn fortgesetzt ist. Juan Battista de Toledo und Juan de Herrera sind die Baumeister, welche der spanischen Königsstadt den Stempel der Größe und der Pracht aufgedrückt haben, durch den sie auf den ersten Blick einen so mächtigen Eindruck hervorbringt. Sogar bis auf die neuesten Tage herab hat sich in der Architektur von Madrid ein Theil des Geistes fortgeerbt, welcher die Regierung des pomphaftesten Königs, der je das Scepter geführt hat, durchwehte.

Aber die Menschen haben sich hier in Madrid stärker und rascher gewandelt, als in irgend einer andern spanischen Stadt. Im Innern der Häuser mag es noch spanisch zugehen; aus der Gasse sind die Merkzeichen des nationalen Lebens so gut wie ganz verschwunden. In den Straßen von Sevilla, in Cadiz und selbst in Barcelona kann man keinen Schritt thun, ohne durch irgend eine lebendige Erscheinung daran erinnert zu werden, daß man in Spanien, daß man in einer neuen Welt ist; die Bevölkerung von Madrid dagegen hat in ihrem äußern Wesen einen ganz kosmopolitischen, d. h. gar keinen Charakter. Doch ich fühle, daß ich mich zu stark und zu allgemein ausdrücke, und daß ich wenigstens zu Gunsten der Frauen einen Vorbehalt machen muß. Diese haben auch hier der unendlichen Mehrzahl nach das wesentlichste Stück der alten Landestracht, die Mantille, beibehalten, und ich wünsche ihnen Glück dazu. Man wirft den Madriderinnen Mangel an Grazie vor, und wohl nicht ganz ohne Grund; gewiß ist es, daß ihnen die Anmuth der Haltung und die Leichtigkeit und Eleganz der Bewegungen fehlt, welche den Andalusierinnen angeboren sind — Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck sal andaluza

vortrefflich charakterisirt, denn sie sind wirklich die Würze der körperlichen Schönheit. Auffallend ist hier in Madrid zumal der üble Körperbau und die Unbeholfenheit der Kinder aus den wohlhabenden Familien, die man halb nackt auf den Spaziergängen hinter sich herschleppt. Schwerfällig und träge über alle Begriffe, ohne Ausdruck in den Gesichtern und sehr oft mißgestaltet im höchsten Grade, würden die Madrider Kinder ein klägliches Bild der geistigen und körperlichen Verkrüppelung geben, auch wenn sie nicht mit dem Raffinement der Geschmacklosigkeit angezogen wären, in welchem die hiesigen Mütter zu wetteifern scheinen. Möglich, daß die vierschrötigen Ammen, die man hier in großer Anzahl sieht und deren plumpe Naturen einer ganz andern Race anzugehören scheinen als der spanischen, für den Mißwachs der Kinder verantwortlich sind, die man ihnen anvertraut. Diese Voraussetzung macht es vielleicht auch erklärlich, daß sich jene Fehler beim Heranwachsen der Kinder nach und nach verlieren, so daß aus den kleinen Koboldden zuletzt ganz schmucke junge Burschen und gar feine Mädchen werden, welche den Andalusierinnen nachstehen mögen, die aber gleichwohl in mancher andern großen Stadt viel Neid und viel Eifersucht erregen würden.

Die männliche Jugend in Madrid hat im Allgemeinen jenen schmächtigen Wuchs und jene blasse feine Miene, die ein Erzeugniß der Hofluft zu seyn scheinen, und die man überall wiederfindet, wo es einen Hofadel und höfische Sitten gibt. Man schreibt den Madridern viele natürliche Anlagen, Geist und Witz zu, aber man beschuldigt sie zugleich, daß sie mit ihrem Pfund nicht zu wuchern wissen, daß sie die Arbeit scheuen und deßhalb gewöhnlich ohne alle ernstere Bildung bleiben, so daß sie sich sogar nur in seltenen Fällen zur Bekleidung von öffentlichen Aemtern befähigen, die auf diese Weise fast alle in den Händen von Leuten sich befinden, welche in der Provinz geboren sind. Die galante Intrigue ist für die meisten der jungen Madrider das große Interesse des Lebens; das Kaffeehaus, der Prado, das Schauspiel und die Tertulia sind die Beschäftigungen aller ihrer Tage. Glücklicher oder unglücklicher Weise hat sich in einer Menge von

Familien bis auf den heutigen Tag Reichthum genug vererbt, um den Söhnen dieß Leben des Müßiggangs und des Luxus möglich zu machen, wogegen denn freilich die Töchter gewöhnlich ohne Aussteuer verheirathet werden.

Männer und Frauen machen hier in Madrid einen weit größern Kleideraufwand als in irgend einer andern Stadt, die ich kenne. Die vornehme Welt scheint auf den ersten Blick unendlich zahlreicher zu seyn als in Paris, obgleich die spanische Hauptstadt kaum den vierten Theil der Bevölkerung von Paris haben mag. An den glänzendsten Tagen findet man in den Tuilerien nicht die Hälfte der eleganten Herren und Damen beisammen, die sich hier jeden Abend auf dem Prado drängen. Das erklärt sich freilich zum Theil dadurch, daß in Madrid Jedermann auf den Prado geht, während die Pariser an und für sich keine großen Spaziergänger sind, und sich außerdem an verschiedene Orte vertheilen; aber es kommt dazu überdieß, daß die Sucht der untern Stände, es den wohlhabendern Klassen an Kleiderluxus wo möglich gleich zu thun, hier in Madrid weit größer und allgemeiner ist, als in Paris. Tausende, die sich an jedem andern Ort im Hintergrund halten würden, mischen sich hier unter dem Schutz eines modischen Rockes, weißer Glacéhandschuhe und einer Diamantnadel in den dichtesten Haufen der aristokratischen Gesellschaft, und es gibt vielleicht kein Auge, das geübt genug wäre, um diese Eindringlinge herauszuerkennen. Denn der Spanier hat nächst so vielem andern auch das mit dem Orientalen gemein, daß er sich mit wunderbarem Takt in jede höhere Rolle hineinfindet, mag der Zufall sie ihm zuwerfen oder mag er sie im sauern Schweiß seines Angesichts erworben haben.

An Denselben.

Madrid, 24. Juni.

Wenn, wie die Alten sagten, der Aufruhr wirklich der Sohn des Gerüchts ist, so wird eine neue Revolution in Spanien schwerlich lange ausbleiben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß hier in Madrid das Vorgefühl naher Erschütterungen allgemein ist, wiewohl es von gewissen Seiten her natürlicher Weise nicht eingestanden wird. Die beabsichtigte Beschleunigung der Rückkehr des Hofs beweist zur Genüge, daß die Regierung selbst der obwaltenden Spannung der Gemüther eine sehr ernstliche Bedeutung beilegt. Die letzten Gewaltmaßregeln gegen die Presse und die Voraussicht, daß ihnen noch härtere Schläge folgen werden, die Abdankung des Don Carlos, die neuen Bewegungen der Carlistischen Partei, die Furcht vor der Verheirathung der Königin Isabella mit dem neuen Prätendenten, und endlich die Besorgnisse, welche die Unterhandlungen mit Rom einflößen, das sind die zunächst liegenden Ursachen der in diesem Augenblick in unzähligen Köpfen und unzähligen Herzen herrschenden Gährung. Dazu kommt denn noch der alte Parteihaß, der persönliche Eigennutz, welcher bei einem neuen Umschwung der Dinge zu gewinnen hofft, und die unglückselige Sucht nach ewigen Neuerungen, welche so viele Revolutionen wie eine Pest bei Tausenden und aber Tausenden des spanischen Volkes zurückgelassen haben. Die herrschende Partei gibt sich die Miene, als ob sie großes Vertrauen auf das Heer setze. Das spanische Heer ist allerdings gegenwärtig in einem bessern Stande, als seit vielen Jahren. Es zählt 110,000 Mann, es ist gut besoldet, gut gekleidet, die verdächtigen Officiere sind aus demselben beseitigt, und die alten Truppen, denen Meuterei und Aufruhr so oft als vaterländisches Verdienst angerechnet und dadurch zur Gewohnheit geworden war, diese Truppen sind beinahe bis auf den letzten Mann verabschiedet und durch junge Soldaten ersetzt, gegen deren Treue und Mannszucht bis jetzt noch nichts Thatsächliches einzuwenden zu seyn

scheint. Wenn es aber schon im Allgemeinen schlimm um jede Regierung steht, welche auf das Heer rechnet, um sich gegen das Volk zu behaupten, so ist dem doppelt so in Spanien. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß in Spanien weniger als in irgend einem andern Lande auf die Truppen zu rechnen ist, wenn es sich darum handelt, einer großen Volksbewegung die Spitze zu bieten. So oft das spanische Heer nicht selbst den ersten Anstoß zu den Revolutionen gab, die seit dreißig Jahren über das Land ergangen sind, so oft schloß es sich wenigstens ohne große Schwierigkeiten jeder Staatsneuerung an. Im Jahre 1815 machte das Heer mit Ferdinand VI. die Revolution, welche die Verfassung umstieß, und fünf Jahre später war es dasselbe Heer, welches dieselbe Verfassung wieder in Kraft setzte, um sie 1823 von neuem im Stich zu lassen. Und so haben die spanischen Truppen bis in das Jahr 1843 hinein jedesmal die Waffen gestreckt, wenn es darauf ankam, die Verfassung des Landes gegen Gewalt zu vertheidigen, mochte diese Gewalt von oben oder von unten, oder sogar vom Auslande kommen. Wo läge aber der Grund zu der Annahme, daß die heutige Regierung mit dem Heer glücklicher seyn würde, als so manche ihrer Vorgängerinnen? Dagegen hat man alle Ursache zu glauben, daß für einen gewissen Fall, der nicht für ganz unwahrscheinlich gilt, gerade das Heer wieder zuerst die Fahne der Empörung erheben werde. Ich spreche von dem Fall, daß der Hof wirklich mit dem Plane umginge, die Königin mit dem Sohne des Don Carlos zu vermählen. Ausländer, die im spanischen Kriegsdienste stehen, und die bei dieser ganzen Frage weder ein Meinungs- noch ein Parteiinteresse haben, versichern mich, daß der Widerwille, der unter der großen Mehrheit der Officiere gegen die ganze Familie des Don Carlos herrsche, unüberwindlich sey, und daß wenigstens drei Viertheile des Heers augenblicklich zur Partei der Revolution übergehen würden, sobald es sich zeigte, daß die Regierung wirklich mit jenem Heirathsplane umginge. Daß die Anhänger des fraglichen Planes überhaupt außerhalb der Carlistischen Partei zahlreich seyen, steht sehr zu bezweifeln. Wenn die Carlistische Esperanza behauptet,

bei einer allgemeinen Abstimmung über die Vermählungsfrage würden wenigstens neunzehn Zwanzigstel der sämmtlichen Spanier, und vier Fünftel der Bevölkerung von Madrid sich für den neuen Prätendenten erklären, so ist das nichts weiter als eine lächerliche Aufschneiderei.

Am 19. Juni wurde vom Generalcapitän in Catalonien, General Concha, der bereits erwähnte Erlaß gegen Don Carlos in Barcelona veröffentlicht. Derselbe ist in Form einer Kriegsministerialdepesche, und hat die Unterschrift des Generals Ramon Narvaez. Es werden darin alle Behörden zur Wachsamkeit ermahnt gegen die Feinde der öffentlichen Ruhe, und erinnert, daß „der Rebell Don Carlos und seine ganze Familie außer dem Gesetz erklärt, durch das Staatsgrundgesetz und durch specielle Gesetze von der Thronfolge ausgeschlossen und ihrer Rechte als spanische Infanten verlustig sind. Alle die an der Verwirklichung ihrer chimärischen Ansprüche Theil nehmen sollten, müßten, unter welchem Schleier sie sich auch verbergen möchten, bis zur Vertilgung verfolgt werden, wenn sie sich auf spanischem Boden zeigen. Die Schuldigen, die ergriffen würden, wären als Verräther und erklärte Feinde des Throns und der Nationalfreiheiten summarisch und in kürzester Frist von Kriegsgerichten abzuurtheilen, das Gesetz müßte unerbittlich seyn ꝛc."

Indem ich die in den letzten Tagen erschienene Historia critica de las cortes reformadas öffne, fällt mein Blick auf einen deutschen Text, dessen ersten Worten man es sogleich ansieht, daß sie unmöglich ein Citat seyn können. Ich lese weiter und finde ein Porträt des Herrn Gonzalez Bravo, zu dessen stärksten Zügen man unsere Sprache geborgt hat. Ob dieß Porträt ähnlich sey oder nicht, muß ich dahingestellt seyn lassen, sprechend aber ist es jedenfalls, und die Feder, die es gezeichnet, gehört ohne Zweifel zu den schärfsten und witzigsten, welche sich jemals in den spanischen Parteienkrieg gemischt haben.

„Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, heißt es in unserm Pamphlet, spielte Herr Gonzalez Bravo keine ganz üble Rolle, ja machte er eine ganz leidliche Figur. Er konnte nicht

französisch sprechen, und er radebrechte es. Es fehlte ihm an persönlicher Würde, und er blähte sich auf. Er ist ein Ignorant und er erregte bei allen den Zweifel, ob er nicht doch vielleicht etwas wisse. Da es ihm nicht gelang Knoten zu lösen, so schnitt er sie durch. Er hatte nicht immer eine Meinung, aber er faßte immer einen Beschluß. Ich weiß von gewiegten Diplomaten, daß er ihre Bemerkungen mit einem geringschätzigen Lächeln zu beantworten pflegte. Diese Männer glaubten, daß er ihr Raisonnement ablehne, weil er es durchschaue, aber er schwieg nur, weil er sie nicht begriff. Das was er sich die Miene gab, zu verschweigen, verlieh ihm größeres Ansehen, als das was er zu sagen wußte. Er begünstigte die Grandeza aus Ehrgeiz, und er verachtete sie aus Eitelkeit. Die Magnaten empfing er — wenn er sie empfing — mit schroffem Wesen; uns aber, seine Freunde vom Kaffeehause her, empfing er immer und immer mit der alten Vertraulichkeit. Meine Dankbarkeit ist ihm dieß Zeugniß schuldig. Ich fahre fort. In seinen Worten verdammte er das Laster. Ich habe es aus seinem eignen Munde gehört, und ich zweifle dennoch daran. Er lobte die Tugend. Auch das habe ich aus seinem Munde gehört, und ich zweifle gleichfalls daran. Weiter! Ich will seine Vergangenheit und seine Zukunft erzählen, ohne irgend etwas davon zu verschweigen. Wollte Gott, daß seine Jugend ein Entschuldigungsgrund für seine vielen Versündigungen wäre! Aber ach, alle Jugend der Welt reicht nicht aus, um so viele Schuld zu mildern! Wie sehr es auch meinem Herzen wehe thut, ich muß die Wahrheit sagen. Aber damit seine Schuld weniger bekannt werde, will ich sie in einer fremden Sprache ausdrücken. Ich bitte den Leser inständigst, um der Ehre meines Freundes willen die folgenden Sätze nicht ins Spanische zu übertragen."

Nun heißt es in deutscher Sprache: „Als pseudonym Ibrahim Clarete schrie er wie Drouet im Convent: laßt uns Banditen seyn für das öffentliche Wohl! Und später als Minister, scheint es, wiederholte er: laßt uns Nerone seyn für das öffentliche Wohl: Ibrahim Clarete war als Zeitungsschreiber so schmutzig

wie Marat und so hohl wie Robespierre. Er verleumdete achtbare Familien und schleifte das Ehebett seiner Königin durch die Gassen; nachher aber zum treuen Hund verwandelt bewachte er treulich ihren Schlaf. Eitler Ersatz! Von derselben Königin, deren Namen er in ekelhaften Diatriben entehrte, wurde Gonzalez Bravo mit Würden und Gnadenbezeugungen überhäuft. Vergebliches Bemühen! Die Königin von Spanien könnte wohl einen sicilianischen Banditen zu Ehren bringen, aber den Beleidiger einer Dame in der Meinung eines Spaniers wieder herzustellen wird ihr nie gelingen. Ich denke immer, daß noch einmal mit Gonzalez Bravo etwas ganz Stupendes in Spanien vorgehen wird. Ich meine nicht, daß er sich verkauft, aber er wird sich kaufen lassen. Wie ein Spiegel ist er bereit, jedes feindliche Licht zurückzustrahlen, das man auf ihn werfen läßt. Beständig ein Werkzeug in der Hand des Mächtigen muß er noch Freiheits- oder Königsmörder werden, muß er noch den Despotismus oder die Republik proklamiren. Noch wird es geschehen, daß wir ihn den Mantel der Cäsaren, Emblem der absoluten Gewalt, oder das Armsünderkleid, das Symbol schimpflicher Strafen, um die Schultern der spanischen Königin schlagen sehen."

Die Schreibung eines oder zweier Wörter gibt diesem kleinen Aufsatz das gültigste Zeugniß des spanischen Ursprungs. Ungeachtet jener Verstöße möchten sich aber doch in unserm sprachgelehrten Deutschland wenig Federn finden, die im Stande wären, eine Seite spanisch mit ähnlicher Gewandtheit des Ausdrucks zu schreiben.

An Denselben.

Madrid, 27. Juni.

Seit acht Tagen, so oft ich auf meinen Wanderungen durch die Gassen von Madrid die Augen aufschlage, um dem lehrreichen Studium der Mauerschriften obzuliegen, stoße ich auf den Anschlagzettel des Circo: Il Nabuco, drama lirico in cuatro actos, del maestro Verdi. Wer oder was mag der Nabuco seyn? Der Theaterzettel, der nach spanischer Sitte kein Personenverzeichniß enthält, gibt mir nicht den mindesten Aufschluß über die Bedeutung des Titelworts. Nachdem ich dasselbe sehr unfreiwillig zwanzigmal und öfter gelesen, wird meine Neugier zur Ungeduld. Umsonst hetze ich mein Gedächtniß auf die Spur des räthselhaften Namens; es kommt keuchend und lendenlahm vom fruchtlosen Suchen zurück. Gereizt bis zum Aeußersten hasche ich heute Morgen auf der Puerta del Sol einen Florentiner beim Knopfloch. „Sagen Sie mir doch, ist der Nabuco ein Fisch oder ein Vogel?" Weiß nicht, antwortet er mir; fragen Sie einen Spanier. Glücklicherweise entdecke ich einen Bekannten in der Person des Hauptmanns, der aus einem Fenster des Posthauses heraus tiefsinnige Betrachtungen über die Annehmlichkeiten des Wachtdienstes anstellt. „Wollen Sie mir nicht sagen, ob der Nabuco braun oder blond ist?" Das werden Sie ohne Zweifel vom ersten besten Italiener erfahren können, erwiedert er mir. „Mit nichten, der Nabuco ist kein Italiener." Dann bleibt Ihnen nichts übrig, als sich an einen Gitano zu wenden; ich verstehe kein rothwälsch, ich, carujo! Ich ging gesenkten Kopfes nach Hause; meine Wirthin beklagte sich, daß ich ihrem Puchero sein Recht nicht angedeihen lasse; während der Siesta träumte mir, der Nabuco sey der Antichrist. Entsetzt fuhr ich aus dem Schlaf auf, und in drei Sprüngen war ich auf der Bibliothek. Das Wörterbuch der Crusca, wenn ich bitten darf, sagte ich dem Büchermann, der sich fragend zu mir herüberbeugte. Die Crusca war stumm wie das Grab. Halb verzweifelt verlangte ich das Wörterbuch

der spanischen Akademie; die einzigen Analoga, die ich darin fand, waren nabob und trabuco. Voll Grimm schlug ich den Quartband zu, daß eine dicke Staubwolke vom Tisch bis zur Decke hinaufwirbelte, aus welcher ich wie Jupiter aus einem Donnerwetter fußstampfend hinausrief: Mag alle Welt gegen mich verschworen seyn, ich will hinter das Geheimniß kommen, und sollte es mich drei Stunden Verdi'sche Musik kosten.

Gesagt, gethan; ich ging gerade vorwärts nach dem Circo wie ein Veteran auf die Batterie, ohne mit den Wimpern zu zucken. Die Ouverture, eine Grabesmelodie, ist glücklich überstanden, und die Handlung beginnt. Wir sind in Syrien oder Kappadocien, vielleicht auch in Armenien; die Theatergeographie ist eine so schwierige Wissenschaft, daß meine Ungewißheit einige Entschuldigung verdient. Genug, wir sind in einem Lande, wo die Weiber Pumphosen tragen, und wo die Männer in Weiberröcken einhergehen. Das Volk ist in einer Art Tempelhalle versammelt, und der Oberpriester führt das große Wort. Was er aber sagt, danach frage man mich nicht; denn man sieht ihn bloß sprechen, und ich verstehe mich schlecht auf die Mimik, selbst wenn der Mund noch so weit dabei aufgerissen wird. Damit will ich den Oberpriester keineswegs der Lungenschwäche verdächtigen; aber neben dieser Partitur würde selbst Stentor zum Stummen werden. Denn man glaube nicht, daß Madrid in der Musik hinter der Mode zurück sey; nein, nein, wir haben es mit einer Oper vom neuesten Schnitt zu thun, mit einem der Tonstücke, in welchem man die Noten nicht zählt, sondern mit Scheffeln mißt, mit einer von den Opern, die dem Zuhörer drei Tage lang in den Ohren nachgellen, so daß er sich wahrhaftig nicht beklagen kann, nicht voll für sein Geld gehabt zu haben. Der Paukenschläger holt aus, als ob er Holz spaltete, die türkische Trommel thut es der Pauke gleich, der Beckenschläger läuft augenscheinlich Gefahr, sich im künstlerischen Eifer die Arme auszurenken, die Blasinstrumente drohen unter dem Aeolushauch der Musiker zu bersten, und jeder der Baßgeiger ist ein natürlich Ebenbild des Thoms im siebenzigjährigen Geburtstag

„der mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror;“

nur daß es die Baßgeiger ebensowenig fror als die übrigen Musiker; im Gegentheil, den sämmtlichen Mitgliedern des Orchesters laufen die Schweißperlen über das Gesicht, und der Zuhörerschaft gleichfalls. Kurz, asiatischer Gegenstand, asiatische Musik, wie sie dort hinten am Altai herum etwa in der Horde vom schwarzen Schaf gebräuchlich seyn muß.

Aber auch auf der Bühne legt man die Hände nicht in den Schooß. Der Oberpriester geht mit großen Schritten auf und ab; er hebt die Arme gen Himmel, er schlägt an seine Brust, kurz, man merkt ihm an, daß etwas Außerordentliches vorgehen muß. Er hat ein junges Mädchen in die Halle geführt, das er hart anzulassen scheint, das er mit wilder Geberde bedroht. Ist es eine mißrathene Tochter, oder eine dem Gott untreu gewordene Priesterin? Inzwischen ist aus dem Hintergrund im phrygischen Mantel, in Escarpins und mit wallendem braunem Lockenhaar, das den bloßen Nacken umspielt, der wohlbekannte Niso oder Licida, oder Dario hervorgekommen, der seit Metastasio's Zeiten in der italienischen Oper ebenso unentbehrlich ist, wie Arlechino in der Pantomime. Der Oberpriester wendet sich an den Braungelockten, um die schöne Sünderin oder Gefangene seiner Hut zu überantworten, und er merkt nicht, der leichtsinnige Graubart, daß er den Bock zum Gärtner bestellt! Kaum hat er mit dem versammelten Volk den Rücken gewendet, so beginnt eine zärtliche Scene des Wiederfindens. Ich hätte es dem Alten voraussagen wollen. Das Liebespaar hat sich aber noch nicht halb satt gekost und geschmollt, als die Thür aufspringt und, in blinkenden Stahl gehüllt, eine von Kampf oder Leidenschaft glühende Kriegerin erscheint. Sollte es vielleicht die Königin der Amazonen seyn? Gewiß ist es, daß sie den Bogen ebenso gut nach der linken als nach der rechten Schulter spannen könnte ohne Gefährde. Scene der Wuth und der Eifersucht. Der Braungelockte zeigt sich unerbittlich und unerschütterlich, und seine Standhaftigkeit macht seinem Geschmack alle Ehre. Da bricht

plötzlich von allen Seiten das Volk in wilder Angst in die Halle, das Verhängniß scheint sich entladen zu sollen, man hört donnernde Huftritte auf den Brettern, und hoch zu Roß erscheint im Hintergrund der König. Seine Majestät ist ungehalten, seine Majestät rollt die Augen und ballt die Fäuste; es kommt zum Dolch- und Schwertzucken; aber für dießmal geht die Sache glücklicherweise noch ohne Blutvergießen ab, und der Tumult ist einigermaßen beschwichtigt, als der Vorhang fällt.

Ich fand mich nach diesem ersten Aufzug unwissender als zuvor, und ging deßhalb in dem Zwischenakt, das Buch zu kaufen. Dieser Gedanke war eine Eingebung des Himmels, ohne die ich nimmermehr über die wichtige Frage ins Reine gekommen wäre, die mich in das Theater geführt hatte. Der Nabuco — denn ich will mit meiner mühselig erworbenen Wissenschaft nicht geizen — ist Niemand anderes als der König Nebukadnezar, der arge Heide, dessen Name sich der Librettoschreiber durch jene Abkürzung — die Romanen sprechen ihn Nabucodonosor — versgerecht gemacht hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Scene in dem Tempel des eroberten Jerusalem spielt. Die schöne Gefangene Fenena ist die Tochter des Königs von Babylon, welche der Hohepriester als Geisel behandeln will. Der Jüngling mit dem Lockenhaar, ein Verwandter des Königs von Juda, hat sie als Gesandter am Hof ihres Vaters kennen gelernt u. s. w. Die Amazone Abigail ist die vermeinte ältere Tochter Nebukadnezars und zugleich der böse Dämon nicht bloß der Liebenden, sondern auch des Königs, des Volks der Juden, kurz aller Welt.

Unter Sturm und Drang spielt die Handlung in Babylon weiter. Nebucadnezar wird für seinen Frevel an dem Volk des Herrn mit Wahnsinn gestraft, und Abigail bemächtigt sich der Krone. Ich versprach mir große Bühnenwirkungen von dem Wahnsinn Nebucadnezars. Die Verrücktheit als dramatisches Motiv ist so voll von hoher Poesie, von zartem Kunstgefühl, von feinem Geschmack! Das wissen denn aber auch die Theaterdichter, und zumal die Opernschreiber so wohl, daß wir selten mehr ein tragisches Bühnenstück zu sehen bekommen, in welchem

nicht ein gut Theil Tollhäuslerwesen vorkäme, und darum ist, aufrichtig gestanden, der gewöhnliche dramatische Wahnsinn ein wenig abgenutzt. Das gesträubte Haar, die bald stieren, bald wildrollenden Augen, das Zähneknirschen, das gellende Auflachen mitten aus tiefer Schwermuth — alle diese und hundert ähnliche Dinge sind freilich auf der Bühne von unglaublicher Schönheit und von hochdichterischer Wirkung, aber, wie gesagt, wir haben das alles ein wenig oft gesehen und gehört, und es ist Zeit, uns den Wahnsinn in einer neuen Gestalt zu zeigen. Hier war nun die beste Gelegenheit dazu, denn man brauchte ja nur ein Kapitel aus dem Propheten Daniel in Scene zu setzen, und ich freute mich schon im voraus auf den biblischen Nebukadnezar mit Nägeln wie Löwenkrallen und Haaren wie Adlersfedern, wie er auf allen Vieren geht, und Heu frißt wie ein Ochse. Und welche herrliche Toneffekte sich durch ein solches Auftreten des verrückten Königs motiviren lassen! dachte ich voll froher Erwartung. Aber, sollten Sie es glauben, nichts von dem Allem kam zum Vorschein. Ich bin entrüstet. Was wird aus der dramatischen Kunst werden, wenn unsere Dichter nicht einmal mehr den Werth der kostbarsten Situationen erkennen, die ihnen die Geschichte selbst an die Hand gibt! Nebukadnezar rettet sich zuletzt aus Schmach und Elend durch seine Bekehrung zum Glauben Israels:

Dio di Giuda, gelobt er, l'ara, il tempio
A te sacro, sorgeranno!
Deh, mi togli a tanto afanno,
Ed i miei riti straggeró.
Tu m'ascolti! Giá dell' empio
Rischiarita è l'egra mente!
Dio verace, onnipossente
Adorarti ognor sapró!

Der gestürzte König gewinnt durch dieß Versprechen Krone und Scepter wieder, der Bel zu Babel wird zertrümmert und alles endet in Freud' und Herrlichkeit mit einem wirklich ergreifenden Dankgebet der durch ihren neuen Glaubensgenossen aus der Knechtschaft befreiten Juden:

Immenso Jehova
Chi non ti sente!
Chi non è polvere
Innanzi a te!
Tu spandi un iride? —
Tutto è ridente.
Tu vibri il fulmine? —
L'uom più non è.

Dieser Schlußchor ist so vortrefflich in Musik gesetzt, daß er mit der Mittelmäßigkeit der Composition als Ganzes einigermaßen versöhnt. Der heidnische Lärm, mit welchem das Stück beginnt, nimmt übrigens während der drei letzten Akte bedeutend ab, und die Oper gewinnt in der That mit jedem Schritt, den sie vorwärts geht. Ein Duo zwischen Nebukadnezar und Abigail im dritten Aufzug riß das Publikum zu einem Ausbruch des Enthusiasmus hin, wie ich keinen ähnlichen je im Theater erlebt habe. Das große Talent Ronconi's hatte indessen an diesem Triumph weit mehr Antheil als das Verdienst des Tonsetzers.

Die Truppe des Circo ist überhaupt sehr gut zusammengesetzt. Frau Ober-Rossi Abigail, obgleich, wie eben angedeutet, nicht mit glänzenden körperlichen Gaben ausgestattet, ist nicht nur eine ausgezeichnete Sängerin, sondern auch eine Schauspielerin voll Geist und Kraft und Grazie. Die Herren Carrion und Euzet (Ismael und der Hohepriester) behaupten mit Ehren ihren Rang auch neben Ronconi. Von Fräulein Moreno (Fenena) ist hingegen nicht viel anderes zu rühmen als ihr artiges Gesicht und ihre Jugend. Die Chöre sind außerordentlich zahlreich und besser als die der italienischen Oper in Paris: die Ausstattung des gestrigen Stücks war in einzelnen Theilen sehr reich und im Ganzen befriedigend zu nennen.

Der gegenwärtige Unternehmer des Circo ist der bekannte Bankier Salamanca, der indessen auf diesem Gebiet keinen Gewinn, sondern nur künstlerischen Genuß und vielleicht auch die Befriedigung eines gewissen Ehrgeizes sucht. Mit mediceischer Freigebigkeit hat er sein Theater auf einen Fuß gesetzt, auf

welchem es nur durch bedeutende Opfer erhalten werden kann. Ronconi z. B. hat außer andern Vortheilen einen monatlichen Gehalt von 30,000 Realen, wenigstens doppelt so viel, als ihm die Pariser Oper zahlte. Und der Circo, weit entfernt, Unterstützung von der Regierung zu erhalten, wie die großen Theater anderer Hauptstädte, bekommt altem Herkommen gemäß nicht einmal den Miethpreis der königlichen Loge bezahlt, ja die Königin, so oft sie die Oper besucht, läßt sich sogar sammt ihrer ganzen Begleitung auf Rechnung des Theaters mit Erfrischungen bewirthen — eine Sitte, die man sehr unköniglich, oder wenn man will, auch sehr königlich nennen kann. Was aber Herrn Salamanca, diesen Phönix unter den Millionärs, betrifft, so wundere ich mich höchlich darüber, daß ihn seine Herren Collegen noch nicht in Acht und Bann gethan haben, des bösen Beispiels wegen, welches er gibt. Allermindestens sollte man doch auf allen Börsen der Welt einen Mann kreditlos machen, der da zeigt, daß er keinen Begriff von dem Werth und der Bedeutung des Geldes hat, indem er sich nicht entblödet, zum Vergnügen des Publikums große Summen zu vergeuden, die er vernünftigerweise nur in Staatspapieren und Eisenbahnaktien anlegen kann, wenn er sie einmal nicht zur Unterhaltung von Buhlerinnen und Pferden oder zu andern normalen Zwecken dieser Art verwenden will.

Herrn K. in Paris.

Madrid, 4. Juli.

Als Ferdinand „der Ersehnte" im Jahr 1814 nach Spanien zurückgekehrt war, da ging es bekanntlich mit beispiellosem Eifer an ein Restauriren, das geeignet war, selbst die Regierung von Hessen-Kassel neidisch zu machen und zu beschämen, die doch alles,

bis zu dem Zopf der Soldaten und bis zu der kurfürstlichen Anrede mit „Er“, wieder auf den alten Fuß gesetzt hatte. Wie an andern Orten, fing man in Madrid damit an, die absolute Gewalt, die Camarilla und die Hofetikette wieder herzustellen, und nachdem hiemit das Wichtigste und Wesentlichste geschehen war, legte man Hand an die Restauration der Inquisitionsgefängnisse, der Kapuzinerklöster, der Militärkommissionen und einer Menge ähnlicher Einrichtungen aus der guten alten Zeit. Zuletzt, als man nichts Besseres mehr zu restauriren wußte, gerieth die Regierung auf den Gedanken, den von Karl III. am Prado erbauten Palast wiederherzustellen, den die Franzosen halb in Trümmern zurückgelassen hatten. Dieser Palast, ein Werk des vortrefflichen Meisters Juan de Villanueva, war ursprünglich bestimmt, ein naturwissenschaftliches und mechanisches Museum aufzunehmen, aber er war nicht weit genug fertig geworden, um zu diesem Zweck benutzt zu werden, und die Franzosen hatten eine Kaserne daraus gemacht. Obgleich die Kosten des Wiederaufbaues des Palastes auf 7 Millionen Realen angeschlagen waren, so wurde die Arbeit doch sehr rasch betrieben, denn die Galanterie des Königs gegen seine junge Gemahlin Maria Isabella von Portugal war dabei im Spiel. Die Königin, eine warme Freundin der Künste, hatte nämlich dem für solche Dinge höchst gleichgültigen Ferdinand VII. in einer schwachen Stunde das Versprechen abgenommen, aus den Meisterwerken der Malerei, die in vielen königlichen Schlössern zerstreut waren, in Madrid eine große Galerie zu bilden, welche dann nirgends besser untergebracht werden konnte, als in dem Palast am Prado.

Das neue Museum wurde 1819 mit 311 Gemälden eröffnet. Nach und nach erweiterte sich die Sammlung bis auf 1949 Nummern, welche sie gegenwärtig zählt. Hunderte von Gemälden warten noch in den Niederlagen des Museums darauf, daß durch die Vollendung des Ausbaues des Palastes Raum gewonnen werde für ihre Aufstellung, und außerdem sind in den königlichen Besitzungen, welche man zum Vortheil des Museums geplündert hat, noch immer so viele Bilder vorhanden, daß es leicht seyn würde,

den bisherigen Katalog des Museums zu verdoppeln. Der Escorial allein, welcher 101 der besten Werke in das Museum geliefert hat, besitzt gegenwärtig noch über 600 Gemälde, unter denen viele von großem Werthe.

In ihrer heutigen Gestalt nun ist diese Gemäldegalerie, wenn auch nicht die zahlreichste, doch höchst wahrscheinlich die kostbarste, die es gibt. Des Mittelmäßigen ist so wenig darin, daß es in der großen Masse des Ausgezeichneten und des Meisterhaften beinahe völlig verschwindet. Die spanischen und die italienischen Schulen sind in dem Museum überaus glänzend repräsentirt. Der Name Murillo's kommt in den spanischen Sälen 46mal vor, von Ribera sind 53, von Zurbaran 14, von Juanes 18, von Velasquez 62 Bilder vorhanden. Von den Italienern zählt Raffael 10, Giordano 55, Tiziano 43, Tintoretto 27 Nummern. Poussin hat 21, Vernet 5 Bilder in den französischen Saal geliefert. Die deutsche Schule wird durch Albrecht Dürer (die Spanier schreiben unbedenklich Alberto Durero) mit 10, und von Lucas Cranach mit 2 Bildern vertreten. Unzählig sind die Gemälde der flämischen und holländischen Schule. Rubens allein hat 62, und Teniers 52 Bilder im Museum. Ich habe hier zum erstenmal Gelegenheit zur unmittelbaren Vergleichung zwischen den ausgezeichnetsten Leistungen der italienischen und den Meisterwerken der spanischen Kunst, und soll ich es gestehen, ich finde, daß Raffael zum Schatten verblaßt neben Murillo. In Murillo lebt eine Welt von Gedanken, wogt ein tiefes Meer von Leidenschaften, Murillo's Künstlerauge sieht durch die Maske hindurch bis in die Seele hinein, und diese Seele ist es, die er auf die Leinwand bringt: Murillo malt, wie sein Geistesverwandter, Benvenuto Cellini, geschrieben hat; Raffael dagegen ist ein Diplomat, er besitzt einen unglaublichen Takt, sein Geschmack ist bis zur Vollkommenheit ausgebildet, er hat den zartesten Sinn für Formenschönheit und Grazie, aber sein Herz ist zu arm. Damit will ich Raffael keineswegs die Liebe absprechen, aber mit der Liebe allein kommt man nicht weit in Kunst und Poesie, ebensowenig wie im Leben. Ich bin zehnmal vor das gepriesene Raffael'sche Bild „die Perle"

getreten, ohne darin zu finden, was ich suchte. Das Gesicht der Jungfrau Maria ist mit dem süßesten Formenreiz übergossen, aber wie lange man es auch anblicken möge, es bleibt stumm; der kleine Jesus, nicht sowohl ein Kind als ein zierliches wunderhübsches Zwerglein, fragt mit überaus lieblichem Ausdruck bittend und fast ein wenig schelmisch nach der Mutter hinauf, ob es die Früchte nehmen dürfe, die ihm der kleine Johannes bringt. Aber die Mutter, statt diesem rührenden Blick zu antworten, sieht ohne alle Veranlassung neben demselben vorbei, und wenn sie sich überhaupt mit irgend Jemand oder mit irgend Etwas beschäftigt, so ist es wohl schwerlich der heilige Joseph, der im Hintergrund wie ein ungebetener Gast scheu um die Ecke sieht. Neben der Maria sitzt mit nichtssagender Miene eine Frau — ich glaube, die heilige Anna — ohne Antheil an der kleinen Scene, die neben ihr vorgeht, eine völlig müßige Figur. Ueber die technische Ausführung des Bildes steht mir freilich kein Urtheil zu, aber ich kann doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Fleisch der Jungfrau und der beiden Kinder auffallend unnatürlich gefärbt ist, gerade so, als ob es mit einer Mischung von weißem und rosenrothem und bläulichem Puder überstreut wäre. Ob dieß durchaus unwahre Incarnat nun künstlerisch angesehen für schön gelten kann, das mögen die Leute vom Handwerk entscheiden. Da es indessen gewiß ist, daß König Philipp IV. beim Empfang dieses Bildes ausgerufen hat: Es la perla de mis cuadros! so bereue ich hiermit feierlich die vorstehenden Zeilen, und ich gestehe ein, daß im Grunde genommen kein vernünftiger Zweifel gegen die unvergleichliche Vollkommenheit des Gemäldes erhoben werden kann, das von jenem Wort des Königs seinen heutigen Beinamen erhalten hat.

Ein anderes Bild, mit dessen Ruhm man die halbe Welt angefüllt hat, ist das Porträt der Monna Lisa, von Leonardo da Vinci. Hier handelt es sich indessen weniger um das Verdienst des Malers als um die Leistung der Natur. Monna Lisa galt nämlich zu ihrer Zeit, und gilt auf das Leonardo'sche Porträt hin noch heute für ein unvergleichliches Wunder der Schönheit

und Anmuth. So sehr es mir nun auch leid seyn würde, in den Verdacht des systematischen Widerspruchsgeistes zu gerathen, so kann ich doch nicht umhin, auch dießmal Einrede zu erheben gegen die allgemeine Stimme. Das Bild der Monna Lisa ist durch einen Kupferstich bekannt, dessen Untreue ich nicht im mindesten für zweifelhaft hielt, bis ich mich hier vom Gegentheil überzeugt habe. Der Kupferstich ist durchaus gelungen, ist von untadelhafter Treue, und ich thue Herrn Calamatta — ich glaube wenigstens der Stich ist von ihm — hier öffentliche Abbitte für den Vorwurf, den ich ihm oft im Stillen gemacht. Jene Dame mit dem fetten viereckigen Gesicht, mit den kleinen verquollenen Augen, über denen die Stelle der Brauen kaum durch einen dünnen Schatten angedeutet ist — jene Dame mit dem mehr einfältigen als gutmüthigen Lächeln, ist wirklich die Monna Lisa des Leonardo da Vinci. Reich ist ihr röthlich glänzendes Lockenhaar, und üppig geformt sind ihr Nacken und ihre Brust, aber wenn die Florentiner des sechzehnten Jahrhunderts in der Eigenthümerin dieses Kopfes wirklich, wie es heißt, die Königin der Schönheit gesehen und verehrt haben, so muß man annehmen, daß ihre Stadt in jener Zeit in gewisser Hinsicht dem Reich der Blinden geglichen, in welchem, wie man weiß, der Einäugige König ist.

Von allen den herrlichen Bildern Murillo's, die mir Sinn und Auge gefangen halten, will ich nur eines nennen, eine sogenannte Empfängniß, die Jungfrau Maria auf dem Halbmond fußend, der von Engeln getragen wird. Murillo's Pinsel, sonst strotzend von Kraft und Leidenschaft und warmem irdischen Sinn, hat hier aus Liliendu ft und Sternenschimmer ein Bild der heiligsten und doch unaussprechlich süßen Verklärung geschaffen. Das Auge der Jungfrau, halb gebrochen von himmlischer Lust, sieht die Herrlichkeit des Herrn vor sich ausgebreitet, auf Stirn und Wange, von lichtblondem Haar umflossen, liegt die Blässe der Begeisterung, die ganze Gestalt Maria's in Form und Haltung und Ausdruck ist eine Erscheinung aus paradiesischer Welt. Und sähe ich von dem ganzen Bilde nichts als die über der Brust gekreuzten Hände der Jungfrau, es würde wie Andacht über mich

kommen, wie Andacht vor dem Genius, der durch jene einfache Geberde mit übermenschlicher Beredsamkeit vom Göttlichen spricht.

Mir war fast bänglich dabei zu Muth, unsern Nürnberger Landsmann in solcher Gesellschaft zu wissen, und ich trat nicht ohne eine gewisse Scheu in den Saal, welcher ihm und einigen niederländischen und französischen Meistern vorbehalten ist. Das erste der Dürer'schen Bilder, auf das mein Blick fiel, war eine frostige Allegorie, die Jugend, das Alter und den Tod darstellend, der ich vergebens irgend ein Interesse abzugewinnen versuchte. Nur das will ich diesem Gemälde nachrühmen, daß Dürer darin Geschmack genug bewährt hat, uns das Bild des Todes wenigstens nicht, nach der sonstigen Weise seiner Zeit und seines Landes, in der Gestalt eines ekelhaften Gerippes vorzuführen: sein Tod ist vielmehr ein wandelnder Todter.

Ein zweites allegorisches Gemälde Dürers ist freundlicheren Charakters. Drei junge Weiber, vielleicht die Grazien, bilden eine anmuthige Gruppe unter einem Lorbeerbaum. Zwei von ihnen singen aus einem Buch, und die dritte schlägt die Laute dazu. Zu ihren Füßen sitzt ein kleiner Genius, welcher einen Schwan am Hals ergriffen hat, um ihn, wie es scheint, zum Singen zu zwingen. Außerdem sieht man noch zwei andere sinnbildliche Figuren auf diesem Gemälde, das mir wenig Theilnahme abgewinnt, weil ich seinen Gegenstand nicht begreife. Laut einer Inschrift auf der Rückseite wurde es 1548 in Frankfurt von Friedrich Grafen von Solms dem Grafen Johann von Ligne zum Geschenk gemacht, so daß es also wahrscheinlich durch Brabant den Weg nach Madrid genommen hat. Ein Bild aber, in welchem ich den wackern Nürnberger Meister mit Stolz und mit Freude wiederfinde, ist die Jungfrau mit dem Kind unter Nummer 1019. Maria sitzt da mit einem Buch in der auf dem Schooß ruhenden linken Hand. Die Finger der rechten Hand wühlen in den Locken des Kindes, das auf ihrem rechten Knie aufrecht steht, und dessen Kopf sie liebkosend an ihre Wange drückt. Der kleine Jesus erwiedert die Zärtlichkeiten der Mutter, indem er ihr mit langgespitztem Mündchen einen Kuß entgegenbringt. Die ganze

Gruppe ist von ergreifender Einfalt und Wahrheit. Gegen Zeichnung und Perspektive mag sich vielerlei einwenden lassen, aber die Anordnung, der Ausdruck, das Gefühl, die in dem Bilde liegen, sind jedem Lob unerreichbar. Hier erkenne ich die Mutter und ihren Sohn, während mir tausend andere Bilder — und selbst die berühmtesten — die denselben Gegenstand behandeln, nichts zeigen als ein Weib mit einem Kind auf dem Schooß — zwei Figuren, die gewöhnlich nichts mit einander gemein haben als den Rahmen, der sie einfaßt. In dem Gemälde Dürers ist überdieß Leben und Handlung, während aus tausend andern Bildern dieser Art Maria sowohl als das Kind regungslos und müßig herausschauen, als wollten sie sagen: „Hier bin ich, betrachtet mich, bewundert mich, betet mich an!" — eine Herausforderung, die doch etwas zu gebieterisch klingt, um nicht zu einiger Widerrede zu reizen.

Ein zweites Marienbild von Dürer unter Nummer 1611 ist in meinen Augen von geringerem Werth. Dagegen hat seine Eva mit dem Apfel in der Hand meine ganze Bewunderung. Gesicht und Gestalt Eva's sind mit einem unaussprechlichen Reiz übergossen. Aus ihrer Haltung sprechen der höchste Adel und die verführerischeste Anmuth, und die weichen Linien ihres Körpers und ihr warmes zuckendes Fleisch scheinen vielmehr einem venetianischen Pinsel anzugehören als einem deutschen. Adam als Seitenstück zu dieser Eva spielt eine ziemlich untergeordnete Figur.

Auch ein eigenhändiges Porträt Dürers enthält das Museum, ein charaktervolles Gesicht mit fast harten Zügen. Die Stirn ist niedrig, und aus den kleinen seitwärts gewendeten Augen schaut es unheimlich heraus, aber der übrige Theil des Gesichts, von reichen blonden Locken eingefaßt, ist stolz und edel geformt, und der Maler trägt den Kopf wie ein Mann, der sich bewußt, daß er mehr werth ist als ein Edelmann.

Von Lukas Cranach hat das Museum zwei Jagdstücke, Hofjagden des Kurfürsten von Sachsen darstellend, deren Verdienst gerühmt wird. Neben denselben hängt ein Marienbild aus niederländischer Schule, das ich noch erwähnen will, weil der Künstler

ebenso wie Albrecht Dürer verstanden hat, Leben und Bewegung in seinen Gegenstand zu bringen, eine Gruppe aus dem Stoff zu bilden, aus welchem die meisten übrigen Maler nichts zu machen wissen als vereinzelte und unthätige Figuren. Jesus liegt behaglich ausgestreckt auf dem Schooß der Mutter, und spielt mit einem Korallenhalsband. Johannes, in einiger Entfernung, sieht verschämt hinter einer Säule hervor, ohne sich heranzuwagen, und Maria, um ihn zu ermuthigen und zu locken, hält ihm eine Birne entgegen. Dieß Bild ist mit dem hellen Farbenglanz und der sprechenden Naturwahrheit ausgeführt, deren Geheimniß man den alten Niederländern bis auf den heutigen Tag nicht abzulernen vermocht hat. Es ist ohne Zweifel eines der besten, welche das Museum aus allen niederländischen Schulen besitzt, obgleich sich darunter, wie ich schon erwähnt habe, nicht weniger als 62 Gemälde von Rubens befinden. Unter den letztern sah ich nicht ohne einige Verwunderung eine lange Reihe von Heiligenbildern, die, alle in derselben Größe und nach demselben Zuschnitt, vermuthlich auf Bestellung von Madrid aus angefertigt sind. Es überraschte mich, zu sehen, wie Rubens, der gründliche Materialist, so viel Ascese, als sich in manchem dieser Bilder findet, aus seinen Farbentöpfen hat herauslügen können. Freilich, freilich, die Ascese war damals in Madrid ein gesuchter Artikel, und die Philippe zahlten mit vollwichtigen Unzen — wenn sie überhaupt zahlten.

Viele von den Bildern des königlichen Museums haben zur Franzosenzeit die Reise nach Paris gemacht, wo man ihnen noch heute nachjammert wie einem rechtmäßigen Eigenthum, das man durch die Unbill der Zeiten verloren. Die Sammlung im Louvre hat alles hergeben müssen, was sie von den in Spanien geraubten Kunstschätzen besaß, aber die von Generalen und Intendanten „eroberten" Gemälde wurden in den Händen ihrer neuen Besitzer gelassen, weil man das Privateigenthum respektiren müsse. Der ehemalige Adjutant eines französischen Marschalls, den ich nicht nennen will, hat mir aus eigener unmittelbarster Anschauung eine lebendige Schilderung des Systems gegeben, durch welches

der bezeichnete Marschall seine reiche Gemäldegalerie in Spanien erworben hat. So erhielt jener Adjutant, welcher zugleich Oberster eines Kürassierregiments war, eines Tages Befehl, mit seinem Regiment nach Loja zu reiten, sich dort in ein bestimmtes Haus einzuquartieren, und in diesem Haus ein Zimmer zu verlangen, das man ihm genau bezeichnete, das Weitere werde er in einem schriftlichen Befehl finden, den man ihm versiegelt überreichte. Wie befohlen war, so geschah, der Oberst bezog eines der besten Häuser der Stadt, dessen Prachtzimmer ihm auf sein Verlangen zur Wohnung eingeräumt wurde. Hierauf öffnete er den versiegelten Befehl, den man sich vermuthlich doch geschämt hatte, ihm mündlich mitzutheilen, und der ihm den Auftrag gab, bei dem Wagner des Ortes eine hölzerne Rolle von so und so viel Fuß Länge zu bestellen, dann mit Einbruch der Dunkelheit das große Gemälde, das sich der Eingangsthür gegenüber befand, aus dem Rahmen zu schneiden, es sorgfältig auf die Rolle wickeln zu lassen, und mit dieser Beute in der Nacht nach dem Hauptquartier zurückzukehren. Der Befehl des Marschalls wurde mit militärischer Pünktlichkeit vollzogen, aber die nächtliche Operation konnte doch den Bewohnern des Hauses, an denen man ein so schnödes Gastrecht übte, nicht ganz geheim gehalten werden, und die Kürassiere wurden auf dem Rückzuge mit ihrer ehrenvollen Beute von der erbitterten Bevölkerung von Loja eine Stunde lang mit Steinwürfen und Flintenschüssen verfolgt.

Je nach Umständen ging man auch wohl mit etwas mehr Ceremonie zu Werke. Kam der Marschall zum Beispiel in ein reiches Kloster, so ließ er sich in demselben umherführen, um die Kunstsachen der ehrwürdigen Väter zu bewundern. Fand er auf der Wanderung durch die Kirche, den Speisesaal, die Kreuzgänge irgend ein Gemälde, das ihm zusagte, so wandte er sich mit der artigen Bitte, ihm dieses Bild zu verkaufen, an den Abt, der ihm die Ehren des Hauses machte. Der Abt entschuldigte sich natürlich mit der Unveräußerlichkeit des Klostereigenthums und ähnlichen Einwendungen, aber der Marschall hatte immer die besten Gegengründe in Bereitschaft. „Ich will nicht, daß das Kloster

zu Schaden komme, hochwürdiger Herr," sagt er, „ich zahle Ihnen zehn Piaster für dieses Bild, und dieser Preis, dünkt mich, ist wohl eine kleine Abweichung von den gewöhnlichen Grundsätzen der Verwaltung des Klosterguts werth." Zu gleicher Zeit, und auf den Wink eines Adjutanten, stießen die Soldaten der Eskorte, die den Marschall auf Schritt und Tritt begleiteten, die Kolben ihrer Gewehre auf die Erde, um die Bajonnette aufzusetzen. Dieses Argument brachte in der Regel die beabsichtigte Wirkung hervor, der Abt fand den ihm angetragenen Kauf zu vortheilhaft, um ihn länger abzuschlagen, und der Marschall wurde für zehn Piaster Eigenthümer eines Gemäldes, das ihm der erste beste Bilderschacherer für zehntausend Piaster wieder abgekauft haben würde. Man mag von dieser Art der Eigenthumserwerbung nun denken was man will, man wird jedenfalls gestehen müssen, daß die Napoleon'schen Generale sich besser auf die „Geschäfte" verstanden, als gewisse arme Teufel, die sich für ein paar Thaler hängen lassen.

Das Madrider Museum wird dem Publikum alle Sonntage geöffnet. Künstler mit einer Einlaßkarte des Direktors und Fremde gegen Vorweisung ihres Passes finden alle Tage Zutritt. Die Ordnung, die Reinlichkeit und das Licht in der Galerie lassen kaum irgend etwas zu wünschen übrig.

An Denselben.

Madrid, 6. Juli.

Seit acht Tagen ist es hier in Madrid Sommer geworden, ein Sommer, wie er in Senegambien zu Hause seyn muß. Während der vorletzten Woche war der Mantel in den Abendstunden noch keineswegs überflüssig, und heute brütet über der Stadt

eine Atmosphäre von 31 Grad, welche die Pflastersteine beinahe zum Glühen erhitzt, und die Straßen bis Sonnenuntergang zu unwegsamen Einöden macht. Erst um 7 Uhr Abends athmet Madrid auf von dem heißen Alp, der ihm vom frühen Morgen an auf der Brust gelegen hat; die Fensterläden werden geöffnet, die Balkons füllen sich mit halb verschmachteten Menschen, die nach Luft dürsten, und die schöne Welt, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, fängt an, sich in Bewegung zu setzen nach dem Prado. Der Prado wird gegen die Stunde des Spazierganges reichlich besprengt, um den Staub zu löschen, seine schönen Ulmen und seine Springbrunnen geben ihm hinreichende Kühlung, und man würde sich dort sehr wohl befinden nach des Tages Last und Hitze, wenn nicht alle Welt die Wuth hätte, sich in dem Gang, welcher dem Fahrweg entlang läuft, zusammenzudrängen — einem Gang, der für den fünften Theil der Menschen zu eng seyn würde, die sich nun gerade dort, und nirgends anders, ergehen wollen, und die vielleicht lieber nach Hause zurückkehrten, als daß sie die durch Bänke und Laternensäulen bezeichnete Linie überschritten, welche jenen Gang von den übrigen Fußwegen des Prado — dem Bereich minorum gentium — trennt. Das ist kein Lustwandeln, sondern ein Blocksbergsgewühl:

„Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben."

Ein früheres Ayuntamiento, zur Zeit, wo die Progressisten am Ruder waren, hatte, wie ich höre, jene beengende Scheidelinie — gewiß zum großen Gewinn für das Publikum aller Classen — hinwegnehmen lassen, aber die Moderados haben auch in diesem Punkt ihrem System der Reaktion treu bleiben zu müssen geglaubt, und was das Schlimmste ist, sie haben ihre conservativen Laternenpfähle und Steinbänke just wieder an die alte Stelle gesetzt, statt sie wenigstens einige Schritte weiter hinauszurücken. Aber ein solches Zugeständniß hätte ja freilich wie eine Schwäche ausgelegt werden können, und die Moderados des Madrider Ayuntamiento wissen zu gut, was eine öffentliche Behörde sich selbst schuldig ist, um nicht jede Einräumung gerade deßhalb zu verweigern, weil

die öffentliche Stimme sie von ihnen fordert. Wie gewaltig irrt man in . . . [1], wenn man sich dort einbildet, das Monopol der guten Regierungsgrundsätze zu haben! Das hiesige Ayuntamiento — si parva licet componere magnis — ist in der conservativen Politik eben so weit als das dortige Staatsministerium, und seinetwegen mögen die Leute auf dem Prado ersticken und sich erdrücken, es wird den Progressisten in jener Abgränzungsfrage keinen Zoll breit nachgeben. Das nenne ich Kraft und Seelenstärke!

So sehr ich indessen auch diese Eigenschaften des Madrider Ayuntamiento verehre, so verspüre ich doch wenig Lust, mich ihnen zum Opfer darzubringen, und ich flüchte mich deßhalb gewöhnlich aus dem Gedränge des Prado, das in der ersten Abendstunde lebensgefährlich werden könnte, in den benachbarten Buen Retiro. Dieser Park erstreckt sich innerhalb der Stadtmauern von dem Thor von Alcalá bis in die Nähe des Thores von Atocha, und mich dünkt, er muß nach allen Richtungen hin einen Durchmesser von mehr als einer halben Stunde haben. Mit Ausnahme eines abgesonderten Gartens, welcher der Königin und dem Hof vorbehalten ist, steht der Park dem Publikum bis zur späten Abendzeit offen. Der Buen Retiro ist eine Schöpfung aus der Regierungszeit Philipps IV., welcher hier seinen glänzenden und ritterlichen Hof zu halten pflegte. Mehrere Schlösser, reiche Kirchen, ein schönes Theater, Kasernen und die zahlreichen Wohnungen des Hofgesindes aller Classen machten den Buen Retiro zu einer Art selbstständiger Stadt, und jedenfalls zu einem der bevölkertsten und prächtigsten Viertel von Madrid. Die Künste sandten aus allen Ländern Europas ihre kostbarsten Werke und ihre glänzendsten Vertreter in das gastfreie Hoflager jenes Beherrschers zweier Welten, die Lopez de Vega, die Calderon, die Tirso de Molina, die Quevedo, die Murillo und die Velasquez waren die gehätschelten Lieblinge des Buen Retiro; das amerikanische Gold floß in Strömen dahin, und ein ununter-

[1] Unleserlich geschrieben.

brochener Wechsel prachtvoller Feste, umgeben von der stolzesten und glänzendsten Aristokratie Europas, strotzend von sultanischem Prunk und pochend auf sultanische Allgewalt, bewundert und nachgeäfft in Wien und in Paris, in München und in Dresden, schwelgte die spanische Monarchie in Saus und Braus dem Bankerott entgegen, der bald genug zum Ausbruch kommen sollte, und aus dem sie sich wohl nimmermehr wieder herausarbeiten wird. Der Kassendefekt ist gar zu groß! Deficit von Tausenden blühender Städte und Dörfer und von mehr als 20 Millionen Menschen, Deficit von drei Viertheilen des ehemals fruchtbaren Bodens von Spanien, Deficit des Gewerbfleißes und selbst der Arbeitsfähigkeit im Volk, Deficit der Land- und Seemacht, Deficit der Organisation des Staatswesens überhaupt, Deficit der öffentlichen Moral, des öffentlichen Pflichtgefühls, der Achtung vor dem Gesetz — doch es würde gar zu lange währen, wenn ich alle die Passiva aufzählen wollte, für welche die Monarchie der Philippe verantwortlich ist, und die durch ihre Nachfolger allerdings fortwährend vergrößert worden sind. Von dem Deficit des Staatsschatzes will ich nicht reden, denn das ist eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem Uebrigen, und das Deficit der vielen Länder und Provinzen, die Spanien seit zweihundert Jahren verloren, bringe ich hier noch viel weniger in Rechnung, denn diese vermeintlichen Verluste mit Ausnahme eines einzigen, des Verlustes von Portugal, sind in Wahrheit wo nicht baarer Gewinn, so doch nur die Bezahlung alter Schulden. Und die Activa der spanischen Monarchie? Sollte einer meiner Leser Kenntniß von ihnen haben, so würde er mich verpflichten, wenn er mir etwas darüber mittheilte.

Der Gründer der französischen Dynastie in Spanien vernachlässigte den Buen Retiro wie überhaupt die meisten Stiftungen seiner Vorgänger, San Ildefonso, das von Philipp V. erbaute spanische Versailles, wurde der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Königs. Unter Ferdinand VI. und dem zweiten und dritten Karl kam der Buen Retiro wieder in einige Gunst bei dem spanischen Hof, der aber jetzt, statt wie ehemals den

europäischen Residenzen den Ton anzugeben, vielmehr seine eigenen Muster aus Versailles holte, wie namentlich die Allongeperrücke, die große Schöpfung des großen französischen Königs, die den, welcher sie mit so unvergleichlicher Majestät zu tragen wußte, in den Augen seiner Zeitgenossen und vor allen Dingen in seinen eigenen Augen zu einem Ebenbild des Zeus mit den olympischen Locken machte. Siehe die Schriften des als Freigeist verkleideten Lakaien Voltaire.

Die italienische Oper, welche Ferdinand VI. nach Spanien gebracht hatte, wurde mit dem größten Aufwand von Talent und Luxus im Theater des Buen Retiro gespielt, dessen Alleen und Lauben und Blumenfelder nicht selten als Operndecoration dienten. Auch eine andere Art Komödie, nur daß sie weniger kurzweilig war, wurde von Zeit zu Zeit im Buen Retiro aufgeführt, nämlich die Sitzungen der Cortes por Estamentos, die man bis zum Jahr 1789 in dem Salon de los Reinos zu versammeln pflegte, um ihnen eine Reihe nichtssagender Fragen vorzulegen, die in der Regel ohne viele Weitläufigkeiten mit dem pflichtschuldigen Ja beantwortet wurden; erlaubten sich die Cortes aber doch einmal ein Ob oder ein Aber einfließen zu lassen, so wurde ihnen vom Thron herunter ein: Yo el Rey! zugerufen, vor welchem alsbald alle Bedenken und alle Einwendungen verstummten, und dem sich der beschränkte Unterthanenverstand ohne Murren fügte. Die Rollen haben inzwischen mehr als einmal gewechselt. Ferdinand VII. in Cadiz, die Königin Christine in la Granja und dann in Valencia, Isabella II., Hrn. Olozaga gegenüber, haben die Demüthigungen entgelten müssen, welche ihre Vorfahren der Nation in der Person ihrer Vertreter so oft widerfahren ließen.

Die Franzosen verwandelten den Buen Retiro in eine Citadelle, von der aus sie Madrid vollständig beherrschten. Nach ihrem Abzug erkannte das Volk von Madrid die Stätte des Glanzes und der Lust nicht wieder, die es seit vier Jahren nicht mehr betreten hatte. Die Gärten waren in Wälle und Gräben verwandelt, die schönsten Bäume gefällt und unter den

Suppenkessel der französischen Soldaten gesteckt, die königlichen Wohnungen waren zu Kasernen und Ställen eingerichtet. Die große Porzellanfabrik, welche die Franzosen geschont und selbst gehoben hatten, wurde von den Engländern aus bundesgenössischem Liebeseifer in Brand gesteckt, natürlich bloß um die Franzosen für den Fall, daß sie wieder nach Madrid kommen sollten, außer Stand zu setzen, einen militärischen Stützpunkt aus diesem Gebäude zu machen.

So viel nun auch die spanische Regierung seit jener Zeit gethan hat, um in dem Buen Retiro die Spuren der französischen Herrschaft zu verwischen, so hat sie ihm doch seine alte Herrlichkeit nicht zurückgeben können. Seine ehemaligen Prachtbauten sind theils verschwunden, theils im Zustand des Verfalls; die Gartenanlagen sind nur unvollständig wieder hergestellt, und große Strecken des Parkgebietes sind in Getreidefelder verwandelt. Man arbeitet indessen fortwährend, wenn auch langsam, an der Erweiterung und Verschönerung der vorhandenen Anlagen. Einer der schönsten Punkte dieser Anlagen befindet sich gegenüber den geschlossenen Gärten der Königin, die durch einen Weiher, den man einen See nennen könnte, von dem Park getrennt werden. Die große Wasserfläche, in ausgemauerten Becken und mit einem Eisengitter eingefaßt, die dichten Laubmassen, die breiten Alleen und die Aussicht auf einen Theil von Madrid und auf das Gebirg im Nordwesten — das alles bringt einen Gesammteindruck hervor, an welchem das Großartige eben so viel Antheil hat als das Liebliche. Den schönsten Gesichtspunkt aber bietet das südliche Ende des Buen Retiro. Der Park läuft hier in einen Vorsprung aus, welcher steil nach dem Bett des Manzanares hinabfällt, auf dem auch die Sternwarte steht, ein Kuppelbau von geschmackvoller Form und mit reichen korinthischen Granitsäulen, aber zur Ruine geworden, ehe er vollendet ist. Am Fuß des Hügels zieht sich in langer Schlangenwindung das baumgrüne Thal hin, dem der Manzanares Leben und Frische gibt. Den entgegengesetzten Abhang des Thales krönt das heitere Carabanchel, der einzige Ort in der Nähe von Madrid, wo einige wohlhabende

Einwohner der Stadt Landhäuser unterhalten. Weiter hinaus liegt weit ausgebreitet die wellenförmige Hochebene von Madrid, die man beinahe bis an die Gränze der Mancha verfolgen kann, und deren gelbe Stoppelfelder zwischen zwei Baumreihen die staubige Straße nach Andalusien durchschneidet. Zur Rechten, unterhalb des Hügels der Sternwarte, und durch eine noch tiefere Niederung von demselben getrennt, erscheint bunt und seltsam ausgezackt die Silhouette von Madrid auf dem goldglühenden Abendhimmel, welchen die Meisterin Sonne, die große Coloristin, über den Guadarrama ausgespannt hat, dessen dunkle Masse den Hintergrund schließt, wie das eherne Schicksal den Hintergrund des Drama der Alten. Der Madrider Spaziergänger verirrt sich zu solcher Stunde nicht an diese Stätte. Der Lärm der großen Stadt kommt hierher nur gedämpft und gebrochen wie geheimnißvolles Rauschen in der Waldnacht, der Schlag einer Wachtel in den Kornfeldern, und die vereinzelten Töne einer Nachtigall, die sich in ihrer Zeitrechnung geirrt hat, grüßen das heilige Dunkel, das sich rasch und rascher auf die Landschaft niedersenkt. Da plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, feuern die hundert Glockenthürme von Madrid ihre melodischen Batterien in die Nacht hinaus, und im Nu schwimmt die ganze Luft in tausendstimmigem metallenem Jubel. Haben die Völker verlernt, aus überströmender Seele zum Himmel aufzujauchzen, nun so mag immerhin das Erz ihnen seine Stimme leihen, und spräche diese Stimme auch nur von dichterischen Träumen der Wonne und der Lust.

Das Glockengeläute feiert heute den Vorabend des Sanct Petrustages, ein großes Fest unter den vielen Festen des Volkes von Madrid, und welches eben so wie die Vigilie des heiligen Johannes die Nacht hindurch auf dem Prado begangen wird. Was wäre Madrid ohne den Prado; was könnte in Madrid Großes, Außerordentliches, Festliches geschehen, ohne daß der Prado eine Hauptrolle dabei spielte! Ich begreife nicht, wie Madrid überhaupt hat bestehen können, ehe der Prado vorhanden war, das heißt ehe er das war, was er jetzt ist. Noch vor

hundert Jahren war der Prado nämlich nichts anderes, als was sein Name ursprünglich bezeichnet, eine Wiese, oder vielmehr eine Heide, die öde und wüst zwischen der Stadt und dem Buen Retiro lag. Erst Karl **III.** ließ diesen Raum ebnen, mit Bäumen bepflanzen, kurz, zum regelmäßigen Spaziergang einrichten. Der Prado mit seinen Fortsetzungen, der Alameda de Recoletos und den Delicias de Isabel **II.**, einem ganz neuangelegten und überaus reizenden Spaziergang, erstreckt sich gegenwärtig über eine Stunde lang von dem Thore von Atocha bis an die Fuente Castellana, in der Nähe des Dorfes Chamberi, eines ziemlich traurigen Belustigungsortes für die untern Classen der Bevölkerung von Madrid.

Der größte Theil dieser Anlagen rührt schon von Karl **III.** her, welcher überhaupt nicht weniger als zwei Millionen Bäume in der unmittelbaren Nachbarschaft der Hauptstadt und dem Manzanares entlang anpflanzen ließ. Diese Pflanzungen nun sind sorgfältig unterhalten, und besonders während der letzten zehn oder fünfzehn Jahre bedeutend vermehrt worden. Einer der neuen Spaziergänge vor dem Thore de Recoletos hat zwanzigfache Akazienreihen, welche schon jetzt, obgleich erst seit vier oder fünf Jahren gesetzt, dichten Schatten geben. Das durchweg gute Gedeihen der Madrider Baumpflanzungen ist hauptsächlich dem vortrefflichen Bewässerungssystem zuzuschreiben, welches man auf dieselben anwendet. Madrid wird durch vier oder fünf unterirdische Canäle mit einer bedeutenden Masse vortrefflichen Wassers versehen, die nicht bloß für die Bedürfnisse der Einwohnerschaft, sondern auch zur reichlichen Begießung der vielen Spaziergänge hinreicht. Alle Abende wird das Wasser in Rinnen in die Alleen und in die Becken geleitet, welche um jeden Baum gegraben sind. Diese Einrichtung scheint ziemlich beträchtliche Kosten zu verursachen, aber Madrid hat dafür auf seinen Spaziergängen eine Vegetation, die so reich und so üppig ist, wie man sie selbst in viel günstigern klimatischen Verhältnissen als die hiesigen, nur selten findet.

Gegen zwölf Uhr beginnt auf dem Prado das Vorfest des

heiligen Petrus. Die gewöhnliche Zahl der Zelte und Buden, in denen Erfrischungen gereicht werden, verzehnfacht sich, in den Seitenalleen werden Feldküchen aufgerichtet, über deren Flackerfeuer in großen Kesseln die Pfannkuchen sieden und die Waffeleisen klappern. Die leichtfüßigen und noch leichter geschürzten Valencianer mit dem weitbauchigen Steinkruge auf der Schulter laufen in ihrem eigenthümlichen kurzen Trabe durch die mit jeder Minute wachsende Menge, der sie mit gellender Stimme ihr Eiswasser und ihre Limonade anpreisen. Rechts und links schwirren die Guitarren und klappern die Castagnetten durch das fröhliche Gesumme des Volkes hindurch, und hie und da hört man auch eine baskische Trommel oder einen galicischen Dudelsack, der schwermüthige Klage nach der fernen Heimath hinüberzusenden scheint. Dort hinten aus einer entfernten Nebenallee kommt ein Chor jugendlicher Sänger heraufgezogen, helle frische Stimmen, besser als man sie im südlichen Spanien jemals zu hören bekommt. Und welch eine köstliche Volksweise! Ein lebensmuthiges Allegro, in das hier und dort ein so sinniger Satz eingeflochten ist, und das in einer Hebung endet, als wolle es die Zuhörer necken und ihnen sagen: ja, seht ihr, das beste behalte ich einstweilen für mich. In der That, diese Weisen lassen eine angenehme Spannung zurück, ein Gefühl, daß noch etwas dahinterstecke, während unsere deutschen Volkslieder sich gewöhnlich bis auf den letzten Heller ausgeben, so daß dem Hörer nichts mehr zu wünschen und nichts mehr zu hoffen übrig bleibt. Die deutsche Musik ist eben so unklug wie das deutsche Herz.

Inzwischen hat der Ball auf dem Prado begonnen. Ein tanzlustiges Paar sucht nicht lange nach dem geeigneten Platze; hier mitten in dem Hauptgange des Prado faßt es Posto, eine freiwillige Guitarre hat sich im Augenblick gefunden, die Tänzer selbst führen die Castagnetten, das Orchester ist also vollständig, und der Fandango oder der Bolero beginnt ohne weitere Vorbereitungen, unter dem Beifallrufen oder den kritischen Bemerkungen des dichten Zuschauerkreises, der sich sogleich um den Tanzplatz herum geschlossen hat. Hier arbeitet sich ein ganzer

Schwarm junger Mädchen durch das Gedränge lustigen Muthes, lachend, und alle zu gleicher Zeit plaudernd, ohne daß irgend eins auf das andere hört; darauf kommt es ja aber auch gar nicht an. Plötzlich stoßen sie auf einen eben so zahlreichen Trupp junger Gesellen, die sich dem Anschein nach nicht bloß mit Limonade erfrischt haben. Man bleibt stehen, leichtfertige Reden fliegen herüber und hinüber, bis zuletzt einer der Burschen den Señoritas vorschlägt, daß jede von ihnen einem seiner Kameraden einen Kuß bewillige. Einstimmiger Schrei des Unwillens von der einen, enthusiastischer Beifall von der andern Seite, und schließlich eine Scene aus dem Raube der Sabinerinnen, aber säuberlich ausgeführt, ohne eine rohe Bewegung, ohne ein gemeines Wort. Nachdem jeder der Ritter seinen Kuß erobert, zieht jeder Theil singend seines Weges weiter. Von polizeilicher Aufsicht, von Uniformen und aufgepflanzten Bajonetten und von gezogenen Säbeln, deren bloßer Anblick anderer Orten bei ähnlichen Gelegenheiten jeden Tropfen der Volkslust zu Eis gerinnen macht, von all diesen Dingen war auf dem Prado auch keine Spur zu entdecken. Alle diese Dinge sind in der That nur so lang nothwendig, als man sie anwendet, und sie werden überflüssig, sobald man den Muth hat, sie wegzulassen. Gensdarmen und Polizeidirektoren werden diese Behauptung ohne Zweifel für sehr gewagt halten, aber ich versichere diese Herren, daß ich meine Meinung mit allerlei guten Gründen unterstützen könnte, wenn ich Lust und Zeit dazu hätte. Das bunte Gewühl und der Lärm auf dem Prado währen die ganze Nacht hindurch, und ich wurde am folgenden Morgen bei hellem Tageslichte von einem Haufen der nächtlichen Schwärmer aufgeweckt, welche mit Sang und Klang unter meinem Fenster durch nach Hause zogen.

Herrn G. F. in B.

Madrid, 9. Juli.

Wird es regnen oder wird es nicht regnen, das war die große Frage, welche am vorigen Montag ganz Madrid auf die Folter spannte. Aus allen Fenstern schauten angstvolle Augen nach dem Himmel, der sich immer dichter umzog. Gegen Mittag kam der Bediente, ein treuherziger Asturianer, zu mir herein. Es wird heute nichts daraus werden, sagte er schwermüthig; die ersten Tropfen fangen schon an zu fallen. Eine halbe Stunde später erschien die Frau vom Hause; sie ging an das Fenster, schaute rechts und links in das Wetter hinaus und verließ mein Zimmer mit langsamem traurigen Kopfschütteln, indem sie mir einen wehmüthigen Blick über das Zeitungsblatt zuwarf, mit welchem sie mich so eifrig beschäftigt fand, daß sie nicht wagte, mich zu unterbrechen.

„Ein reizendes Land, dieß Spanien," sagte in dem bittern Ton mein Zimmernachbar, ein Havanese, der kurz darauf bei mir eintrat. „Nicht einen Tag ist man sicher vor dem Erfrieren oder dem Ersaufen, jede Lustbarkeit läuft Gefahr, zu Wasser oder zu Eis zu werden." Der Mann erhitzte sich durch seine eigene Beredsamkeit so sehr, daß er zuletzt drauf und dran war, die Polizei und die Regierung, die bei ihm wie bei allen seinen Mitinsulanern sehr schlecht angeschrieben stehen, für den Regen, den er fürchtete, verantwortlich zu machen. Er endigte mit dem Schwur, morgen seinen Paß zu holen und diesem barbarischen Himmelsstrich für immer den Rücken zu kehren.

Kaum hatte der zornmüthige Creole meine Thür hinter sich zugeschlagen, so klangen Reitertrompeten von der Puerta del Sol herauf, und in demselben Augenblick stürzte athemlos vor Freude der Asturianer mit dem Ruf herein: „Es wird doch vor sich gehen! Die Dragoner reiten nach dem Thore von Alcalá." Dem Bedienten folgte die Wirthin, ihre Tochter, die Magd, um mir und sich selbst und der ganzen Stadt Madrid Glück zu wünschen zu der

Zerstreuung der Regenwolken, die das große Nationalschauspiel zu vereiteln gedroht hatten, das heute, wie immer, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt angekündigt war: „wenn das Wetter es erlaubt.“ Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß es sich um nicht mehr und nicht weniger handelt, als um eines der Stiergefechte, welche während sieben oder acht Monaten jeden Montag für das Volk von Madrid nicht bloß zum blauen Montag, sondern auch zum wahren Jubel- und Freudenfest machen, und zwar nicht um ein gewöhnliches Stiergefecht, sondern um ein Gefecht von acht Stieren und »con division de plaza.« Gegen 4 Uhr, anderthalb Stunden vor dem Anfang des Schauspiels, füllt sich die breite Alcalástraße mit einem bunten Menschenstrom, der raschen Falles nach dem Prado hinunterfluthet, um sich von dort aus durch die fünf Pforten des Thores von Alcalá zu ergießen, deren Zahl und Breite an diesen Tagen verdoppelt werden sollten. Zwischen den beiden Reihen der Fußgänger auf jeder Seite der Straße herrscht ein unglaubliches Gewimmel von Wagen, Karren, achtspännigen Omnibus, die ihre schwere Masse in wüthendem Galopp dahinwälzen, Staatscarrossen mit diplomatischer Miene, Kutschen, wie man sie sonst nur noch auf Bildern und Kupferstichen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts sieht, Reitern zu Roß, zu Esel und zu Maulthier, oft zu zweien in demselben Sattel, kurz, eine Scene aus Callot'scher Fabelwelt. Ich bin es indessen der Wahrheit schuldig, zu bemerken, daß ich mich bis jetzt immer vergebens nach Rittern und Amazonen auf Ziegenböcken, Besenstielen und Ofengabeln umgesehen habe.

Der Stierplatz liegt ein paar hundert Schritte vor dem Thore von Alcalá, ein kreisförmiges Gebäude, welches 5 bis 600 Schritte im Umfang mißt, und das mehr als 12,000 Personen faßt. Die Einrichtung dieses wie aller übrigen Stierplätze hat viele Aehnlichkeit mit der Einrichtung der römischen Amphitheater, vorbehaltlich einiger kleinen Unterschiede, die sich gewissermaßen von selbst verstehen. Ein römischer Circus ist von außen und innen ein Kunstwerk im vollen Sinne des Worts; ein Stierplatz dagegen ist bloß auf das unmittelbare Bedürfniß eines

schaulustigen Volks berechnet. Der Circus ist ein mit großartigem Römerluxus aus ganzen Felsblöcken aufgeführter Cyclopenbau, der Jahrtausenden getrotzt hat und Jahrtausenden trotzen wird; der Stierplatz dagegen ist eine Baracke von Backsteinen und Sparren und Tannenbrettern, die der Wind über Nacht wegwehen kann. Der Stierplatz in Sevilla ist wahrscheinlich der einzige in ganz Spanien, welcher wenigstens theilweise aus dauerhafterem Stoff und mit einem gewissen Gefühl für die Schönheit der architektonischen Formen gebaut ist. Ungefähr die Hälfte des Platzes von Sevilla ist aus schönen Quadern aufgeführt und mit Marmorsäulen ausgeschmückt, welche die einzelnen Logen von einander trennen. Der Rest des Gebäudes, das sich schon seit hundert Jahren in diesem unvollendeten Zustand befindet, besteht aus dem elendesten Bretterwerk, von dem man jeden Augenblick befürchten muß, daß es unter der Last der Zuschauer zusammenbrechen werde. Statt der Eiform des Circus stellt der Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena ist durch eine mehr als mannshohe Bretterschranke und durch einen hinter derselben herumlaufenden Gang von 8 oder 10 Fuß Breite von den Sitzen des Publikums geschieden. Jenseits dieses Ganges steigen in freier Luft 10 bis 12 Stufenreihen nach hinten in die Höhe, auf denen die Hauptmasse der Zuschauerschaft Platz findet, und zwar ganz nach einfacher antiker Weise, der Vormann je zwischen den Füßen und Knien des Hintermannes. Oberhalb dieser ersten Abtheilung des „Hauses" befinden sich drei andere bedeckte Stufenreihen, vor denen überdieß längs dem Geländer, das sie einfriedigt, eine Reihe von Bänken — bevorzugte Sitze — angebracht ist. Ueber den bedeckten Stufen sind dann zuletzt die etwas bequemer eingerichteten Logen, in denen die Leute Zuflucht finden, welche das Gedräng oder die plebejische Nachbarschaft fürchten. Dieß letzte Motiv wird indessen bei der Wahl der Plätze wohl nur in sehr seltenen Fällen im Spiel seyn, denn die genannte vornehme Welt ist in diesem Punkte hier zu Lande so gut wie ganz frei von den abgeschmackten Vorurtheilen und von der widerlichen Ziererei, durch welche sich jene Welt anderer Orte in ihrem Verkehr mit

den ärmern und ungebildeteren Klassen lächerlich zu machen pflegt.

Eine halbe Stunde vor der im Anschlagzettel bestimmten Zeit war das ganze Haus so mit Menschen angefüllt, daß man auch nicht einen einzigen Zuschauer mehr hätte unterbringen können. Es ist unmöglich, einen Begriff von der Bewegung, der Spannung oder Aufregung einer solchen Versammlung von 10 bis 12,000 Menschen zu geben. Um sich eine Vorstellung zu machen von diesem Gähren, diesen Ausbrüchen, diesem rasenden Toben der Volksleidenschaft, muß man zur günstigen Stunde Augenzeuge davon gewesen seyn, und zwar in Andalusien, denn das Publikum von Madrid ist kalt und nüchtern in Vergleich mit der heißblütigen Bevölkerung von Sevilla, Cadiz oder Granada.

Dagegen hat man in Madrid vor allen den genannten Städten die Pünktlichkeit voraus, deren Verletzung bei solchen Festen in der That eine Ungezogenheit ist, die das Publikum gar nicht empfindlich genug züchtigen kann. Auf den Glockenschlag fünf erschien eine reitende Jägerabtheilung, um die Arena von unbefugten Eindringlingen zu säubern, und eine Minute später hielt, von zwei Alguacils zu Pferde und in alter Amtstracht geführt, die Quadrilla ihren feierlichen Einzug: vier Picadores auf magern Gäulen mit der Lanze in der Faust, ein Dutzend buntscheckige „Chulos“ und „Banderilleros,“ drei „Degen“ und ein „halber Degen“ mit dem blanken Eisen in der Hand und den rothen Mantel über den Arm geworfen, wie weiland Knipperdolling anzuschauen. Was den „halben“ Degen betrifft, so würde ich, wenn ich meinen Augen mehr getraut hätte als dem Anschlagzettel, darauf geschworen haben, daß er, Mann und Klinge, eben so vollständig sey als die ganzen. Der Name Matador, welchen man bei uns der Hauptperson der Quadrilla zu geben gewohnt ist, scheint hier in dieser Bedeutung fast ganz veraltet zu seyn, und wenn man sicher seyn will, verstanden zu werden, so muß man vom „Espada“ reden. Zwei Gespann von je drei Maulthieren, bunt aufgeschirrt und mit rothgelben Fähnchen auf dem

Rücken, die Todtengräber des blutigen Festes, beschlossen den Zug, welcher gemessenen Schrittes auf die Loge des Alcalden losging, um die Erlaubniß zum Beginn des Gefechtes einzuholen. Vor der Loge angekommen, wurde Halt gemacht, die Toreros entblößten ihr Haupt, ein Alguacil sprach, mit dem Hut in der Hand, zu dem Alcalden hinauf, und als Antwort wurde ihm der Schlüssel zum Zwinger der Stiere hinuntergeworfen. In Andalusien geht es bei dieser Ceremonie gewöhnlich förmlicher und feierlicher zu als hier in Madrid; in Granada sah ich sogar, daß die Quadrilla erst vor dem Ayuntamiento und dann vor der Loge des commandirenden Generals das Knie zur Erde bog.

Kaum hat die vorsitzende Behörde ihr symbolisches Ja gesprochen, so verlassen die Alguacils, die Degen und die Banderilleros den Ring, die Maulthiere folgen ihnen im Galopp, und die Picadores und die Chulos nehmen ihre Posten ein. Das Getümmel der Zuschauerschaft wird plötzlich still, zwölftausend Herzen klopfen von gespannter Erwartung, da schallt ein Trompetenstoß durch die Stille des Augenblicks, das Thor springt auf und der Stier stürzt in den Ring.

Der erste Stier war ein stattlicher Bursche von mächtigem Gliederbau, lang gestreckt, mit tief herunterhängender Wampe, und mit anderthalb Schuh langen weit auseinander stehenden Hörnern. Ein Unkundiger hätte in ihm einen sehr gefährlichen Kämpfer sehen mögen, aber mein Auge war bereits so weit geübt, daß ich auf die ersten Bewegungen des Stieres hin mit voller Ueberzeugung in das Gemurmel des Zweifels einstimmte, das durch die ganze Versammlung lief. Es währte mehrere Minuten, ohne daß sich der Stier zum Angriff auf einen der Picadores entschloß, welche ihm in den Weg traten, wohin er sich auch auf seinem scheuen Lauf durch die Bahn wenden mochte. Endlich raffte er seinen Muth zusammen und nahm den Anlauf gegen einen der Reiter, aber kaum fühlte er dessen Lanze zwischen den Schultern, so sprang er seitwärts ab, und man sah es ihm an, daß er nach dieser ersten Probe gern auf alle Bedingungen hin Friede gemacht hätte. Die Chulos hatten die größte Mühe, ihn

durch das neckende Spiel mit ihren farbigen Mänteln von neuem zu reizen. Nachdem er mehrere von ihnen vergebens verfolgt, lief er zum zweiten- und zum drittenmal gegen die Picadores an, aber der Lanzenstoß trieb ihn immer zurück, ehe er auch nur die Haut von Roß und Reiter berührt hatte. Das Publikum, das seiner Unzufriedenheit schon lange durch lautes Murren Luft gemacht hatte, brach zuletzt in ein tausendstimmiges Hohngeschrei aus. Kein Schimpfname wurde dem Stier erspart, der sich nicht nach Regel und Herkommen hetzen lassen wollte. Seht, wie er ausreißt, der feige Hund! Nichtswürdige Bestie, in welchem Saustall bist du groß geworden? Du willst ein Stier seyn? Du bist nicht einmal eine Kuh! In diesem Ton schüttete das Volk von allen Seiten seinen Zorn und seine Verachtung über das unglückliche Thier aus, und die flammenden Gesichter und die funkelnden Augen und die geballten Fäuste gaben Zeugniß, daß das Alles keine kalte Rhetorik war, sondern aus dem Grunde des entrüsteten Herzens kam. Aber der Stier schien ziemlich unempfindlich für alle Beleidigungen, die er hören mußte, und er hatte noch keinen Tropfen Blut fließen machen, als die Trompete das Zeichen zu dem Versuch gab, ob er vielleicht kitzlicher sey für die Banderilleros als für ehrenrührige Reden. Vergebliche Hoffnung. Drei oder vier Paar dieser kurzen Pfeile, die ihm in den Nacken gestoßen wurden, brachten ihn kaum aus der Fassung, so daß zuletzt der Degen einschreiten mußte, nicht um das Schauspiel fortzusetzen, sondern bloß um für einen zweiten Stier Platz zu schaffen.

Der zweite Stier war schlechter als der erste. Nur ein einzigesmal konnte er zum Angriff gebracht werden, in welchem einem Pferde kaum die Haut geritzt wurde. Der Unwille der Zuschauer stieg mit jeder Minute. Feuer! Feuer! scholl es aus zehntausend erbitterten Kehlen. Einem so einstimmigen Ruf mußte nachgegeben werden, und die Banderilleros erschienen mit Feuerpfeilen, die sich bei dem Stoß von selbst entzünden. Das Zischen und Knallen dieses Feuerwerks brachte den Stier außer sich. Mit weit geöffnetem Maul, den Schweif hoch in die Luft

streckend, durchraste er den Kreis in den tollsten Sprüngen, und man hätte glauben sollen, daß er jetzt wie ein Donnerwetter auf seine Feinde fallen und Alles, was ihm in den Weg komme, zermalmen werde. Aber kaum war das letzte Korn des Pulvers verpufft, das ihn nicht sowohl in Wuth als in Angst gesetzt hatte, so wurde er wieder zahm wie ein Lamm, und er fiel eben so unrühmlich wie sein Vorgänger.

Der dritte Stier schien der Zwillingsbruder des zweiten zu seyn. Die Erbitterung der Menge wandte sich jetzt von den schlechten Schauspielern gegen den Theaterdirektor, der es gewagt hatte, sie auf die Bühne zu bringen. „Ins Gefängniß mit dem Empresario! Ins Gefängniß mit dem Hallunken!" schrie es tausendstimmig nach der Loge des Alcalden hinauf. „Würde uns in Barcelona so etwas geboten," sagte ein hinter mir sitzender Catalonier zu seinem Nachbar, „nos altros, wir hätten längst Stühle und Bänke in Trümmern geschlagen, und in den Ring geworfen. Aber ihr Madrider wißt nicht zu leben!" Um dem immer wachsenden Tumult ein Ende zu machen, ließ man so schnell als möglich Hunde herbeischaffen, obgleich diese inmitten des allgemeinen Zorns gegen den Unternehmer nur von einigen vereinzelten Stimmen verlangt waren. Drei Platzknechte brachten jeder einen Bullenbeißer von kleiner Race herein, die beim bloßen Anblick des Stiers dermaßen in Wuth geriethen, daß ihre Führer sie nur mit der äußersten Anstrengung so lange zurückhalten konnten als nöthig, um ihre Kampfgier auf den höchsten Grad zu steigern. Endlich, sich selbst überlassen, schossen die Hunde mit Windesschnelle auf den Stier los, den sie in ehrlichem Kampf von vorn angriffen. Der Stier schien diese neuen Gegner zu verachten; er wandte den Kopf bald ein wenig rechts, bald ein wenig links, und bei jeder dieser Bewegungen flog einer der Hunde sechs Ellen hoch in die Luft. Mit unglaublicher Tapferkeit stürzten sich die Hunde nach jedem Fall von neuem auf den ihnen unendlich überlegenen Feind, bis zwei von ihnen durch schweren Sturz aus der Höhe kampfunfähig gemacht wurden. Jetzt hetzte man sechs oder sieben andere Hunde zugleich auf den

Stier, und das vorige Spiel begann von vorn. Ich begriff nicht, welches Ende dieser Kampf nehmen solle, denn es schien mir ganz unmöglich, daß die Hunde bei ihrer Angriffsweise Meister des Stiers werden könnten. Endlich aber hatte sich einer der Hunde in dem rechten Ohr des Stiers so fest gebissen, daß dieser ihn mit allem Schütteln nicht mehr los wurde; ein zweiter Hund bemächtigt sich des linken Ohres; im Nu hatten die übrigen ihre Hauer gleichfalls eingeschlagen, und jetzt stand der Stier zu meinem Erstaunen gebändigt und regungslos wie eine Mauer. Das Volk feiert den Sieg der Hunde durch ein langes stürmisches Bravo, bis ein schlächtermäßiger Degenstoß in die Weichen des Stieres dieser Scene des Triumphes ein Ende macht.

Das Publikum war noch immer mit der Hundehatz, einem sehr seltenen Schauspiele, beschäftigt, als fast ohne bemerkt zu werden, langsamen aber sichern Ganges der neue Stier in den Ring schritt, schwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als vorne, die Hörner kurz aber auf den Treffer gestellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgereckten Ohren und mit raschem Schweifschlagen wendete der Stier den Kopf rechts und links, als ob er sich der Stellung und Stärke seiner Feinde vergewissern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit gesenkten Hörnern auf den zunächst stehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoße sammt seinem Pferde rücküber stürzte. Ohne sich bei dem in den Sand gestreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieser auch nur Zeit gehabt, seine Lanze einzulegen, und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der dritte erreicht und zu Boden gestreckt. Das alles geschah so rasch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer sich vor Jubel über diesen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt stand von den Sitzen auf, die Hüte zu schwenken und ein donnerndes bravo toro! auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand gewesen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opernsängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwischen, als ob er wüßte,

daß ihm noch ein Picador fehle, sucht mit den Augen im Kreis herum, und da er keinen Reiter mehr sah — der vierte Picador war zufällig abwesend — so ließ er sich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Festen Auges, und ohne sich durch das Mantelschwenken der übrigen irre machen zu lassen, verfolgt er seinen Mann im windschnellen Lauf, und es war kein Zollbreit Raum mehr zwischen dem Horn des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieser sich athemlos über die Schranken schwang. Furcht und Schrecken herrschten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten sich unter ihren Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und sie übereilten sich nicht, von neuem zu erscheinen; die Chulos hielten sich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meister des Platzes, den er lautschnaubend durchschritt, und wohin er sich wandte, da wich man ihm eilends schon von weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich starken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde seiner nicht sobald ansichtig, als er im gestreckten Lauf auf ihn losstürzte. Der kräftige Lanzenstoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Brust des Pferdes, das sich wild aufbäumte, und den Picador aus dem Sattel geschleudert haben würde, wäre dieser nicht ein vortrefflicher Reiter gewesen. Mit seltener Geistesgegenwart holte der Picador zum zweitenmal mit der Lanze aus, während der Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen stand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seiten des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wollust in seinen Eingeweiden. Der Enthusiasmus des Publikums, der bei diesem Anblick losbrach, läßt sich nicht beschreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeisterung und mit verklärtem Gesicht. Dieß Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu seyn, ist bei solchen Gelegenheiten der höchste Ausdruck des Beifalls; es ist der Superlativ von bravo. Que barbaridad! ruft man bewundernd, wenn

der Degen dem Stier das Eisen bis an das Heft zwischen die Schultern stößt.

Der Picador war in der augenscheinlichsten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, seine mit Baumwolle steif ausgefütterten Lederhosen machten es ihm unmöglich, rasch aufzuspringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, sich zu rühren, um die Aufmerksamkeit des Stieres nicht auf sich zu ziehen. Nach einer langen peinlichen Minute — peinlich für den Picador, nicht für die Zuschauer, im Gegentheil — wagten sich endlich ein paar Chulos ihrem Kameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungslose Pferd liegen, um auf jene schnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erst auf das stürmische Verlangen des Publikums erschienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenig Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß seine Kraft und seine Kampflust deßhalb abnahm. Ich glaube, er würde den ganzen Stall des Empresario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im schweren Fall Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regeln des Spieles rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeste Zeichen der Mattigkeit oder der Flauheit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erschien der Espada, den der Stier bald als seinen Hauptfeind aus den übrigen herauserkannte. Ohne die Herausforderungen des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denselben an, und zwar mit so drohender Miene, daß der Espada, statt den Feind stehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windspiel davonrannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angstvoller Hast über die Schranke sprang. Gellendes Pfeifen, Zischen und Hohngeschrei begleitete ihn auf seiner schimpflichen Flucht. Sey es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorschein, und statt seiner trat der „Chiclanero" auf die Bühne, nicht der große D. Francisco Montes, der gleichfalls aus Chiclana ist, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißen. Im

kurzen Tanzmeisterschritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er sich gelassen gegen den Stier, der ihn inzwischen schon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen sich auf halbem Weg entgegen, der Stier dießmal mit verhaltener, berechnender Bosheit und der Degen, trotz seiner affektirten Gelassenheit, mit unverkennbarer Spannung aller seiner moralischen Kräfte. Als er dem Stier Auge in Auge auf drei Schritte gegenüberstand, warf Chiclanero seine Mütze ab, um freier zu seyn, nahm den Degen, den er bis dahin nachläßig in der linken Hand getragen hatte, stoßfertig in die Rechte, und fing an, mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schaft befestigt ist wie eine Fahne) vor dem Gesicht des Stieres hin und her zu bewegen. Dieser zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satz das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoß ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob sie beide auf dieß Fechterstück eingeübt wären, wendeten sich gleichzeitig um, und dasselbe Spiel begann zum zweiten- und drittenmal. Als sie sich zum vierten Gang anschickten, sah man leicht aus der veränderten Haltung des Espada, daß dieß der letzte seyn solle. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdruck von Stolz, sein Auge flammte, und er legte die Hand fester an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier seinen Anlauf, und im Sprunge selbst fuhr ihm das Eisen wie ein Blitzstrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter diesem Meisterstoß zu den Füßen des Siegers zusammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum diesen Schwertstreich belohnte, würden Liszt und Rubini eifersüchtig seyn. Viele der Zuschauer, nicht zufrieden, ihre Hüte zu schwenken, schleuderten sie weit in den Ring hinein. Ein solcher Ausgang des Kampfes ist in der That

äußerst selten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur diesen einzigen auf den ersten Stoß fallen sehen. Die erste Wunde ist allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten, oder auch Viertelstunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwischen die Hörner, der wie ein elektrischer Schlag tödtet, läßt sich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits so weit erschöpft ist, daß der Espada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb ist dieser Stoß niemals der erste. In Sevilla sah ich von Montes zwei Stiere auf diese Weise tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier stand vor ihm, fast unfähig, sich zu rühren, Montes bog sich mit lang ausgestrecktem Arm nach ihm herüber, suchte mit der Degenspitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorne fiel der Stier zur Erde wie vom Blitz erschlagen. In Madrid ist dieser Stoß ausschließlich dem Knecht vorbehalten, der dem Stier mit dem Messer den Garaus macht, wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Espada, der am letzten Montag Miene machte, einen schwer verwundeten, aber noch aufrechtstehenden Stier nach „der Weise von Sevilla" zu tödten, mußte dem protestirenden Geschrei des Publikums weichen. Der Beweggrund zu dieser leidenschaftlichen Einrede konnte kein anderer seyn, als die Lust an der Verlängerung des Todeskampfes des armen Thieres, der wahrhaftig nichts Dramatisches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingeweiden, er ist unfähig zum Angriff, unfähig zur Vertheidigung, einer der Chulos darf ihn ungestraft am Horne fassen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er sich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Betrunkener, das Blut schießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine versagen ihm den Dienst, er sinkt in die Kniee, rafft sich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und stürzt von neuem zu Boden. Und während der Stier diesen Todeskampf kämpft, spielt die Militärmusik die lustige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen.

Das Publikum der Stiergefechte zeigt sich überhaupt hier in Madrid roher als in andern Städten. Wenn hier ein Picador auf einem Pferde, das die Eingeweide auf dem Boden nachschleift, über den Ring galoppirt, so wird ihm wüthender Beifall zugeklatscht; in Granada und Sevilla dagegen erzwingt das Publikum die Abführung jedes schwer verwundeten Pferdes.

Inzwischen war mit zauberhafter Geschwindigkeit der Ring durch eine starke Wand in zwei Halbkreise getheilt, und der zweite Theil des Schauspiels mit division de plaza begann. Man erräth leicht, daß es sich um die gleichzeitige Hatz zweier Stiere in den beiden Abtheilungen des Platzes handelt. Bei dieser Art des Stiergefechts entstehen mancherlei Verwicklungen, welche die Gefahr für die Kämpfer und also das Interesse der Zuschauer bedeutend steigern. Ein Chulo wird von dem Stier hart verfolgt, er springt über die Scheidewand und fällt dem zweiten Stier beinahe zwischen die Hörner. Oder einer der beiden Stiere springt selbst über jene Wand, und die ganze Quadrilla geräth zwischen zwei Feuer. Doch nein, diese Stiere sind dumm wie Ochsen, und statt mit vereinten Kräften auf den gemeinschaftlichen Feind loszugehen, fielen sie sich unter einander an. Der schwächste von ihnen suchte sein Heil in der Flucht, und sprang zum zweitenmal über die Schranken, aber dießmal nicht in die andere Hälfte des Ringes, sondern in den Gang, welcher um den ganzen Platz herläuft. Dieser Gang war, wie gewöhnlich, mit Menschen angefüllt, die dem Stier mit größter Eilfertigkeit Platz machten, und man sah sie einen nach dem andern in den Ring springen wie Frösche, die vor dem Schritt eines Spaziergängers vom Rande des Grabens in das Wasser plumpen. Zweien dieser Leute erleichterte der Stier die Mühe des Springens, indem er ihnen mit den Hörnern so wirksam nachhalf, daß sie drei Schritte weit in den Ring hineinfielen. Hier nun würde vielleicht großes Unheil geschehen seyn, wenn der zweite Stier nicht inzwischen durch die Thüre, die man geöffnet hatte, um den ersten wieder einzulassen, gleichfalls aus dem Ringe in den Gang geschlüpft wäre, den er in der entgegengesetzten Richtung durch-

rannte. In diesem engen Raum nun begegneten sich die beiden Stiere im vollen Lauf, mit gefällten Hörnern sprangen sie gegen einander an, und in zwei Sekunden lag der eine brudermörderisch getödtet auf dem Platz. Ein sehr moralisches Beispiel, aus dem viel zu lernen wäre, wenn die Leute gescheidt genug wären, um von Bestien etwas zu lernen.

Obgleich es inzwischen spät geworden war, und die Dunkelheit rasch hereinbrach, so wurde doch mit gewissenhafter Erfüllung des Programms ein zweites Paar Stiere in den getheilten Ring gebracht, und unter mannigfaltigen Zwischenfällen durch die verschiedenen Stadien des Kampfes hindurch bis unter die tödtliche Klinge des Espada gehetzt. Der Schluß des Festes wurde durch Hunderte von Fackeln beleuchtet; die Zuschauer zündeten nämlich die papiernen Fächer und Schirme an, die viele von ihnen beim Anfang des Festes für ein paar Kupfermünzen gekauft hatten, um sich gegen die Sonne zu schützen, und als die Trompeten endlich den Fall des letzten Stiers feierten, gestand Jedermann, daß dieß Gefecht trotz seines erbärmlichen Anfangs das glänzendste gewesen sey, das man seit langer Zeit in Madrid gesehen habe. Zur vollständigen Befriedigung des Publikums fehlte nichts, gar nichts, als daß irgend einer der zweibeinigen Kämpfer gespießt worden wäre. Dem Hergang der Sache nach mußte man sich damit begnügen, daß man einen der beiden Zuschauer, die der Stier aus dem Gang in den Kreis geschleudert, mit zerbrochenen Rippen hatte davon tragen sehen.

Die Gefahr für die Mitglieder der Quadrilla ist übrigens nicht so groß als man glauben könnte. Die Chulos, welche die Aufgabe haben, den Stier mit ihren Mänteln zu necken und zu reizen, sind bei mittelmäßiger Gewandtheit eigentlich gar keiner Gefahr ausgesetzt, und sie könnten sich immerhin weit kecker zeigen, als dieß gewöhnlich der Fall. Zu dem Amt des Banderillero ist größere Geistesgegenwart erforderlich. Es besteht bekanntlich darin, dem Stier die Pfeile mit Widerhaken, die man banderillas nennt, in den Körper zu stoßen. Der Schaft dieser Pfeile ist ungefähr zwei Fuß lang, und da sie den Regeln der

Kunst zufolge nur im Angriff und von vorn angebracht werden dürfen, so geräth der Banderillero natürlich jedesmal in eine bedenkliche Nachbarschaft mit den Hörnern des Stiers, denen er durch einen raschen Seitensprung in demselben Augenblick ausweichen muß, in welchem er seine Pfeile in den Nacken des Stiers stößt. Noch schwieriger ist natürlich die Aufgabe des Espada, der dem Stier immer ohne unmittelbaren Beistand gegenübersteht, der die ganze Aufmerksamkeit desselben auf seine Person concentrirt, und dem es darauf ankommt, den Degen so tief als möglich in den Körper des Stiers zu bohren. Es versteht sich von selbst, daß der Espada dem Stier immer Auge in Auge entgegengehen muß, so daß ein sehr sicherer Blick und eine unbedingte Herrschaft über den eigenen Körper dazu gehört, um die Bewegungen des Stiers und die eigenen so genau zu berechnen, daß die Faust dem Degengefäß bis auf die Haut des Thieres folgen kann, ohne daß der Espada sich selbst den Waffen seines Gegners preisgibt.

Wie dem aber auch sey, die Rolle des Picador ist nach meiner Meinung schwieriger als die des Espada. Der Picador weicht dem Stier niemals aus, und er kann ihm mit seinem schlechten Pferd auch nicht ausweichen, ohne sich doppelt bloßzustellen. Er muß dem Stier die Stirn bieten, um von seiner Lanze Gebrauch machen zu können, die mit überaus kräftigem Arm geführt seyn will. Treibt der erste Lanzenstoß den Stier nicht zurück, so findet der Picador selten Zeit zu einem zweiten, und er wird gewöhnlich sammt seinem Pferd in den Sand gestreckt. Gegen die Hörner des Stiers schützt ihn zwar der Körper des Pferdes, seine wattirte Rüstung, der Sattel, der vorn und hinten schuhhoch aufgepolstert ist, aber gleichwohl würde fast in jedem Stiergefecht ein Picador auf dem Platz bleiben, wenn der Stier nicht die Gewohnheit hätte, seine Wuth lediglich gegen das unschuldige Pferd zu richten, und den Reiter ganz unbeachtet zu lassen. Deßhalb besteht die größte Gefahr für den Picador in dem Fall mit dem Pferd, der unter dem wüthenden Anlauf des Stiers sehr verschieden ist von einem gewöhnlichen Sturz. Die große

Kunst des Picador ist, immer auf die Füße zu fallen, denn sich aus dem Sattel zu schwingen, ist ihm bei seinem steifen und schweren Anzug ganz unmöglich. Gelingt es ihm, aufrecht zu bleiben, während das Pferd unter ihm stürzt, so sucht er sich dem Stier so geschwind als möglich aus den Augen zu machen; im entgegengesetzten Fall muß er abwarten, daß man komme, ihm aufzuhelfen, denn ohne fremden Beistand würde er eben so wenig wie eine Schildkröte, die man auf den Rücken gelegt hat, wieder auf die Beine kommen.

Obgleich schwere Unglücksfälle bei den Stiergefechten seit geraumer Zeit sehr selten geworden sind, so geht doch keines dieser Feste ohne einen Geistlichen vor sich, der sich bereit hält, im Nothfall die Sterbesacramente zu ertheilen. Die Kirche, wie man sieht, ist tolerant für die spanischen Volksbelustigungen, und während sie noch vor nicht gar langer Zeit in andern Ländern Schauspieler und Tänzer excommunicirte, heiligte sie hier die Stiergefechte von jeher durch die amtliche Anwesenheit ihrer Diener, durch ihre Sorge für das Seelenheil derjenigen, welche in diesem frechen Spiel das Leben verloren.

In einem Lehrbuch der Stierfechtkunst von dem schon mehrmals genannten Francisco Montes finde ich als Einleitung eine Vertheidigung des Lieblingsschauspiels der Spanier gegen alle die Vorwürfe, die ihm im Namen der Religion, der Moral, der materiellen Interessen gemacht werden. Ihr behauptet, die Stiergefechte sehen sündlich? fragt Montes. Aber wie kommt es denn, daß die Kirche, die sich doch auf solche Sachen am besten verstehen muß, niemals gegen die Stiergefechte eingeschritten ist, während sie doch so manche andere öffentliche Feste und Gewohnheiten als religionswidrig verboten und ausgerottet hat? Die Anklage der Unsittlichkeit ist eben so grundlos. Ist es moralwidrig, Thiere zu tödten, so ist jede Küche ein viel schwärzerer Abgrund des Lasters als der Stierplatz. Die angebliche Lebensgefahr, welcher sich der Fechter aussetzt, ist aber so gering, daß man beinahe sagen kann, sie existire gar nicht mehr in dem gegenwärtigen Stand der Kunst. Und gibt es denn überhaupt viele

bürgerliche Beschäftigungen, welche dem, der sie betreibt, nicht unter gewissen Voraussetzungen den Tod bringen können? Sind Wettrennen, sind Jagden, ist das Baden nicht unendlich gefährlicher als die Stiergefechte, ohne daß man jene Leibesübungen deßhalb unsittlich zu nennen wagte? Am wenigsten stichhaltig aber sind die Klagen über die Verluste, welche der Ackerbau, überhaupt die Volkswirthschaft dadurch erleide, daß eine Menge Stiere und Pferde zur bloßen Volksbelustigung getödtet werden. Denn diese Pferde sind in der Regel zu keinem andern Dienst mehr fähig, und jene Stiere würden gar nicht erzeugt werden, wenn es keine Stiergefechte gäbe, welche der Sache nach — weit entfernt, dem Ackerbau zu schaden — ein mächtiger Hebel der Viehzucht sind. Nein, nein! ruft Montes aus, ihr werdet es durch alle eure Verleumdungen nicht dahin bringen, dem Volk seine Lust an dem ritterlichen Nationalschauspiel zu verkümmern, in welchem die Gewandtheit und der Muth des Menschen einen der stolzesten Siege über die rohe Stärke des Thieres feiert; die Stiergefechte werden in Spanien immer eine Schule männlicher Gedanken und Gesinnungen bleiben.

Wenn ich einen Anti-Montes schreiben wollte, so würde es mir an Stoff dazu wahrscheinlich nicht fehlen. Aber ich will mich mit einem allgemeinen Vorbehalt gegen die Moraltheorie des Toreador begnügen, und im Uebrigen zugestehen, daß die Stiergefechte, wie jede Einrichtung auf dieser Erde, auch die schlimmste, ihre gute Seite haben, und daß sie jedenfalls ein Schauspiel von mächtigem Reiz bilden, von einem Reiz, welchem selbst die große Mehrzahl derjenigen gehorcht, die am lautesten gegen die Barbarei dieser Volksfeste eifern — ein mehr scheinbarer als wirklicher Widerspruch, den man rechtmäßigerweise eben so wenig zum Nachtheil derjenigen, die sich seiner schuldig machen, als zu Gunsten der Stiergefechte deuten kann.

Ich begreife sehr gut diejenigen Spanier, welche die Stiergefechte wenigstens so lange nicht aufgeben wollen, als man nichts Anderes und Besseres an ihre Stelle zu setzen hat; ich begreife diese Leute nicht nur, sondern ich würde ohne Zweifel auch mit

ihnen stimmen, wenn ich Spanier wäre. „Es ist widersinnig, zu glauben, daß ein Volk ohne öffentliche Belustigungen glücklich seyn könne. Nicht allein widersinnig, sondern auch gefährlich aber ist es, zu glauben, daß das Volk Belustigungen nöthig hat, und sie ihm dennoch verweigern. Noch widersinniger, grausamer und gefährlicher aber würde es seyn, dem Volk Belustigungen zu geben, ohne den Einfluß in Anschlag zu bringen, den sie auf seine Ideen und Gewohnheiten haben können. Daraus geht hervor, daß die Veranstaltung und die zweckmäßige Einrichtung von Volksbelustigungen eine der ersten Aufgaben jeder guten Politik ist." Fühlt nun aber die Politik nicht den Beruf oder die Befähigung in sich, jenem gebieterischen Volksbedürfniß zu genügen, so lasse sie das Volk wenigstens für sich selbst sorgen. Die Stiergefechte, welche sich das Volk in Spanien gibt, sind immerhin hundertmal besser als die stumpfe Ruhe, die absolute Abspannung aller Kräfte und Interessen, welche leider auch in einem großen Theil von Deutschland die ganze Festtagsfeier der großen Volksmenge ausmachen. Zumal dem Landvolk scheint man in gewissen Gegenden alle Sonntagslust, alle Lebensfreude recht grundsätzlich verkümmern zu wollen. Damit eine armselige Geige zum Tanz aufspiele, ist die Erlaubniß des Amts nöthig, und das Amt bildet sich alles Ernstes ein, dem Dorf, dem es diese Erlaubniß alle drei Monate einmal gibt, eine Gnade oder doch mindestens eine Wohlthat zu erzeigen, die mit tiefem Dank anerkannt seyn will. Der bloße Gedanke an das dumpfe gedrückte freudelose Leben, zu welchem der Staat so viele Millionen Menschen verdammt, denen er doch neun Zehntheile alles dessen schuldig ist, was er ist und hat, der bloße Gedanke daran preßt mir das Herz zusammen, daß es überfließen möchte.

Ich lasse über die Geschichte der Stiergefechte einige Notizen folgen, deren größter Theil, wie ich glaube, für den deutschen Leser ziemlich neu seyn wird. Der Streit über den Ursprung der Stiergefechte ist unter den Spaniern selbst noch immer nicht ausgefochten. Die Einen suchen ihn in den Circusspielen der Römer, die Andern schreiben ihn den Arabern, die Dritten den

Gothen zu, und noch Andere wollen in den Stiergefechten eine uralte iberische Sitte sehen. Die ältesten geschichtlichen Spuren von dem Vorhandenseyn der Stiergefechte reichen indessen nicht über das eilfte Jahrhundert hinaus. Ritter Roderich von Vibar, der Cid, dessen Namen man in der spanischen Ueberlieferung auf jedem Schritt begegnet, wird als einer der ersten genannt, die sich Ruhm erwarben durch ihre Geschicklichkeit im Kampf gegen den Stier. Das Stiergefecht war damals, und viele Jahrhunderte hindurch, eine vorzugsweise ritterliche Uebung, durch welche große Begebenheiten und Hoffeste gefeiert wurden, und an der die Edelsten und Angesehensten, oft selbst die Könige theilnahmen. Araber und Castilianer wetteiferten mit einander um den Preis des Muthes und der Geschicklichkeit im Stierkampf, und das Lied nennt noch heute Mussa, Gazul, Malek-Alabey als die wackersten Stierfechter an dem glänzenden Hof von Granada. Nach dem spanischen Beispiele suchte man die Stiergefechte auch in andern Ländern einzuführen, namentlich in Italien und Frankreich, aber sie wollten jenseits der Pyrenäen niemals einheimisch werden. In Rom kamen in einem einzigen Jahr, 1332, neunzehn Edelleute unter den Hörnern des Stiers um, obgleich man ihn dort immer mit einem Seil festband. Solche Vorgänge vertrieben den Italienern die Lust an diesem gefährlichen Spiel, das, wie ein spanischer Schriftsteller sagt, altrömische Tapferkeit und zugleich spanische Gewandtheit erfordert.

Isabella I. war eine erklärte Gegnerin der Stiergefechte, denen sie niemals beizuwohnen schwur. Sie ging sogar damit um, dieselben zu verbieten, sie wagte aber doch nicht, diesem Vorhaben Folge zu geben, sondern sie beschränkte sich darauf, zu verordnen, daß man die Hörner des Stiers mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Dieser Befehl scheint dasselbe Schicksal gehabt zu haben, das bis auf den heutigen Tag so vielen andern Regierungsmaßregeln der spanischen Staatsgewalt zu Theil geworden ist, d. h. er scheint niemals oder doch nur augenblicklich zum Vollzug gekommen zu seyn. Karl V. dagegen machte sich die Vorliebe der Spanier für die Stier-

gefechte so zu eigen, daß er persönlilch an denselben theilnahm, wie er denn namentlich in dem Gefechte, das zur Feier der Geburt Philipps II. in Valladolid gehalten wurde, mit eigner Hand einen Stier erstach. Dem König Sebastian von Portugal wird nachgerühmt, daß er ein rüstiger Stierfechter war. Philipp III. und IV. von Spanien liebten die Stiergefechte mit Leidenschaft, und der letzte trat dabei oft als handelnde Person auf. Unter der Regierung Karls II. erreichten diese Feste den Höhepunkt ihres Glanzes. Sie waren noch immer beinahe ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofs, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. In Madrid wurden die Stiergefechte gewöhnlich auf der Plaza mayor, dem heutigen Constitutions=platze, gehalten, und die alte Kampfweise, der zufolge der Stier im Galopp mit dem kurzen Jagdspieß angegriffen wurde, war unverändert beibehalten. Der Markgraf von Mondejar, die Herzoge v. Maqueda und v. Medina Sidonia und der Graf v. Tendilla zählten zu den berühmtesten Stierkämpfern gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und die Chroniken schildern im enthusiastischen Ton manches pomphafte Rennen, das von ihnen und andern Großen des Landes in Madrid, in Saragossa und vielen andern Orten abgehalten wurde.

Philipp V., wie er sich überhaupt von allen Ueberlieferungen aus der Zeit des österreichischen Königshauses loszusagen suchte, zeigte sich als entschiednen Gegner der Stiergefechte, die von jetzt an in Verfall geriethen, in dem Sinn, daß die Theilnahme daran aus einer „nobeln Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Als gymnastische Kunst dagegen wurden die Stiergefechte erst seit dieser Zeit ausgebildet, aus welcher die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung und in ihrer heutigen Tracht herrührt; früher war der Stier immer nur von einem einzigen Fechter zu Pferd bekämpft worden. Francisco Romero war der erste, welcher den Stier zu Fuß, Angesicht gegen Angesicht, mit dem Degen tödtete, was damals für eine überaus gewagte Heldenthat galt. An die Stelle des Jagdspießes mit fußlangem Eisen trat die heutige Lanze mit kaum zolllanger Spitze, die nicht

mehr dazu dient, den Stier zu tödten, sondern nur ihn zurückzutreiben.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fehlte es indessen nicht ganz an adeligen Liebhabern, die in öffentlichen Stiergefechten auftraten. Auch die Stierfechter vom Handwerk waren damals eine mehr bevorzugte Menschenklasse als sie heutzutage sind. Viele Damen aus der großen Welt hielten einen Torero, wie sich ein heutiger Börsenmann eine Operntänzerin hält. Kostbare Anzüge, schöne Pferde, reiche Waffen, das alles wurde dem glücklichen Torero durch seine Beschützerin zu Theil, deren Farben und Namenszug er öffentlich trug. Es versteht sich von selbst, daß ein solches Verhältniß für ein weibliches Kunstmäcenat von unschuldigster Natur angesehen seyn wollte.

Um diesem Skandal ein Ende zu machen, verbot Karl **III.** die Stiergefechte, die aber darum nicht minder und sogar mit gesteigerter Leidenschaft gefeiert wurden. Gegen die Zeit des französischen Einfalls hatte sich die Wuth der Stiergefechte ein wenig gemildert, und während der ganzen Dauer des Kriegs fand sie wenig oder gar keine neue Nahrung. Ferdinand **VII.** brachte die Stiergefechte wieder in Blüthe, und er stiftete sogar eine hohe Schule der Tauromachie in Sevilla, die, wenn ich nicht irre, noch immer fortbesteht. In den jetzigen Tagen ist die Lust der Spanier an den Stiergefechten eben so groß, ja vielleicht größer als je. Das Auftreten des Francisco Montes bildet eine scharf bezeichnete Epoche in der Geschichte dieser Volksleidenschaft, welche durch genannten Mann zum Paroxismus gesteigert ist. Der reichen und vornehmen Liebhaber, welche den Stier nach allen Regeln der Kunst zu hetzen und zu fällen wissen, sind auch jetzt ziemlich viele, nur daß sie sich nicht, wie ehemals, dem Volke zur Schau stellen. Das famöse diplomatische Stiergefecht vom vorigen Monat, in welchem fremde Gesandtschaftsbeamte neben jungen Spaniern von gutem Hause wenigstens halb öffentlich aufgetreten sind, wird indessen der bisherigen Zurückhaltung der Aficionados vielleicht ein Ende machen. Gewiß ist es, daß es bei der jetzigen Stimmung des spanischen Volks baare

Thorheit seyn würde, an die Abschaffung der Stiergefechte durch Regierungsmaßregeln auch nur zu denken. Es würde wahrscheinlich leichter seyn, das Bäckerhandwerk aufzuheben, als die Stiergefechte.

Herrn Dr. K. in A.

Madrid, 14. Juli.

Seit Ferdinands VII. Tod hat Spanien keine so revolutionäre Regierung gehabt, als die heutige. Man sollte glauben, daß die öffentliche Ruhe dem Ministerium Narvaez schon viel zu lange gedauert habe, daß es ihm darum zu thun sey, selbst die Friedfertigsten gegen die Staatsgewalt in Harnisch zu bringen, daß es geflissentlich auf einen neuen Bürgerkrieg hinarbeite. Die Reihe der kecken Gewaltstreiche, welche diese Regierung binnen zwei Jahren Schlag auf Schlag geführt hat, ist unübersehbar. Die Vernichtung der Verfassung, die Auflösung der Nationalgarde, die Versetzung des ganzen Landes in den Belagerungszustand, der in einigen Provinzen zur Permanenz gediehen ist, die Einsetzung von Kriegsgerichten an die Stelle der ordentlichen Gerichtshöfe, Gefangennehmungen, Verbannungen, Deportationen ohne Gesetz und Recht, das Alles ist nur ein Theil der Willkürlichkeiten, welche die spanische Nation seit dem Sturze Espartero's über sich hat ergehen sehen. An die Presse, deren gesetzliche Freiheit so oft und so feierlich gewährleistet worden war, wagte man anfangs nicht Hand zu legen, aber man hat sich nach und nach ermuthigt, und man weiß die verlorene Zeit einzuholen. Zuerst wurde die polizeiliche Beaufsichtigung der Presse eigenmächtig bis zum Unerträglichen geschärft, dann ließ man die Redactoren mißfälliger Blätter greifen, und ohne einen Schein

von rechtlichen Formen auf entfernte Festungen schleppen, darauf verbot man ohne den mindesten gesetzlichen Vorwand geradezu das fernere Erscheinen von Oppositionsblättern, und jetzt hebt man durch einen Machtspruch auch das Geschwornengericht in Preßsachen auf, deren Entscheidung an eine Behörde gegeben wird, deren Mitglieder man längst gewohnt ist nach Gutdünken ein- und abzusetzen. Und man hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich wenigstens durch einen Schatten der Achtung vor der Verfassung zu decken, die man selbst dem Lande aufgedrungen hat. Vor ein paar Wochen waren die Cortes versammelt, die der Regierung zu viel Beweise der Willenlosigkeit gegeben haben, als daß man an ihrem dienstfertigen Ja zu dieser neuen Reactionsmaßregel hätte zweifeln können, aber es scheint, daß man der Welt habe zeigen wollen, daß dieß Ja überflüssig sey. Ich sage nicht, daß man wenigstens bis zur Wiedereinberufung der Cortes hätte warten sollen, denn ob nicht vielleicht die Cortes selbst der Ansicht der Regierung zufolge überhaupt entbehrlich geworden sind, dieß gilt jetzt einigermaßen für zweifelhaft. Das ist der neue Palast, den sich die Cortes bauen, sagte mir neulich ein Officier, mit dem ich durch die Carrera de San Geronimo ging, ob sie ihn aber je bewohnen werden, das ist eine andere Frage. Sic vos non vobis, setzte er mit spöttischem Lächeln hinzu. Ich will diesen und ähnlichen Aeußerungen kein größeres Gewicht beilegen als sie verdienen, aber daß sie in dem Munde, aus welchem sie kamen, mehr bedeuten als eine bloß persönliche Meinung oder einen persönlichen Wunsch, ist mir jedenfalls ziemlich wahrscheinlich. Der Schritt von der heutigen Stellung der Regierung zur Unumschränktheit ist durchaus nicht so groß, daß man ihn ihrer Verwegenheit nicht zutrauen sollte. Der Sache nach verfährt sie schon jetzt nach den Grundsätzen des reinsten Absolutismus, und es kommt eigentlich nur noch auf die förmliche Erklärung an; daß sie der constitutionellen Formen überdrüssig ist. Wie es aber auch mit den ferneren Planen der Regierung sey, ihre bisherigen Handlungen sind mehr als hinreichend zur Begründung der Ueberzeugung, daß Spanien von ihr nichts

anders zu erwarten hat, als eine Verlängerung der schweren Krisis, durch welche es sich aus seiner politischen Vergangenheit in die neue Periode seines Staatslebens hindurcharbeiten muß. Wenn ein barscher Soldat, wie der, welcher an der Spitze des Cabinets der Königin Isabelle steht, sich einbildet, alle Schwierigkeiten des Augenblicks mit dem Corporalsäbel durchhauen zu können, so erklärt sich das durch die Stufe seiner geistigen Bildung; daß aber Männer, wie die Herren Mon und Pidal, und daß zumal der in politischen Stürmen und politischem Unglück ergraute Martinez de la Rosa ihre bessere Einsicht und alle Ergebnisse ihrer reifen Erfahrungen jenem Soldatenwillen unterordnen, das ist eine ebenso wenig begreifliche als ehrenvolle Erscheinung. Die ganze Geschichte der gegenwärtigen Regierung von Spanien bildet eine fortlaufende Rechtfertigung der Regentschaft Espartero's gegen alle die unwürdigen Verketzerungen, durch welche der Sturz derselben vorbereitet wurde. Was man immer von dem politischen Talente Espartero's halten mag, er meinte es ehrlich mit der bürgerlichen Freiheit, und man würde inmitten aller Fehler und Mißgriffe seiner Regierung vergebens nach einem Verrath an der Verfassung suchen. Daß er, oder daß seine Partei wirklich die ihnen so heftig vorgeworfene Absicht hatten, die Volljährigkeit der Königin um einige Jahre hinauszuschieben, ist nichts weniger als erwiesen, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Wären aber die Ayacuchos in der That mit einem Plan dieser Art umgegangen, so würden sie ihn ganz gewiß nicht ohne die Zustimmung einer mit allen erforderlichen Vollmachten ausgerüsteten Nationalversammlung in's Werk gesetzt haben, und daß die Nation bei einer solchen Maßregel wesentlich gewonnen hätte, das kann nur die personificirte Einfalt oder die personificirte Unredlichkeit in Zweifel ziehen. Wie war es möglich, fragte ich vor ein paar Tagen in einem militärischen Kreise, daß das Heer Espartero fallen ließ? Das geschah ganz einfach deßhalb, wurde mir zur Antwort, weil er sich immer mehr von dem Heere zurückzog, weil er die Nationalgarde auf Kosten der stehenden Truppen begünstigte, weil er Miene machte sich, wo nicht ausschließlich doch

vorzugsweise auf die Nationalgarde stützen zu wollen. Demosthenes könnte nicht beredter für Espartero sprechen als diese Beschuldigung. „Das Heer und die Nationalgarde, fügte man hinzu, sind zwei Anstalten, die sich nun einmal nicht mit einander vertragen, ja die nicht neben einander bestehen können, wenigstens in Spanien nicht, und unter der Regentschaft war es so weit gekommen, daß das Heer entweder sich selbst oder den Regenten aufgeben mußte." Und gleichwohl war es die sogenannte Partei des Fortschritts, die zuerst die Hand gegen Espartero aufhob! Von einem so blinden rasenden Zerfleischen der eigenen Eingeweide gibt es in der Geschichte der politischen Parteien nur noch ein zweites Beispiel, die Einbastillirung von Paris durch Herrn Thiers und seinen liberalen Anhang von 1840. Alle blutige Reue der spanischen Progressisten ist unfähig, jenes Verbrechen gegen ihre eigene Sache abzubüßen, und jede Strafe, welche diese Partei jetzt treffen mag, würde in meinen Augen zu gering seyn, wenn sich das Interesse der Partei von dem Interesse der Grundsätze trennen ließe, die sie auf eine so klägliche Weise vertritt. Der Aufstand gegen Espartero war von Seite der Moderados ein gut berechneter Streich der Selbstsucht, von Seite der Progressisten aber eine Handlung des revolutionären Wahnsinnes, der wie der Bär in der Fabel den Mann erschlägt, um die Fliege aus seinem Gesicht zu verjagen. Diese Leute scheinen ernstlich zu glauben, daß ein Land, das eine solche Vergangenheit hat wie Spanien, sich mit einem revolutionären Zauberschlag zum politischen Eldorado umwandeln lasse, und wenn sie sehen, daß ihr Schlag nicht auf der Stelle die vollständigste Wirkung hervorgebracht hat, wenn dem umgeschaffenen Staate doch noch immer dieß und jenes zum Musterstaat nach dem Wunsche ihres Herzens fehlt, so wissen sie nichts Besseres, als ihr Experiment von vorn anzufangen. Von der Nothwendigkeit sich mit den Umständen zu vergleichen, sich in Erwartung des Bessern mit dem Guten zu begnügen, haben diese Fortschrittsmänner keine Ahnung. Sie mögen es ehrlich meinen, aber bewahre der Himmel jedes Land in den schweren Zeiten, die ihm vielleicht bevorstehen,

vor solchen Patrioten. Das spanische Volk hat unter dem Despotismus, unter der Camarillaherrschaft der vorigen Jahrhunderte das Bewußtseyn der bürgerlichen Pflicht eingebüßt, es hat den Glauben an das Recht verloren, und es hat verlernt das Gesetz zu achten, das Gesetz, in dessen Namen es gewöhnlich nur die Willkür auftreten sah, ist vielmehr in seinen Augen der gemeinschaftliche Feind. Das was Spanien vor allem Andern noth thut, ist die Wiederherstellung der Volksbegriffe vom öffentlichen Wesen, die Wiederherstellung der moralischen Grundlage, die der Staat im Herzen aller Bürger haben muß, wenn er bestehen und gedeihen soll. Aber statt das Gefühl der Pflicht im Volk zu stärken, geht die Regierung mit dem Beispiel der schonungslosen Verletzung aller ihrer Pflichten voran; statt das Gesetz zu ehren, zeigt sie, daß es für sie kein Gesetz gibt, statt die Idee des öffentlichen Rechts zu fördern und zu pflegen, tritt sie das öffentliche Recht selbst vor den Augen der Nation in den Staub. Welch eine Schule für das Volk! Das Ministerium Narvaez hat sich selbst gerichtet, und die Vollstreckung des Urtheilspruches wird nicht lange auf sich warten lassen. Wird aber die Gerechtigkeit der Geschichte auch dießmal die Gränze respektiren, an welcher sie bis jetzt immer stehen blieb, wenn ihr Schwert die ungetreuen oder unfähigen Verwalter der spanischen Staatsgewalt erreicht hatte? Wir wollen den Ereignissen nicht durch Vermuthungen vorgreifen, die allzugewagt scheinen können, aber gewiß ist es, daß die bisherige Grundlage und die Einheit des spanischen Staates schon jetzt in manchen Köpfen nicht mehr ein Axiom, sondern eine Frage sind.

An Denselben.

Madrid, 16. Juli.

Bei keiner der großen Nationen Europa's sind die Provinzialunterschiede in Volkscharakter und Volkssitten so scharf ausgeprägt, wie bei den Spaniern. Alle Spanier, mögen sie Galicier oder Catalonier, Andalusier oder Castilianer, ja mögen sie selbst Basken heißen, tragen den Stempel einer gemeinschaftlichen Nationalität, die noch immer selbstständiger und eigenthümlicher dasteht, als jede andere der civilisirten Nationalitäten, aber jenes spanische Volksthum ist doch eigentlich nur die Färbung des Charakters, dem der Provinzialgeist die Form gibt. Diese moralische Zerstückelung innerhalb der politischen Einheit ist das Ergebniß geschichtlicher und örtlicher Ursachen, die ich hier auf sich beruhen lassen will, um mich an die Erscheinung zu halten, so wie sie sich heutiges Tages darstellt.

Wenn der Spanier von seinen Landsleuten einer andern Provinz drei Worte spricht, so sind darunter ganz gewiß immer zwei des Tadels oder des Spottes. Jedes Laster, jedes Verbrechen, jeder schlechte Streich, jede Thorheit wird in der alltäglichen Auffassung gewöhnlich auf die Provinzialeigenschaften desjenigen zurückgeführt, der sich derselben schuldig macht. Hat sich ein General in der Schlacht schlecht aufgeführt, so sagt man mit Achselzucken: er ist ein Andalusier. Tritt Jemand in der Gesellschaft ungeschickt auf, so geschieht es, weil er ein Galicier ist. Begeht ein Anderer irgend eine Rohheit oder Gemeinheit, so darf man sich nicht darüber wundern, denn er ist ja ein Aragonese. Alle diese gegenseitigen Beschuldigungen von einer Provinz zur andern werden überdieß mit einer Menge der lustigsten Geschichten unterstützt, die schon seit undenklicher Zeit in Umlauf zu seyn scheinen, die man von einem Ende der Halbinsel zum andern kennt, und immer von neuem erzählt, und immer mit neuem Vergnügen anhört.

Die Bewohner des Baskenlandes sind der Theil der

spanischen Nation, welchem am wenigsten Böses nachgesagt wird. Ihnen eine lächerliche Seite abzugewinnen, ist meines Wissens dem Volkswitz gar nicht gelungen. Man wirft ihnen unbeugsamen Starrsinn vor, aber dieser Vorwurf ist im Mund des Spaniers eigentlich ein Lob. Ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit, ihre Treue, ihre Zuverlässigkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre ehrbare Zucht und Sitte werden von allen übrigen Spaniern ohne Vorbehalt anerkannt, selbst von denjenigen, deren Meinungs- und Parteiinteressen während des letzten Bürgerkrieges am empfindlichsten von den Basken zu leiden gehabt haben.

Die unmittelbaren Nachbarn der Basken, die Aragonesen, sind weit entfernt, den guten Ruf der erstern zu theilen. Sie sind roh in Sitte und Sprache, schmutzig, unwissend, grob, undienstfertig und unverschämt. Ausdauer und Tapferkeit sind die beiden Haupttugenden, die man ihnen zugesteht. Man erzählt sich eine unendliche Menge von mehr oder weniger spaßhaften Tölpeleien, die auf Rechnung der Aragonesen gesetzt werden; ich will aber nur eine kleine Geschichte mittheilen, die einen andern Zug ihres Charakters malt, weil mir die Wahrheit derselben verbürgt ist. Ein großer Eigenthümer auf der Gränze der Rioja hatte vor ein paar Jahren so viel Wein geerntet, daß er, um Raum für die nächste Lese zu gewinnen, unter Trommelschlag in dem Städtchen ausrufen ließ, daß wer Lust habe, umsonst Wein bei ihm holen könne. Auf diese Einladung stellte sich am ersten Tag eine Menge von Leuten mit Krügen und Flaschen ein, da aber am zweiten Tag Niemand mehr kam, so beauftragte der Eigenthümer seinen Haushofmeister, die Leute des Ortes wissen zu lassen, daß noch immer Wein bei ihm zu haben sey. Der Haushofmeister begab sich auf den Marktplatz, um die gestrige Einladung persönlich zu wiederholen. Der dort wie gewöhnlich versammelte Haufen hört seinen Vorschlag schweigend und mit schwieriger Miene an, bis zuletzt Einer aus demselben das Wort nahm und im Namen seiner Mitbürger rundweg erklärte: „Wenn der Herr Markgraf will, daß wir ihm seinen Wein abholen, so soll er uns auch Käse dazu geben; wo

nicht, rühren wir keine Hand und keinen Fuß mehr." Mein Gewährsmann wußte mir leider nicht zu sagen, ob der Mann, um seinen Wein nur los zu werden, wirklich auch seinen Käse in den Kauf gegeben hat.

Die Catalonier sind bei weitem geschliffener und gewandter, als die ihnen sprachverwandten Aragonesen. Man kennt ihren unermüdlichen Fleiß in der Werkstatt sowohl, als auf dem Felde, wo sie, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu gewinnen wissen: El Catalan saca de la piedra pan. Dabei aber sind die Catalonier ungefüge gegen Gesetz und Ordnung, aufrührerisch, jähzornig, und im Zorn stets bereit die Hand an das Messer zu legen. Obgleich es ihnen an Muth und Tapferkeit durchaus nicht fehlt, so gelten sie doch für sehr schlechte Soldaten, weil sie sich in keine Mannszucht zu fügen wissen. Als Guerrilleros dagegen leisten sie die vortrefflichsten Dienste, zumal kraft ihrer unglaublichen Schnellfüßigkeit und Ausdauer auf dem Marsch. Während der letzten Revolution machte der Oberst Prim mit 500 Freiwilligen den Weg aus Catalonien nach Madrid binnen fünf Tagen. Der bloße Anblick dieses Corps — lauter baumlange, wildaussehende Leute in der Landestracht, die rothe Beutelmütze auf dem Kopfe, die bunte Manteldecke auf der Schulter, das Gewehr im Arm und das lange Messer in dem scharlachfarbenen Gürtel, als es in demselben Turnlauf, in welchem es von Barcelona bis hierher gekommen war, die Straße von Alcala hinaufzog — setzte Madrid in Angst und Schrecken. Und nicht ohne Grund, denn als die Catalonier an der Puerta del Sol Halt machten, hatten sie auf ihrem Wege durch die Stadt schon zwei Menschen erschlagen.

Die Valencianer, gleichfalls der catalonischen Zunge angehörig, haben den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern. Sie gelten für treulos, für rachsüchtig, für blutgierig und zu gleicher Zeit für feig. In den Straßen von Valencia werden Jahr aus Jahr ein wenigstens fünfzig Menschen ermordet. Die Valencianer sind arbeitsam, sparsam und äußerst nüchtern, aber ihre Sparsamkeit artet sehr oft in schmutzigen Geiz

aus, und ihre Mäßigkeit ist häufig nichts anderes als Hungerleiderei.

Der andalusische Charakter ist einer der interessantesten, die man in Spanien findet. Der Andalusier hat eine starke Dosis von persönlicher Eigenliebe, die indessen fast niemals auf eine verletzende oder unangenehme Weise zur Schau tritt. Er ist cokett, ein großer Freund zierlicher Kleider, durchdrungen vom Gefühl seiner körperlichen Vorzüge, aber dabei liebenswürdig, zuvorkommend, dienstfertig, und, wie sich das von selbst versteht, vor allen Dingen galant gegen die Damen. Er hat keinen Ueberfluß an kriegerischem Muth, er ficht aber desto besser mit der Zunge, und er schneidet gern auf, gleichviel ob für eigene oder für fremde Rechnung, aus bloßer Liebe zur Sache. Verse, Musik und Tanz sind die Leidenschaft des Andalusiers, aber auch für den materielleren Reiz einer Flasche guten Weines von Malaga oder von Xerez ist er nicht unempfindlich, und die eingemachten Früchte und das unübertreffliche Zuckerwerk seines Landes läßt er sich mit aller Gaumenlust eines vollendeten Leckermaules behagen. Daß er äußerst verliebter Natur ist, brauche ich nicht zu sagen. Leichten Sinnes und frohen Muthes, eitel und prunkliebend wie er ist, weiß der Andalusier sehr schlecht hauszuhalten. Sehr oft herrscht eine trostlose Leere in allen Taschen seines eleganten Anzuges, ohne daß die Heiterkeit seiner Stimmung dadurch getrübt würde. Glücklicherweise gibt es gewöhnlich für ihn irgend einen alten Oheim, auf den sich von Urgroßvaters Zeiten her ein Koffer voll guter Unzen und Dublonen herübergeerbt hat, welche im letzten Fall aushelfen. Durch eigene Arbeit bringt es der heutige Andalusier sehr selten dahin „sein Glück zu machen.“ Sein Leben, wenigstens seine Jugend, ist ein fast ununterbrochenes Fest, dessen Kosten im Nothfall die Natur für ihn bestreitet, denn blauen Himmel, warme Luft, balsamische Düfte und den Anblick schöner Weiber gibt sie ihm alle Tage umsonst, und damit weiß er sich zu begnügen, wenn er nichts anderes hat. Körperliche Anstrengung ist dem Andalusier in den Tod verhaßt, und er ist ihrer selbst unfähig. Darin liegt der Grund, warum

die Andalusier, auch abgesehen von ihrer angebornen Scheu vor Kugeln und Klingen, sehr wenig zum Kriegsdienst taugen. Während des letzten Bürgerkrieges mußte man auf dem Marsch gewöhnlich die Hälfte der Soldaten aus jener Provinz auf Troßpferde und Wagen packen. Ein Augenzeuge versichert mich, daß er deren eines Tages fünf auf einem einzigen Maulthier gesehen hat, die in ihrem demoralisirten Zustande zu fünf nicht im Stande waren, sich gegen die derben Späße einiger Aragonesen zu vertheidigen, die sich stundenlang über die andalusischen Ritter von der traurigen Gestalt lustig machten. Im Allgemeinen sind die Andalusier äußerst witzig, und sie wissen satyrischen Angriffen auf ihre Provinz oder auf ihre Person gewöhnlich mit vielem Glück zu begegnen. Die Andalusier sind überdieß durchweg vortreffliche Reiter, wenn sie nicht zu fünf ein Maulthier mit einander theilen müssen. Kerzengerade sitzen sie in dem Sattel mit einem Schluß, auf den jeder französische und vielleicht selbst mancher deutsche Stallmeister neidisch seyn würde. Ein andalusischer Bauer in der reichen Landestracht, auf dem feurigen Pferde mit langer seidener Mähne und mit der alterthümlich geformten Flinte am Sattelknopf, ein solcher Bauer ist eine der ritterlichsten Erscheinungen, denen man heutzutage auf irgend einer europäischen Landstraße begegnen kann. In der Nachbarschaft von Cordova sah ich eines Sonntags einen Landmann eine Fantasia ausführen, die ihm der Schech der Beni Haschem schwerlich nachmachen würde. Der Andalusier ritt sein ganz junges wunderschön gezeichnetes Pferd mit der Trense ohne Sattel und Bügel, und doch war sein ganzer Unterkörper unbeweglich wie aus Erz gegossen. Mann und Roß schienen nur Einen Willen zu haben; das Pferd mußte die Gedanken des Reiters errathen. Dieser kam im Galopp gerade heraufgesprengt, wandte sich dann plötzlich erst zur Linken, und nach dem ersten Sprung des Pferdes in dieser Richtung zur Rechten, darauf ebenso rasch nochmals links, und zum zweitenmal rechts, und dann setzte er seinen Weg in der ursprünglichen Linie fort. Eine fast unsichtbare Bewegung der Hand von einem Ausruf begleitet, und das Pferd stand wie

eingemauert. Der Reiter war unerschöpflich in Erfindungen, in denen er seine eigene Gewandtheit, die unglaubliche Grazie und Intelligenz seines Gaules glänzen ließ, der in seinen Bewegungen die höchste Kraft mit der Geschmeidigkeit der Schlange vereinigte. Das alles, ich bin fest davon überzeugt, war die Eingebung des Augenblicks, es war nichts auswendig Gelerntes dabei, und eben darum war alles so natürlich schön und so wahrhaft poetisch. Die eingeprügelten Kunststückchen, die man in unsern Reiterbuden sieht, sind eine nüchterne Posse, eine hölzerne Puppenkomödie gegen jenes Schauspiel. Der Reiter war ebenso schön und kräftig wie sein Pferd — eine der Gestalten, die so stolz und so sicher einherschreiten, die so frei und so freudig in die Welt schauen, daß es einem warm um's Herz wird bei ihrem bloßen Anblick. Der wenigstens, ich bin dessen gewiß, war kein Hasenherz wie die meisten seiner Landsleute seyn sollen. Diese Feigheit erklärt sich übrigens auf die natürlichste Weise von der Welt. Der Andalusier ist der glücklichste Mensch dieser Erde, und er scheut den Tod, weil das Leben für ihn überreich ist an Genuß und Freude. Wo ist aber das Verdienst der Todesverachtung bei Völkern, die das Gefühl des Leidens kaum auf Augenblicke abschütteln können, oder was noch schlimmer ist, die sich hienieden langweilen? Wenn wir das Leben gegen eine taube Nuß einsetzen, so spielen wir noch immer ein unehrliches Spiel, denn im Grund unseres Herzens ist uns das Leben weniger werth als die taube Nuß.

Der nördliche Nachbar Andalusiens, der Castilianer, ist nicht mehr der langsame feierliche Hidalgo mit dem großen Degen an der Seite und dem steif emporgewichsten Schnurrbart, der er in den Zeiten des Ritters aus der Mancha und des Gil Blas von Santillana war, und der noch größeren Stolz in sein altes Christenthum als in seinen Stammbaum setzte, aber einige seiner altgeschichtlichen Eigenschaften sind ihm doch bis auf den heutigen Tag geblieben. So gilt der Castilianer noch immer für prahlerisch, und seine Liebe zum Nichtsthun hat gleichfalls allen Wechseln der Zeit getrotzt. Der Castilianer faullenzt auf eine

ganz andere Weise als der Andalusier. Dieser will Muße haben, um sich zu belustigen, jenem ist das Müßigseyn ein selbstständiger Zweck, ein selbstständiger Genuß. In Madrid selbst ist in den letzten Jahren vorzüglich als Folge politischer Ereignisse und Umstände etwas mehr Leben und Bewegung in das Volk gekommen; aber in den alten Provinzialstädten wie Toledo, Burgos, Salamanca, Valladolid hat sich die castilianische Trägheit in aller ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Es ist noch heute wahr, daß ein castilianischer Lazzarone keine Hand zum Arbeiten rührt, wenn ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß treibt. Einer meiner Bekannten geht unlängst mit einem Paket in der Hand über den Markt von Burgos, wo eine ganze Schaar jener Braunmäntler auf dem Pflaster in der Sonne liegt, unbeweglich wie die Krokodile auf dem Sandufer des Senegal. Mein Bekannter geht auf einen dieser Leute zu und fragt ihn, ob er für Geld und gute Worte sein Paket nach dem Gasthof tragen wolle. Der Castilianer gibt sich anfangs gar nicht die Mühe zu antworten, und auf die wiederholte Frage erwiedert er, indem er sich langsam auf die andere Seite herumdreht: tengo ya mi realito, ich habe schon einen Real verdient; damit ist für das Bedürfniß des Tages gesorgt, und morgen mag für sich selbst sorgen.

In diesem Punkt ist der Galicier das Gegenstück des Castilianers; er ist ein unermüdlicher Arbeiter, und so erpicht auf das Zusammenscharren, daß sein Geiz zum Sprüchwort geworden. Der Galicier wandert in der Jugend aus seiner armen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon, um hier als Wasserträger, als Auflader, Hafenarbeiter, oder mit andern schweren Gewerben ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem er unfehlbar in die Heimath zurückkehrt. Denn die Galicier, wie alle Völker, bei denen der Dudelsack Nationalinstrument ist, haben den tiefen sentimentalen Zug nach der Heimath, den keine Zeit und keine Entfernung in ihrem Herzen ertödten kann. Die Galicier, obgleich tapfere Naturen, taugen nichts als Soldaten, weil sie so stark vom Heimweh leiden, daß sie sehr oft daran sterben. Die Galicier sind ungeachtet ihres Geizes durchaus ehrliche Leute,

dabei wenig geschliffen, ungeschickt und beschränkten Verstandes. Der Tölpel des spanischen Lustspiels, der, welcher gehänselt wird und Prügel bekommt, ist gewöhnlich ein Galicier, und dieser war früher in jenen Rollen unter dem Namen el Gallego sogar eine stehende Person der spanischen Komödie.

Der Asturianer hat viel Aehnlichkeit mit dem Galicier, nur daß er sich leichter abschleifen und schulen läßt als dieser. Deßhalb treten denn die Asturianer in der Fremde vorzugsweise als Bediente in wohlhabende Häuser ein, in denen sie sich durch ihre Anhänglichkeit, ihre Treue und Zuverlässigkeit oft ein unbeschränktes Vertrauen erwerben. Die Castilianer lassen sich nicht als Bediente gebrauchen, und die dienenden Personen beider Geschlechter in Madrid sind größtentheils Asturianer.

Die Portugiesen stehen in ganz Spanien sehr schlecht angeschrieben. Man will hier eine große Aehnlichkeit zwischen dem portugiesischen und dem französischen Volkscharakter finden, die sich vielleicht auf den gemeinschaftlichen Ursprung dieser beiden Nationen zurückführen läßt, denn der celtische Stamm hat sich bei seiner Einwanderung in Spanien vorzugsweise in dem heutigen Portugal niedergelassen, und sich dort bis auf die Römerzeiten ziemlich unvermischt erhalten. Die Portugiesen haben ein sehr lebhaftes Nationalgefühl, sie pflegen die Erinnerung an ihre glänzende Vergangenheit mit ebenso viel Stolz als Liebe. Aber ihr Enthusiasmus irrt sich zuweilen in der Zeitrechnung, sie übertragen auf den gegenwärtigen Augenblick Begriffe, Ansprüche, Formen des Ausdrucks, die vor dreihundert Jahren ganz am rechten Orte und von imponirender Wirkung seyn mochten, die aber heutzutage unter so wesentlich veränderten Umständen gar oft lächerlich werden. Ein Corporal, der an der Spitze von zwei Mann Ablösung über den Markt marschirt, kommt sich selbst vor wie ein Albuquerque, und er ruft mit donnernder Stimme in einen Haufen Gassenjungen hinein: Platz gemacht für das Regiment! Die portugiesische Hülfslegion des Generals das Antas ist sammt ihrem Anführer, trotz der vortrefflichen Dienste, die sie ihrer Zeit geleistet hat, noch heute die Zielschiebe einer Menge

boshafter Witze für die Spanier, die es den Portugiesen schon als unverzeihliche Sünde anrechnen, daß sie portugiesisch reden. Die Gewohnheit der Portugiesen, ihre Reiterei nicht nach Pferden, sondern nach Hufen zu zählen, gilt hier für einen sprechenden Beweis von der Sucht der westlichen Nachbarn in allen Dingen zu vergrößern und zu übertreiben. In demselben Sinn machen sich die Spanier lustig über die Realenrechnung der Portugiesen, bei der es sich um unermeßliche Zahlenreihen handelt, die ganz winzige Summen repräsentiren. Kurz, der Portugiese ist der Gascogner der Halbinsel, und wie der Gascogner spielt er auch oft die Rolle des Gimpels in den spanischen Anekdoten. Zum Beispiel: Ein junger Lissaboner kommt in Geschäften nach Valladolid und wird von einem Einwohner dieser Stadt, an den er empfohlen ist, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. Abends stellt der Spanier dem Portugiesen eine Dame, die er aus der Nachbarschaft hat rufen lassen, als seine Frau vor, mit der Erklärung, daß die Landessitte ihm zur Pflicht mache, seine ehelichen Rechte an seinen Gast abzutreten. Der Portugiese läßt sich das nicht zweimal sagen, und kehrt, entzückt von der spanischen Gastfreundschaft, nach Lissabon zurück. Aber siehe da, eines schönen Morgens erscheint sein Wirth aus Valladolid, um den Besuch des Portugiesen zu erwiedern. Dieser bietet alles auf, um sich der ihm erwiesenen Freundschaft würdig zu zeigen, und er glaubt denn auch nicht umhin zu können, die ehrliche Uneigennützigkeit eben so weit zu treiben, als der Valladolider, nur mit dem Unterschiede, daß er demselben seine wirkliche Frau vorstellt, indem er in den Bart brummt: Eses complimentos de Castella me reventan, diese castilianischen Höflichkeitsbezeugungen sind mir doch verdrießlich.

An Denselben.

Madrid, 17. Juli.

Nachdem Spanien in Amerika zwanzig große Länder und Reiche verloren hat, ist ihm dort noch eine Besitzung übrig geblieben, deren bevorstehender Verlust ihm beinahe ebenso empfindlich seyn wird, als alle übrigen zusammengenommen. Die Insel Cuba ist wie der letzte Goldthaler, den ein heruntergekommener Millionär „im Grund des Seckels spart," und der ihm unschätzbar ist nicht bloß als Nothpfennig, sondern auch als Augentrost, als einzige Erinnerung an den geschwundenen Glanz. Der beste Theil der politischen, der militärischen und der moralischen Kraft, die das heutige Spanien zu seiner Verfügung hat, wird auf die Bewachung der Insel Cuba verwendet. Aber umsonst, umsonst! Ihr mögt das Rad der Ereignisse ein paar Augenblicke aufhalten, aber zum Stillstand bringen werdet ihr es nicht, und stemmte sich eure ganze Nation in wahnwitziger Hartnäckigkeit unter seinen zermalmenden Schwung.

Cuba ist das heutige Potosi Spaniens, das aus dieser Insel, frei von allen Lasten und Kosten, wenigstens den achten Theil seiner sämmtlichen Einkünfte zieht. Die Einnahmen der Colonialkasse von Cuba sind in den letzten Jahren bis auf 12 Millionen Piaster gestiegen, von denen, nach Abzug der Besoldungen des Heeres, der Beamten, kurz aller Verwaltungskosten, etwa 4 Millionen in den spanischen Staatsschatz fließen. Und diese ungeheuren Summen werden durch 900,000 Menschen aufgebracht, oder vielmehr durch 600,000 Sklaven, deren Arbeit überdieß den maß- und zügellosen Luxus der 300,000 weißen Einwohner der Insel bestreiten muß. Puerto Rico, bei einer Bevölkerung, die beinahe halb so stark ist als die von Cuba, hat eine Einnahme von höchstens anderthalb Millionen Piastern, die durchschnittlich einen Ueberschuß von 250,000 Piastern für den Staatsschatz des Mutterlandes geben, und die Philippinischen Inseln, mit 4 bis 5 Millionen Menschen, tragen nicht mehr ein als 2,400,000 Piaster,

von denen nach Abzug aller Verwaltungskosten kaum 300,000 Piaster übrig bleiben.

Mit den Vortheilen, die Spanien aus Cuba zieht, steigert sich aber auch das früher nur dunkle Bewußtseyn der Widernatürlichkeit der Verhältnisse, die jenem Geldgewinn zum Grunde liegen, steigern sich die Gefahr und die Furcht, jene reiche Piasterquelle über Nacht versiegen zu sehen. Diese Furcht ist jetzt mehr als je das herrschende Princip der spanischen Colonialpolitik. Die Besatzung von Cuba ist gegenwärtig bis auf 30,000 Mann gebracht, lauter alte Soldaten, deren man sich, zumal kraft des hohen Soldes, den man ihnen gibt, vollkommen sicher glaubt. Jeder Officier, der nach den Colonien geht, rückt bei seiner Ankunft um einen Grad vor, und erhält den doppelten Sold seines neuen Ranges. Kein Creole wird zum Soldatendienst auf seiner Insel zugelassen, und selbst solchen Havanesen, die viele Jahre lang mit Auszeichnung im Mutterlande gedient haben, wird die Bitte um Versetzung nach Cuba immer rundweg abgeschlagen. Um nach der Heimath zurückkehren zu dürfen, müssen sie zuvor ihren Abschied nehmen.

Die Gewalten des Generalcapitäns von Cuba sind so ziemlich unumschränkt, wenn nicht gesetzlich, doch thatsächlich, und sogar die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe ist ihm gegenüber nur ein leeres Wort. So ist im vorigen Jahre der bekannte Mulatte Placido, diese wunderbar reiche Dichternatur, bloß auf den eigenmächtigen Willen des Generals O'Donnell hingeopfert worden. Durch einen Advokaten aus der Havanah habe ich die Einzelheiten des Hergangs dieser Sache erfahren. Placido, obgleich ein Freier, war in den Proceß wegen der letzten großen Sklavenverschwörung verwickelt, und es hieß, daß er von seinen Stammgenossen zum Präsidenten oder zum König des künftigen Negerstaates bestimmt sey. Aber die Untersuchung ergab keine Beweise seiner Mitwissenschaft, und die allgemeine Meinung sprach ihn im voraus frei. Kraft der bestehenden Colonialgesetzgebung stand es, nach dem Schluß der Akten, dem Generalcapitän zu das Urtheil zu sprechen, aber in Gemäßheit des zuvor

einzuholenden Gutachtens eines Beisitzers des obersten Gerichtshofes, dessen Ausspruch in solchen Fällen dieselbe Bedeutung hat wie die Urtheile der deutschen Spruchcollegien. Der Generalcapitän ließ den Richter, den er zur Erfüllung jener Förmlichkeit gewählt hatte, zu sich kommen, um ihm die Akten persönlich einzuhändigen, und um ihm zugleich zu bedeuten, daß die Schuld des Placido keinem vernünftigen Zweifel unterliege. Der Richter hatte indessen gleichwohl Muth und Pflichtgefühl genug, um dem Generalcapitän nach Durchsicht der Akten zu erklären, daß er auf die vorhandenen Grundlagen hin kein verurtheilendes Gutachten abgeben könne. O'Donnell ließ sich aber durch diesen unerwarteten und ungewöhnlichen Widerstand in seinem Vorhaben nicht irre machen; er wandte sich vielmehr an einen zweiten Beisitzer des Obertribunals, und dieser war geschickt genug in den Proceßakten zu finden, was Se. Excellenz darin gefunden hatte. Placido wurde zum Tode verdammt und hingerichtet. Sein letztes Wort war eine Betheurung seiner Unschuld in den ergreifenden Schlußversen seines Schwanenliedes:

Entre Dios y la tumba no se miente;
Voy á morir; adios! soy inocente!

Das öffentliche Gewissen auf Cuba fühlt sich durch die Erinnerung an den Tod Placido's noch heute gedrückt wie durch den Gedanken an eine Blutschuld; der General O'Donnell aber wird über solche Schwachheiten wohl hinaus seyn.

Spanien sieht sich in dem Besitz von Cuba von den verschiedensten Seiten her bedroht, durch die Ländersucht und den Handelsneid der Engländer, durch die Vergrößerungswuth der Nordamerikaner, durch die Unzufriedenheit der Colonisten, und endlich durch das Rütteln der Sklaven an ihren Ketten, das mit jedem Jahre grimmiger und wilder in die Ohren klingt. Die Gefahr von außen ist für jetzt nicht dringend, und es würde eine wesentliche Veränderung in den allgemeinen Weltverhältnissen vorausgehen müssen, ehe irgend eine fremde Macht wagen dürfte, die Hand nach der reichen spanischen Colonie auszustrecken, die

noch besser als durch die spanischen Waffen durch die wechselseitige Eifersucht aller übrigen Staaten gegen einen gewaltsamen Raubversuch dieser Art gesichert ist.

Die Unzufriedenheit der Colonisten ist sehr groß, und sehr rechtmäßig. Die Pflanzer von Cuba können natürlich nicht mit lachenden Augen sehen, daß alle Jahre so und so viele Millionen von ihrer Insel nach Spanien wandern; die Zurücksetzung, die sie gegen die Spanier erfahren, kränkt ihre Eigenliebe ebenso sehr als ihre Interessen; das militärische Regiment, unter welchem sie stehen, fängt an ihnen trotz der langen Gewohnheit desto unerträglicher zu werden, je mehr die Vervielfältigung aller Verbindungen ihnen Gelegenheit gibt ihre öffentliche Lage mit der Anderer zu vergleichen; der Mangel an Absatzwegen für ihren Zucker, ihren Kaffee und ihren Tabak wird von ihnen auf Rechnung der Regierung gesetzt, der sie Schuld geben, daß sie den Vortheil der Colonien nicht mit dem nöthigen Nachdruck gegen das Ausland, und besonders gegen England vertrete, welches bekanntlich die Erzeugnisse der Sklavenarbeit immer mehr von seinem Markte zu entfernen bemüht ist. Kurz, Cuba hat so manche gegründete Beschwerde über sein Verhältniß zum Mutterlande zu führen, daß es der Uebertreibungen und der ungerechten Anklagen, an denen es gleichfalls nicht fehlt, gar nicht bedarf, um sein Verlangen nach politischer Unabhängigkeit zu erklären. Irgend ein Gefühl der Anhänglichkeit an das Mutterland würde man bei den Creolen vergebens suchen; sie betrachten sich nicht mehr als Spanier, sie wollen für eine eigene Nation gelten, die ein fremdes Joch trägt, bis sie den günstigen Augenblick findet es abzuwerfen. Englischen Beistand bringen sie bei ihren Freiheitswünschen nie in Anschlag, denn England ist ihnen im Grund der Seele verhaßt, seitdem es sich an die Spitze der Idee der Sklavenemancipation gestellt hat. Die politische Zuneigung Cuba's ist ganz entschieden den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugekehrt, und es ist sein Lieblingsgedanke, früher oder später ein Mitglied der Union zu werden. In Spanien kennt man natürlich diese Stimmung sehr gut, und was mehr ist, man

fürchtet sie ganz ernstlich, so ernstlich, daß man — nicht zufrieden ein ganzes Heer auf Cuba zu unterhalten — sogar in den Sklaven Bundesgenossen gegen die Colonisten sucht. Es ist nämlich so gut wie gewiß, daß die spanische Regierung die heimliche Negereinfuhr auf Cuba, die bekanntlich bis auf den heutigen Tag fortgedauert, deßhalb geduldet und begünstigt hat, damit durch die wachsende Zahl der Sklaven den Colonisten die Hände immer mehr gebunden werden. Die Colonisten haben diese Politik zuletzt errathen, und ihre Richtigkeit dadurch anerkannt, daß sich eine große Partei unter ihnen gebildet hat, die ebenso heftig wie die Abolitionisten gegen die fernere Negereinfuhr eifert, obgleich sie nichts weniger ist als Gegnerin der Sklaverei. Im Gegentheil, diese Leute wollen den Fortbestand der Sklaverei dadurch sichern, daß sie dieselbe keine übermäßige Ausdehnung nehmen lassen. Von der Aufhebung der Sklaverei will kein Mensch reden hören, ebensowenig in Spanien selbst als auf Cuba. Sogar die Freisinnigsten unter den spanischen Progressisten, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, widersetzen sich dem Gedanken, die Emancipation auch nur für eine entfernte Zukunft anzubahnen, und in diesem Punkt wenigstens sind die Cubaer mit den Spaniern einverstanden. Hier wie dort gibt es unzählige Leute, die sich für ziemlich gescheidt halten, und die gleichwohl alles Ernstes an die Verewigung der Sklaverei glauben.

In diesem unbegreiflichen Wahn liegt meiner Meinung nach die schwerste Gefahr für die spanische Herrschaft über Cuba und für Cuba selbst. Binnen einer Zeit, die sich mit ziemlicher Sicherheit vorausbestimmen ließe, werden die Neger in ganz Amerika frei seyn, und wo man ihnen die Freiheit bis dahin nicht gibt, da werden sie sich dieselbe nehmen. Da sich nun aber die Spanier allem Anschein nach schwerer als jedes andere Volk von dieser Nothwendigkeit überzeugen und in diese Nothwendigkeit fügen wollen, so scheint ihrem Cuba kein anderes Schicksal als das der Nachbarinsel bevorzustehen, deren Meister die Neger seit fünfzig Jahren von Feuers und Schwertes Gnaden sind.

Man hat den Haytiern nun freilich ihre Selbstbefreiung

höchlich übel genommen, und die Zöpfe mancher Perrücken sträuben sich noch heute mit Entsetzen in die Höhe, so oft nur der Name der Negerrepublik genannt wird, aber die Haytier scheinen so verhärtete Naturen zu seyn, daß ihnen alle diese Beweise des Mißfallens und der Entrüstung nicht die leiseste Regung der Reue abgewinnen. Doch die Strafe des Schicksals ist ihrem Verbrechen auf dem Fuß gefolgt. Seit ihrer freventlichen Emancipation ist vielleicht ein Dutzend Revolutionen über ihre Insel gegangen, und Könige, Kaiser und Präsidenten haben sich die Regierungsgewalt streitig gemacht, zuweilen in offenem Bürgerkrieg und unter vielem Blutvergießen. Das Alles hätten sich die Haytier mit ihrer Emancipation erspart. Ihre Herren, die französischen Pflanzer, waren so wenig revolutionär gesinnt, daß sie bis auf den heutigen Tag unter ihrer Zucht, abgesehen von einem fünfzehn= oder zwanzigjährigen Kriege mit England, in tiefstem Frieden hätten leben mögen; alle Sorge um Staats= und Volksangelegenheiten und alle beschwerliche Theilnahme daran wäre von selbst weggefallen, und ihr Blut wäre statt unter Kugeln und Bajonetten immer nur unter Peitschenhieben geflossen.

Fernere Züchtigung des Himmels: die Haytier sind so tief in Rohheit und Elend versunken, daß sie weder lesen noch schreiben können, daß sie statt eines eleganten Französisch ein „creolisches Kauderwälsch“ sprechen, daß sie meistens weder Schuhe noch Strümpfe haben, daß ihre Soldaten in dem abenteuerlichsten Aufzug auf die Wache ziehen, den man sich denken kann — das Alles ist in der That unerhört. Nicht einmal lesen und schreiben können die Neger auf Hayti! Unter französischer Herrschaft wurden sie alle ohne Zweifel auf hohe Schulen und Universitäten geschickt. Ein creolisches Kauderwälsch reden sie! Und die Franzosen hatten doch wahrscheinlich eigene Akademien der Beredsamkeit für sie errichtet. Ja sogar barfuß laufen sie einher, die Escarpins und die seidenen Strümpfe, welche ihnen die Franzosen anzogen, sind bis auf den letzten Fetzen zerrissen! Was soll man aber gar dazu sagen, daß die Negerrepublik nicht einmal Soldaten hat wie ein anderer ehrlicher Staat, voraus=

gesetzt, daß man Leute, die kein ledernes Halsband und keine blanken Gamaschenknöpfe tragen, überhaupt Soldaten nennen kann? Es scheint zwar, daß besagte Leute sich bei gewissen Gelegenheiten recht gut geschlagen haben, aber ohne die Uniform gibt es keine Tapferkeit, sondern nur verwegenen Trotz und thierischen Blutdurst.

Noch mehr: der Ackerbau auf Hayti ist so weit gesunken, daß nur noch die Hälfte des Kaffees und des Zuckers ausgeführt wird, die man ehemals von St. Domingo verschiffte. Es ist himmelschreiend! Dieses Negergesindel will nicht begreifen, daß seine einzige Bestimmung auf dieser Erde ist Zucker und Kaffee zu erzeugen, und kaum hat der Stock des Faktors aufgehört über seinem Kopf zu schweben, so arbeitet es kaum noch halb so viel wie ehemals! Das klingt unglaublich, aber wahrhaftig es ist so, die Zollregister sind da, um es zu beweisen. Vor fünfzig Jahren konnte sich der hayti'sche Neger zum Trost für die kleinen häuslichen Unannehmlichkeiten, denen er ausgesetzt war, mit Selbstgefühl sagen, daß er es sey, der für ganz Frankreich den Kaffee mache und zuckere, und jetzt ist diese süße Genugthuung dahin, und der Neger muß sich mit Scham gestehen, daß er egoistischerweise nur noch für sich selbst und für das Bedürfniß seiner eigenen Familie arbeitet.

Doch der Gegenstand ist zu ernst, um länger in diesem Tone behandelt zu werden. Meine ganze Seele fühlt sich empört, wenn ich das heuchlerische Jammern über den gegenwärtigen Zustand von Hayti höre, das in einer gewissen Welt an der Tagesordnung ist, wenn ich gar sehe, wie der Junkerwitz den lahmen Huf an diesem armen Negervolke versucht. Freilich Hayti ist kein Musterstaat; es gibt dort ohne Zweifel des Fehlerhaften, des Widersinnigen, des Lächerlichen noch viel mehr, als in den meisten unserer europäischen Staaten, und darum lasse ich es mir gern gefallen, daß man dort, je nach den Umständen, klage, tadle und lache, vorausgesetzt, daß das Alles in der Weise und in dem Tone eines Mannes geschieht, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Die Neger von Hayti haben sich aus

dem Zustande der Lastthiere zu Menschen und Bürgern heraufarbeiten müssen, und fast zwei Drittheile des heute auf Hayti lebenden Geschlechtes bestehen aus geborenen Sklaven oder aus Kindern geborener Sklaven; diese Thatsache soll man keinen Augenblick aus den Augen verlieren, wenn man von Hayti spricht. Die Haytier haben aus der grauenhaftesten Sklaverei heraus die Freiheit erobert, und diese Thatsache allein gibt ihnen Anspruch auf die Achtung jedes Ehrenmannes. Wer da aber nur mit Nasenrümpfen und mit Hohn verzerrtem Munde von den schwachen Seiten des jungen Negerstaates spricht, wer da blind ist für seinen Anfang und für die Vergangenheit des Volkes, das ihn gebildet hat, der zeigt, daß er kein Herz hat für den Muth der Freiheit, und der, wenn er das Unglück gehabt hätte in einer schwarzen Haut zur Welt zu kommen, würde wahrscheinlich bis an das Ende seines Daseyns Zuckerrohr schneiden für seinen eigenen Rücken. Und welchen Grad der Intelligenz setzt es voraus, den Zustand von Hayti mit dem Maßstab der europäischen Verhältnisse zu messen, über Hayti und sein Volk nach europäischem Gesetze abzuurtheilen! Doch davon will ich nicht reden, ich will barmherzig seyn. Aber von dem Wehklagen über die verminderte Produktion muß ich doch noch ein Wort sagen. Nun, ihr Herren, die ihr nichts producirt als liederliche Prosa, zum Umdrehen einer Zuckermühle wäret ihr doch allenfalls auch noch zu gebrauchen, und es müßte euch selbst schon aus Eigenliebe darum zu thun seyn, doch endlich einmal auch etwas Genießbares zu erzeugen. Wie nun, wenn irgend ein Dessalines, ein König Christoph, der im Punkte der Produktion eure menschenfreundlichen Ansichten theilte, euch unter Anwendung der bekannten Mittel veranlaßte, eure Grundsätze zur That werden zu lassen, und den faulen Negern mit dem Beispiele der nützlichen Verwendung aller eurer Körperkräfte voranzugehen! Ich fürchte, eine solche Schule, und wenn sie auch nur vier Wochen dauerte, würde dem Werthe eurer bisherigen Theorie der Produktion doch selbst in euren eigenen Augen einigen Eintrag thun.

Doch es ist im Grunde genommen wahrhaftig nicht der

Mühe werth, sich gegen diese gedankenlosen Nachbeter der Litaneien zu ereifern, in welchen die weiland Pflanzer von St. Domingo und deren Sachwalter die Ueberfülle einer rohen Selbstsucht in die Welt ergießen. Die frühere Civilisation auf dieser Insel war wie ein giftiger Schwamm aus Moder und Verwesung aufgeschossen, und man muß weniger Verstand haben als der verthierteste Sklave, oder weniger Herz als der erste beste Pflanzer, um nicht zu begreifen und zu fühlen, daß der Untergang jener schändlichen Civilisation mit all ihrem Glanz und Prunk ein Gewinn ist für die Sache der Menschheit.

Herrn W. R. in B.

Madrid, 18. Juli.

Madrid ist, abgesehen von den großartigen Bauwerken, auf die es stolz seyn darf, nicht reich an öffentlichen Kunstdenkmalen, und die künftigen Geschlechter werden nicht um die Plätze verlegen seyn, wo sie den großen Ereignissen und den großen Männern Säulen und Standbilder errichten können, vorausgesetzt nur, daß es ihnen nicht an großen Ereignissen und an großen Männern fehlt. Das bedeutendste der bis jetzt vorhandenen Monumente ist die berühmte Reiterstatue, welche sich Philipp IV. mit einem vermuthlich nicht ungerechten Mißtrauen gegen das dankbare Gedächtniß der Nachwelt selbst gesetzt hat. Dieß Standbild, ursprünglich im Buen Retiro aufgestellt, befindet sich gegenwärtig auf dem großen Platz del Oriente, Angesichts des königlichen Schlosses, inmitten eines kreisförmigen Blumengartens, der mit eisernem Gitter eingefaßt ist. Der Ort und die Umgebung sind so vortheilhaft als möglich für ein kolossales Bildhauerwerk, und die Statue ist des Ehrenplatzes vollkommen würdig, den man ihr angewiesen hat.

Der florentinische Meister Pietro Tacca wurde auf das Verlangen Philipps IV. von dem Großherzog von Toscana mit der Ausführung dieses Standbildes beauftragt. Der König selbst hatte die allgemeine Idee desselben angegeben; er wollte auf bäumendem oder galoppirendem Rosse dargestellt seyn. Der Künstler erbat sich ein Porträt des Königs, das ihm zum Modell dienen solle, und man schickte ihm das Reiterbild Philipps von der Hand des Velasquez. Beim Anblicke des Porträts, heißt es, erklärten alle Kunstgenossen Tacca's und alle florentinischen Kenner, daß die Ausführung dieses Modells in Erz unmöglich sey, daß die Ueberwindung der mechanischen Schwierigkeiten, welche es darbiete, die Kräfte der Kunst übersteige. Indessen, Tacca ließ sich nicht entmuthigen; unterstützt von dem Rath Galilei's, machte er sich an die Arbeit, und binnen kurzer Zeit lieferte er das Werk, so wie es jetzt vor unsern staunenden Augen dasteht.

Es gibt keinen überraschenderen Anblick als den dieses Standbildes. Das Pferd, auf welchem der König in gebieterischer Haltung sitzt, ist in der Stellung des Paradegalopps dargestellt. Nur mit den Hinterfüßen steht es auf dem Boden, und vier Fünftheile seines Körpers sammt dem Reiter schweben ohne Stützpunkt in der Luft. Wie ist es möglich, daß sich diese ungeheure Metallmasse — die ganze Statue wiegt 18,000 Pfund — in dieser Stellung im Gleichgewichte erhalte! Man sieht, daß sie aufrecht steht, und man glaubt es nicht. Dreimal war ich nach dem Platze del Oriente gegangen, und immer mit gesteigerter Bewunderung zurückgekommen, bis mir endlich das Räthsel gelöst wurde. Das Gleichgewicht ist mit Hülfe eines sehr einfachen mechanischen Mittels herausgebracht, dadurch nämlich, daß man den Hintertheil des hohlen Pferdes mit Blei ausgefüllt hat. Nachdem man mir das Geheimniß verrathen hat, ist mir nur noch Eins unbegreiflich, nämlich daß ich nicht von selbst darauf gekommen bin, und es dünkt mich jedenfalls, daß nicht gerade ein Galilei nöthig gewesen wäre, um dem Meister Tacca auf jenen Gedanken zu verhelfen, dessen wirkliche Ausführung dann, wie es mir scheint, nur noch eine Aufgabe des Handwerks war.

Wie dem aber auch sey, das Standbild Philipps **IV.**, so wie es nun in die Augen fällt, ist wahrscheinlich nicht bloß die kühnste, sondern auch die gelungenste Reiterstatue, die es heutzutage gibt. Die Formen von Mann und Roß sind ohne Tadel, die Haltung beider ist stolz und edel, die Bewegungen, welche in den meisten ähnlichen Bildern von Erz und Marmor erstarrt und versteinert zu seyn scheinen, sind hier eben so geschmeidig und voll Leben, wie ein von Meisterhand geführter Pinsel sie nur immer auf der Leinwand hervorbringen kann. Die gepriesene Reiterstatue Heinrichs **IV.** auf dem Pont-neuf in Paris ist steif und frostig gehalten, und namentlich ist, um nur eine Einzelheit zu erwähnen, der Hals des Pferdes nicht mit natürlichem Muskelspiel, sondern wie im Starrkrampf zur Seite gewendet. Von dem unförmlichen Metallklumpen, der unter dem Namen der Statue Ludwigs **XIV.** auf der Place des Victoires in Paris steht, will ich gar nicht reden; er ist ein „Kunstwerk" im Styl des Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, der, wie man weiß, aus der Werkstatt eines Kupferschmiedes hervorgegangen ist. Der in Turin aufgestellten Marochetti'schen Reiterstatue irgend eines Karl Emanuel oder Victor Amadeus von Savoyen läßt sich Kraft und Leben nicht absprechen, es ist nur Schade, daß die Kraft in Plumpheit ausartet, und daß das Leben ein wenig an Verzerrung leidet. Das Schlachtroß des Herzogs ist ein Karrengaul, und die gewaltsame Bewegung, mit welcher der Reiter das Schwert in die Scheide steckt, ist noch viel weniger schön als natürlich. Die Reiterstatue Peters **I.** in Petersburg kenne ich bloß aus Kupferstichen, die mir alle Lust nehmen, jemals das Original selbst zu sehen, auch wenn sich das ohne eine Reise nach Rußland thun ließe. Das Pferd des Kaisers zerstampft unter seinen Hufen eine Schlange, das Sinnbild der altrussischen Nationalität, und um es in seiner hochgebäumten Stellung aufrecht zu erhalten, hat man ihm den Schweif wie ein drittes Bein zur Stütze gegeben. Dieses mechanische Hülfsmittel dünkt mich ebenso ächt moskowitisch als jener allegorische Gedanke, und beides zeugt, wenn auch nicht gerade für den

Geschmack, für den Takt und für den Schönheitssinn des Künstlers, so doch von einer seltenen Fähigkeit, sich mit seinem Gegenstande zu identificiren.

Ich habe auch wohl in Deutschland hie und da auf dem Schloßplatz einer kleinen Residenz eine Allongeperrücke zu Pferd gesehen, aber nur aus der Kategorie, von der geschrieben steht: riguarda e passa. Mit einem Wort, ich kenne keine Reiterstatue, die sich mit dem Werk Tacca's auch nur entfernt vergleichen ließe. Der Künstler hatte dasselbe kaum vollendet, so starb er, und zwar aus Zorn und Unmuth darüber, daß ihm der Großherzog von Toscana zum Vortheil seines königlichen Vetters in Madrid ein paar hundert Goldstücke von seiner Rechnung herunterzwacken wollte. Gegenwärtig ist die Statue Philipps IV. in dem Inventarium des königlichen Hauses auf 40,000 Dublonen, ungefähr 400,000 Thaler Gold, geschätzt.

Madrid besitzt außerdem nur noch ein öffentliches Standbild, das des Cervantes, welches unter der Regierung Ferdinands VII. aufgerichtet ist, zu derselben Zeit, wo die französische Regierung die Erlaubniß zur Errichtung einer Statue Molière's verweigerte, weil eine solche Ehre nur dem Andenken der Könige gebühre. Diese Statue ist gleichfalls in Italien, aber nach dem Modell eines spanischen Künstlers, und in einer deutschen Werkstatt gegossen. Sie zeigt den großen Nationalschriftsteller der Spanier in vorschreitender Stellung, in der Rechten eine Papierrolle, und die Linke an das Degengefäß gelegt. Der reichgefaltete Mantel fällt über die linke Hand, und verbirgt dem Auge die Verstümmelung, die sie in der Schlacht bei Lepanto erlitten. Geist und Entschlossenheit sprechen aus der Haltung und aus den Gesichtszügen des Cervantes, dessen Stirn aber doch zugleich von einem Anflug dichterischer Träumerei umspielt wird. Die ganze Figur wird übrigens wohl nur aus der Einbildungskraft des Künstlers hervorgegangen seyn, denn so viel ich weiß, gibt es kein für ächt geltendes Porträt des Cervantes. Das mit ein paar Scenen aus dem Don Quixote gezierte Fußgestell des Standbildes ist kleinlich und geschmacklos, und der Ort, wo man

dasselbe aufgestellt, und den man von ihm plazuela de Cervantes genannt hat, ist nichts weniger als günstig, weil er weder Raum noch Luft genug darbietet.

Wenn ich sage, daß Madrid keine andern Standbilder habe, so zähle ich die steinernen Königsstatuen nicht mit, welche früher auf dem Dache des Schlosses standen, die man aber ihrer großen Schwere wegen hat herunternehmen müssen, und die seitdem theils an mehrere benachbarte Städte verschenkt, theils in Madrid selbst an verschiedenen Punkten aufgestellt sind. Zwanzig bis dreißig derselben stehen auf der Plaza del Oriente längs des Gitters, welches das Denkmal Philipps IV. einfaßt, riesenhafte Gestalten, die auf den Fußgestellen als Ataulf, Reccared, Wamba und so weiter bezeichnet werden. Künstlerischen Werth haben diese Figuren sehr wenig, und was ihre geschichtliche Treue anbetrifft, so möchte ich mich nicht just dafür verbürgen. Auch die mythologischen Figuren, welche als Brunnenverzierung auf mehreren der kleinen Plätze von Madrid aufgestellt sind, verdienen wenig oder gar keine Beachtung. Nur die Statue der Venus (die sogenannte Marèblanca), die sich früher auf der Puerta del Sol befand, und die vor einigen Jahren auf die Plaza de las Descalzas versetzt wurde, ist nicht ohne ein gewisses Verdienst.

Weit höheren Werth haben die Bildhauerarbeiten an mehreren von den vielen Springbrunnen des Prado. Ich will nur den Brunnen des Neptun und den der Cybele erwähnen, die an beiden Enden des Haupteinganges des Prado einander gegenüber stehen. Neptun in majestätischer Haltung, in der einen Hand den Dreizack, in der andern eine Meerschlange, steht auf dem Muschelwagen von brausenden Seepferden gezogen und von wasserspeienden Delphinen umspielt. Gegenüber sitzt die gute Göttin zurückgelehnt in dem Wagen mit dem Löwengespann, in der Stellung und mit dem Gesichtsausdruck einer vornehmen Dame, welche die Bequemlichkeit liebt, ohne den Anstand darüber zu vergessen, eine wohlwollende behagliche Figur, die man auf den ersten Blick liebgewinnen muß. Beide Springbrunnen sind in weißem Marmor, dieser von Francisco Gutierrez und jener von

Juan de Mena gemeißelt. Die kolossalen Verhältnisse und der kühne Styl, in welchem diese Brunnen ausgeführt sind, geben denselben einen außerordentlich großen Anstrich, der wie ein Königsmantel manche schwache Seiten verbirgt.

Ein paar hundert Schritte von dem Neptunsbrunnen entfernt steht das Denkmal des 2. Mai 1808, dem wenig Anderes nachzurühmen ist als seine Bestimmung. Der 2. Mai, dessen Gedächtniß der Obelisk auf dem Prado lebendig erhalten soll, war wie man weiß der Tag, wo die von ihren Fürsten verlassene und verrathene spanische Nation dem Franzosenkaiser den Krieg erklärte. Die beiden Artilleriehauptleute Daoiz und Velarde öffneten dem Volke von Madrid, das mit immer wachsendem Ungestüm Waffen verlangte, das Zeughaus, und stellten sich an die Spitze des Aufstandes. Aber die Uebermacht der französischen Truppen war zu groß. Velarde fiel von einer Kugel und Daoiz wurde bald darauf durch mehrere Säbelhiebe und Bajonnetstiche zu Boden gestreckt, an denen er ein paar Stunden später starb. Ein Cortesbeschluß von 1814 bestimmte, daß die Gebeine dieser beiden Officiere und der mit ihnen gestorbenen Patrioten an der Stätte beigesetzt werden sollten, auf welcher sie gefallen waren, und der man den Namen Campo de la Lealtad beilegte. Erst 1840 kam dieser Beschluß zur Ausführung. Das Denkmal, welches die Ruhestätte der Kämpfer vom 2. Mai bezeichnet, ist von D. Isidro Velasquez, dessen Entwurf das Ayuntamiento von Madrid aus einer großen Anzahl von Planen, die ihm in Folge seiner öffentlichen Aufforderung vorgelegt wurden, herausgewählt hat. Es besteht aus einem achteckigen Sockel, der das Fußgestell eines Sarkophags von 24 Fuß Länge bildet, über welchem sich dann auf einem zweiten Sockel der Obelisk erhebt. Die Bildhauerarbeiten, mit denen das Denkmal ausgeschmückt ist, sind nicht ohne Verdienst, aber der Gesammteindruck, den dasselbe hervorbringt, ist weder großartig noch schön.

Es bleibt mir noch übrig von einem Bildhauerwerke zu reden, das gewiß nur wenige Fremde gesehen haben, und das wahrscheinlich dem größten Theil der Madrider selbst unbekannt

ist, von dem steinernen Löwen nämlich, welcher halb verloren an dem Anfangspunkte des Manzanareskanals, unfern der Brücke von Toledo, aufgestellt ist. Außer dem in Felsen gehauenen Löwen von Luzern habe ich nie ein Thierbild gesehen, das einen so starken Eindruck auf mich gemacht hätte als dieses hier. Die Arbeit des Meißels mag man vielleicht roh nennen, aber der Künstler hat einen unendlich stolzen Gedanken mit imponirender Kraft in dem Stein ausgedrückt. Der Löwe ist aus ruhender Stellung halb aufgefahren, und er hält unter jeder seiner Vordertatzen eine Kugel, deren Besitz er mit wilder Geberde gegen einen plötzlichen Angriff zu vertheidigen im Begriff ist. Wehe der verwegenen Hand, die den Krallen dieses Löwen zu nahe kommen würde! Es ist unmöglich, den thierischen Grimm wilder und zugleich edler zu malen, als es in der Figur dieses Löwen, in seinem drohend emporgereckten Nacken, seinen weit geöffneten Nüstern und in den trotzigen Falten seines Gesichtes geschehen ist. Ich habe vergebens nachgefragt, von wem und aus welcher Zeit dieser Löwe herrührt, aber mich dünkt, es kann auf keinen Fall das Werk eines Künstlers seyn, für den die spanische Weltherrschaft, statt einer begeisternden Wirklichkeit, nur noch eine patriotische Erinnerung war.

Der Kanal, welchen ich oben genannt habe, wurde unter der Regierung Karls III. begonnen, und er war bestimmt, mit Hülfe des Manzanares und Jarama eine Wasserstraße zwischen Madrid und Toledo und also auf dem ganzen Uferlande des Tejo zu bilden. Die Arbeiten wurden indessen bald unterbrochen, und erst nach der Rückkehr Ferdinands VII. wieder aufgenommen. Dieser ließ den angefangenen Kanal bis Vacia-Madrid, drei Wegstunden von hier, fortführen, Schleußen anlegen, Landungsplätze herrichten, und sogar Fahrzeuge bauen, gar nicht zu reden von dem zahlreichen Beamtenpersonal, das er zum Zwecke des Kanaldienstes ernannte. Bei diesen Vorbereitungen hatte die Sache aber ihr Bewenden, und es ist niemals von ernstlicher Benutzung des Kanals die Rede gewesen. Nur in seinem untern Theile wird er zuweilen als Müllereſel gebraucht. Würde der

Kanal vollendet, so könnte er bei der ansehnlichen Wassermenge, die er hat, ohne Zweifel recht nützliche Dienste leisten. In seinem heutigen Zustande besteht sein Hauptverdienst darin, die Baumpflanzungen zu tränken, die seine Ufer entlang angelegt sind, und in deren Schatten die Leinpfade einen der annuthigsten Spaziergänge bilden, die man selbst in solchen Landschaften finden kann, welche von der Natur viel begünstigter sind als diese. Zur Linken hat man zunächst den Anblick des fließenden Wassers, der, wie das arabische Volkswort sagt, des Menschen Herz erfreut, und weiter hinaus gestatten die Bäume hie und da eine Durchsicht auf Madrid. Rechts in dem breiten Raume zwischen dem Kanal und dem Flusse ziehen sich, von stattlichen Heerden beweidet, die Wiesen des Manzanares hin, deren Grün in dieser Jahreszeit noch frisch genug ist, um das Auge zu erquicken. Dieß ganze Landschaftsbild ist so idyllisch, daß man sich von dem sonnverbrannten vulkanischen Boden Spaniens mitten in ein niederländisches Stillleben versetzt glauben könnte.

Gleichwohl wird der Spaziergang am Kanal von der Madrider „Welt" wenig oder gar nicht besucht. Ist er doch eine Viertelstunde von dem Stadtthore entfernt! Nur das „Volk" unternimmt an gewissen festlichen Tagen in muntern Schwärmen diese Reise, um dort unten auf dem schattigen Rasen zu vespern, zu spielen und zu tanzen, bis die nach dem Untergange der Sonne schnell hereinbrechende Nacht zur Rückkehr mahnt.

Auf dem Heimwege von meinem gestrigen Spaziergange am Kanal besuchte ich das Artilleriemuseum, das vor ein paar Jahren, um für die Residenz des damaligen Regenten Raum zu gewinnen, aus dem Palast Buena Vista nach dem Buen Retiro geschafft ist. Hier hat man dieser Sammlung außer einigen andern Zimmern den „Saal der Königreiche" eingeräumt, in welchem im vorigen Jahrhundert gewöhnlich die Cortes versammelt wurden, und namentlich die Cortes von 1789, welche auf das Verlangen der Krone den Beschluß faßten, auf welchem die Thronrechte der Königin Isabella zurückgeführt worden, die Aufhebung des salischen Gesetzes. Dieser Saal ist mit einem gewissen Prunk

ausgeschmückt, aber einem unächten Prunk, der fast armselig erscheint, eben weil er viel mehr gelten will, als er werth ist. Man sieht dort in Gold und prahlenden Farben die Wappen der verschiedenen Länder, die einst dem spanischen Scepter unterthan waren. Außer den eigentlich spanischen Königreichen und Fürstenthümern sind in diesem Saal die Wappenschilder von Portugal, Mailand, Neapel, Sardinien, Sicilien, Burgund, Flandern, Brabant, Mexico, Peru und — ich traute meinen Augen nicht, aber es ist so — auch Oesterreich versammelt, um der Krone von Spanien zu huldigen. In allen diesen Ländern, freilich mit der kleinen Ausnahme von Oesterreich, war der Wille des Mannes Gesetz, der sich den Buen Retiro als Lustort erbaute. Zwanzig Völker beugten sich vor jedem Worte, das in fremder Zunge in dem Königspalast zu Madrid gesprochen wurde. So weit hatte es die spanische Politik durch die rüstige Handhabung ihres kecken Wahlspruchs: Plus ultra! gebracht, und zu keiner Zeit hat es ihr an Bewunderern gefehlt, welche jenen Erfolg der Ländersucht und des Geistes der Eroberung mit offenem Munde und zum Himmel emporgehobenen Händen bestaunten. Aber Plus ultra! von der angemaßten Weltherrschaft bis zu einer Ohnmacht, die selbst Feinde zum Mitleid zwingt, von der Tyrannei über zwanzig fremde Nationen bis zu dem Punkte, wo man aufgehört hat Herr im eigenen Hause zu seyn, von dem maßlosen Schwelgen in ungerechtem Gut bis zum Verlust des letzten Pfennigs der eigenen Habe, bis zur Bettelarmuth — das Alles ist nur folgerichtige Entwickelung eines und desselben Grundsatzes. Und wir sind nicht am Ende: Plus ultra! Nun so bewundert doch, ihr Herren!

Das Artilleriemuseum enthält kriegerische Merkwürdigkeiten der verschiedensten Art, Festungsplane, Modelle, Sammlungen einheimischer und fremder Waffen, Fahnen und Siegeszeichen, Denkmäler zu Ehren rühmlich gefallener Patrioten und unzählige Dinge dieser Art mehr. Ein großer Theil dieser Gegenstände, zumal die beiden zuerst genannten, würde am füglichsten dem „Museum der Geniearbeiten“ einverleibt werden, das sich jetzt

wieder in dem Palast von Buena Vista befindet, und mit dem sich außerdem das „topographische Cabinet" vereinigen ließe, welches gleichfalls aus Planen und Modellen besteht, und das ohne allen inneren Grund als eine selbstständige Sammlung neben den beiden genannten Anstalten besteht. Was die im Artilleriemuseum befindlichen Waffen betrifft, so ist auch nicht wohl abzusehen, warum man durch dieselben nicht die sogenannte „königliche Rüstkammer" vergrößert und vervollständigt.

Mag indessen das Artilleriemuseum mit Recht oder mit Unrecht bestehen, es enthält viele sehr merkwürdige Gegenstände, von denen manche ein geschichtliches Interesse haben. So besonders ein reiches seidenes Zelt, das Karl V. im Felde gedient hat, die Reste der Fahne, mit welcher Ferdinand Cortez zur Eroberung von Amerika ausgezogen ist, die Waffen und die Schärpen mehrerer Generale und anderer Officiere, welche die Opfer der letzten Parteikämpfe geworden sind, namentlich des Torrijos, des Manzanares, des D. Diego Leon. Unter den Waffenstücken des letztern befindet sich auch die Lanze, die er während des Bürgerkrieges geführt hat, und zwar, wie die Aufschrift besagt, als Geschenk „des Eigenthümers." Wenn unter diesem Eigenthümer, wie zumal das beigefügte Datum vermuthen läßt, D. Diego Leon selbst zu verstehen ist, so muß die Bescheidenheit gerade nicht das hervorstechende Verdienst dieses Generals gewesen seyn. Ich gestehe überdieß, daß mir die Thaten völlig unbekannt sind, kraft deren D. Diego Leon seine Lanze eines Platzes in dem Museum für würdig gehalten zu haben scheint.

Sehr merkwürdig sind manche der amerikanischen und indischen Waffen und Rüstungen in dem Artilleriemuseum. Man sieht dort den Schuppenpanzer eines Kaziken, dessen Arbeit alle Berichte von der Unvollkommenheit der amerikanischen Metallbehandlung Lügen zu strafen scheint. Nicht weniger beachtenswerth ist die Rüstung eines malayischen Sultans, den die Spanier 1837 auf Mindanao getödtet haben. Der lederne Helm und Brustharnisch sind vortrefflich gearbeitet, und ebenso der mit Elfenbein und farbigem Holz ausgelegte Schild, aber die

Angriffswaffen sind auffallend roh. Das wichtigste Stück der letztern ist eine Art Dreizack, dessen Spitzen aus drei Gewehren des Schwertfisches verfertigt sind.

In dem Erdgeschoß des Museums ist eine kostbare Sammlung von Geschützen aus den frühesten Zeiten aufgestellt. Die ältesten dieser Stücke werden bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf versetzt. Die Spanier behaupten nämlich den Gebrauch des Pulvers vor jedem andern europäischen Volke gekannt zu haben. Schon im Jahre 1118, sagen sie, als Alfons der Schlachtenlieferer den Arabern Saragossa abnahm, wurde bei der Belagerung der heutigen Hauptstadt von Aragonien schweres Geschütz angewendet. Ich weiß nicht, welchen geschichtlichen Boden diese Behauptung hat, wohl aber erinnere ich mich in Conde's Historia de la dominacion de los Arabes en España, die, wie man weiß, lediglich aus arabischen Quellenschriften übersetzt und zusammengestellt ist, bei Kriegsereignissen des zwölften Jahrhunderts mehrmals eine Beschreibung der Wirkungen von Belagerungsmaschinen gelesen zu haben, die buchstäblich auf unsere Kanonen paßt.

Die Spanier haben in letzter Zeit überhaupt früher ganz unbekannte Ansprüche auf das Eigenthum mancher wichtigen Erfindungen erhoben, die offenbar nicht ohne allen Grund sind. Nächst der Dampfschifffahrt, deren frühesten Versuch man ihnen wohl kaum noch abstreiten kann, scheint ihnen auch die erste Erfindung des elektromagnetischen Telegraphen anzugehören, die sie denn freilich ebensowenig auszubilden und zu benutzen verstanden haben, als die Dampfmaschine. Deßgleichen soll es ein Spanier seyn, Ponce de Leon, der zuerst die Möglichkeit eines regelmäßigen Schulunterrichtes für Taubstumme durch glückliche Versuche dargethan hat, auf welche hin in Frankreich erst viel später durch den Abbé de l'Espée weiter gebaut sey, dessen System der heutigen Erziehung der Taubstummen in Spanien zum Grunde liegt.

Herrn F. D. in N.

Madrid, 22. Juli.

Nach vielem vergeblichen Suchen ist es mir endlich gelungen, der Gedichte des Mulatten Placido habhaft zu werden, auf welche ich sowohl durch einige in spanischen Zeitungen abgedruckte Bruchstücke, als wegen der persönlichen Schicksale ihres Verfassers seit langer Zeit mit der lebhaftesten Theilnahme gespannt war.

Gabriel de la Concepcion Valdes, gewöhnlich Placido geheißen, der Sohn eines weißen Vaters und einer schwarzen Mutter, war auf Cuba als Sklave geboren, vielleicht als Sklave seines eigenen Vaters, wie ja das unter dem von Gott und Scham und Ehre verlassenen Colonialvolk an der Tagesordnung ist.[1] Obgleich ohne Erziehung und ohne regelmäßigen Unterricht aufgewachsen, entfaltete er frühzeitig eine dichterische Naturgabe, die ihn bei dem Publikum bald bekannt und beliebt machte. Seine Poesie fand lebhaften Anklang, zumal bei den jungen Leuten der Havanah, unter denen zuletzt eine Unterzeichnung eröffnet wurde, um Placido aus der Sklaverei loszukaufen. Die Freiheit gab seinem Geist einen neuen Schwung, und unter der immer steigenden Gunst des Publikums und im Umgang mit vielen der reichsten und bestunterrichteten jungen Männer auf Cuba schien seinem Talent eine glänzende Zukunft bevorzustehen, als er in den Prozeß wegen der Negerverschwörung vom vorigen Jahr verwickelt und vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Einige von den Negern, denen man durch die gräßlichsten Martern Geständnisse abzupressen suchte, hatten ihn als das Haupt der Verschwörung und als den künftigen Präsidenten der Negerrepublik

[1] Ein ehemaliger Minister Ludwigs XVIII. und Karls X., der noch heutzutage bei einem großen Theil der legitimistischen Partei für ein Orakel gilt, als er nach dem Sturz Napoleons von Bourbon nach Frankreich zurückkehren wollte, setzte seine dortige bewegliche und unbewegliche Habe in Geld um und mit ihr zwei seiner eigenen Kinder. So wenigstens sagt die allgemeine Stimme, der nie widersprochen worden ist.

bezeichnet, und auf diese Aussage hin, ohne das mindeste glaubwürdige Anzeichen seiner Schuld, wurde er zum Tod verurtheilt. Er ging zum Richtplatz wie ein Mann, indem er die Verse seines letzten Gedichtes wiederholte, in welchem er in ergreifenden Worten seine Unschuld betheuert. Die Wahrheit dieser Betheuerung ist meinem Gefühl nach keinem Zweifel ausgesetzt, denn ein Mann, der Willen und Kraft genug besitzt, um den Plan der Befreiung eines Volkes von Sklaven zu fassen, ein solcher Mann wird sich nimmermehr im Angesicht des Todes durch eine feige Lüge herabwürdigen. Placido wurde allem Anschein nach nur deßhalb hingerichtet, weil der Generalkapitän von Cuba fand, daß sein Kopf für einen farbigen Rumpf zu gut sey. Ich habe zwei Bändchen seiner Gedichte vor mir liegen, welche unter dem Titel Poesias und Poesias escogidas de Placido 1838 und 1842 in Matanzas gedruckt sind. Der Inhalt dieser beiden Sammlungen ist sehr mannigfaltig. Man findet darin in bunter Reihe Elegien, Romanzen, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Liebeslieder, Fabeln, Epigramme, Satiren. In den letztgenannten Gattungen ist Placido am wenigsten glücklich. Es fehlt ihm nicht an Witz, aber er weiß ihn nicht gehörig zuzuschleifen. Das Handwerk läßt ihn dabei im Stich, und die Spitze bricht gewöhnlich ab, ehe sie scharf genug ist. Eines der besten seiner Epigramme ist das folgende:

¿ De donde Anton sacará
  Para el gasto que publica?
¿ Tendrá alguna vieja rica,
  O le lloverá el maná?
—¡ Que curiosa eres, Celina!
Anton no tiene otra cosa
Que una muger buena moza,
Y el mercader de la esquina.

Die Liebeslieder Placido's tragen das etwas steife Gepräge, welches der spanischen Dichtergalanterie überhaupt eigen ist. Durch solche Dichtungen hört man noch immer den Ton durchklingen, in welchem die Ritter und die Schönen Lope's de Vega

und Calderons ihre Herzensangelegenheiten verhandeln. Vor zwei- und dreihundert Jahren mochten diese diplomatischen Formen der Liebessprache dem Wesen und den Sitten der Zeit entsprechen, heutzutage aber stehen sie im entschiedenen Widerspruch mit allem, was man im wirklichen Leben sieht und hört, und sie erhalten dadurch natürlicherweise einen Anstrich von Lüge, der den Leser von vornherein verstimmt.

Um nun aber im Besondern von Placido zu reden, so liebt er, wie das in allen südlichen Ländern überhaupt üblich ist, offenbar mehr mit der Einbildungskraft und mit den Sinnen, als mit dem Herzen. Mein Mulatte gesteht auch mit einer unglaublichen Naivetät, vielleicht ohne es selbst zu wissen, welche Bewandtniß es mit dem Wesen seiner Liebe hat.

Cuando contemplo el rostro
De una gallarda ninfa,
Mi eternidad es ella,
Y el mundo se me olvida.
Entonces como un angel
De la region empirea
Presentamela siempre
Mi ardiente fantasia.
Mas á tocar llegando
La realidad divina,
Encuentro un ser humano
Que la ilusion me quita.
Tras este desengaño
Su nombre me fastidia
Y mi ficcion detesto.
Hè aqui la causa, Amira,
Porque ya no me es dado
Amar como solia
En los primeros años
De mi agitada vida.

Weit mehr als die Fähigkeit der Liebe ist das Naturgefühl in Placido ausgebildet. Seine Schilderungen des tropischen Himmels, unter dem er geboren worden, sind von überraschender Wahrheit und Pracht. Das Heimathland ist für Placido das Paradies der

Erde; er schwärmt für seine Insel, er preist ihre Luft und ihre Bäche, ihre Berge und ihre Blumen mit heiliger Begeisterung. Diese Vaterlandsliebe eines Unglücklichen, eines Mannes, den seine Haut zum Paria stempelt, eines Mannes, dem der Staat im Augenblick seiner Geburt das Menschenrecht abgesprochen hat, eine solche Vaterlandsliebe hat etwas äußerst Rührendes. Und sie ist ganz gewiß die rechte, und von ihr braucht man am wenigsten zu fürchten, daß sie den Charakter und den Willen des Unterdrückten entkräfte, der seine Befreiung nur von sich selbst zu hoffen hat. Im Gegentheil, wer seinem Volk und seinem Vaterland auch unter den Mißhandlungen des Staates mit Herz und Seele treu bleibt, der ist gewiß ein rüstigerer Gegner der ungerechten Gewalt als zehn andere, die bei der ersten Widerwärtigkeit dem Vaterland höhnend den Rücken kehren und alle Pflichten gegen dasselbe von sich schütteln wie den Staub von ihren Füßen. In der That das Weltbürgerthum ist ein so bequemes Ding, daß es zuweilen der gründlichsten Selbstsucht zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ich lasse hier ein paar Verse aus einem längern Gedicht Placido's folgen, welches von einem der höchsten Berge auf Cuba el Pan betitelt ist; die Anspielung in der zweiten Strophe gilt einem andern havanesischen Dichter, der wegen des stark ausgesprochenen republikanischen Charakters seiner Poesie von der Insel verbannt wurde.

Atalaya del golfo mejicano
Que erguida brillas, gigantesco altar,
Donde te colocó de Dios la mano,
Sobre el nivel del espumoso mar;

Soberbio Pan, de cañas coronado,
Cuyas hojás con voz repiten fiel
El himno que un ilustre desterrado
Te cantára en aligero bajel;

Salve monte feraz, viva memoria
De un tiempo inmortal que feneció,
Vago recuerdo de ignorada historia
Que entre misticas ombras se ocultó.

Los vivientes que algun dia
Triscaban en tu espesura
Hoy salen como las hadas
Al resplendor de la luna.

Doradas carcaxes llevan,
Y sus cabezas circulan
De garzas y tocolores
Con blancas y rojas plumas.

Asi la bellas fantasmas
En la noche te saludan
Hasta que el alba en oriente
La vuelta del sol anuncia.

Entonces rapidas vuelan,
En la inmensidad se ocultan,
Y solo se oyen sus ecos
Que repiten ¡Cuba! — ¡Cuba!

La aurora esclarece tu aspecto sombrio
Tu faz colorando de tinte sutil,
Y el zéfiro blando con almo rocio
Salpica tus flores de marzo y abril.

Cada cocotero de verde esmeralda
Un coro de aves que te alaba es;
Y cada arroyuelo que corre á tu falda
Sandalia de plata que adorna tus pies.

Los nauticos diestros que en viajes penosos
De ver el cielo y agua consados están,
Tu cumbre divisan y esclaman gozosos:
¡Albricias! ¡Albricias! ¡La tierra! ¡Es el Pan!

Tú has visto los nubarrones
A tu cima descender
Y cien mil generaciones
Cual raudos exhalaciones
Brillar y desparecer.

Mientras fuerte indestructible,
Con agreste majestad.
Te ostentas firme insensible,
Como sarcasma terrible
Que burla á la humanidad.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen seyn, daß in diesen Versen Andeutungen vorkommen, die sich mit den Forderungen einer strengen Rechtgläubigkeit auch bei allen Rücksichten, die der Dichterfreiheit gebühren, ziemlich schwer in Einklang bringen lassen möchten. Die christkatholische Saite der Leyer Placido's ist ziemlich schlaff, und sie wird äußerst selten angeschlagen. Placido ist auf dem Olymp weit besser zu Haus als in dem Paradies; was die Hölle betrifft, so kennt er sie nur als die Heimath der Freiheitsmörder und Tyrannen. So sagt er von Geßler (dem er als Mulatte von Rechtswegen statt einer schwarzen eine weiße Seele beilegen sollte):

Yace en la playa el despota insolente,
Con ferrea vira al corazon clavada,
Despidiendo al infierno accelerada
El alma negra en forma de serpiente.

Bei solchen Gegenständen fühlt sich die Muse Placido's überhaupt in ihrem wahren Element. Die Freiheit ist die Göttin seiner Seele, in deren Anschauen er die begeistertsten Worte findet — Worte der unendlichen Liebe und Worte des furchtbaren Grimmes, des unauslöschlichen Hasses. Seine ersten Freiheitsgesänge gelten der spanischen Verfassung und ihrem siegreichen Kampf gegen den carlistischen Absolutismus, dessen Verfechter er mit der größten Erbitterung behandelt. So heißt es in der Schilderung einer kriegerischen Vision:

Pero escuchad la voz que generosa
Suspende á los campeones peregrinos:
„Tened, no derrameis sangre preciosa,
Templemos el rigor de los destinos;
Solo merecen muerte rigorosa
Esos dos, esos lobos asesinos,“
Dice con voz de fulminante trueno,
Y señala á Don Carlos y á Moreno.

¿No ves, Moreno, cual ligero avanza?
¿No conoces las armas relumbrantes
De ese guerrero ansioso de venganza,
Que corre á té con ecos detonantes,
Recta la aguda vengadora lanza,
Y los airados ojos centellantes
En la siniestra de tu pecho fijos?
¡Tiembla perverso! ¡tiembla! él es — Torrijos!

In vielen dieser Gedichte wird die Königin Christine als die Wiederherstellerin der spanischen Freiheit mit Enthusiasmus gefeiert, und Placido läßt es auch nicht an Huldigungen für Isabella II. fehlen. Daß der Grundgedanke des Dichters aber doch ein republikanischer ist, wenn auch vielleicht nicht zum vollen Bewußtseyn gekommen, verräth sich an vielen Stellen, für welche die Cubaer Censur unbegreiflicherweise blind gewesen seyn muß. Der Alleinherrscher ist für Placido das Ungeheuer, das ganze Völker würgt, und der Dichter jubelt bei jedem Dolchstoß, der gegen das Herz eines Cäsar geführt wird. Ein Zug von Meisterhand dünkt mich der letzte Vers der folgenden Strophe, in welcher der Verfall der Macht des spanischen Volks auf den Untergang der öffentlichen Freiheit in Spanien zurückgeführt wird:

Pero el frente humilló
Al despotismo cruel;
Y el mundo no le acató,
Burlóse Europa de èl,
Y Dios le desamparó.

Gott verließ das spanische Volk, weil es die Freiheit verlassen hatte! Ein großer Gedanke, und eben so wahr als groß.

Ich folgere aus diesem allem, daß die Hinrichtung Placido's, wenn auch wahrscheinlich ein schändlicher Mord, dem General O'Donnell doch jedenfalls große Ansprüche auf die Dankbarkeit der spanischen Colonialpolitik gegeben hat.[1]

[1] Placido's Erscheinung ist in Deutschland nicht ganz unbeachtet vorübergegangen. Wir fügen einige Strophen bei aus einem ungedruckten Gedicht von C. Trebitz (einem der Dichter des Würzburger Festes), das den letzten Gang des cubanischen Sängers schildert:

Ferne dämmert überm Meere kaum ein blasser Schein empor,
Siehe! aus Matanza's Thoren wallt's wie Leichenzug hervor.
Auge Gottes, heil'ge Sonne, säume noch auf deiner Bahn,
Daß dein erster Blick nicht heute seh' ein blutig Schauspiel an!

Langsam dröhnt der Schritt; die Waffen blitzen hell im Morgenlicht;
Elfe führen sie zum Tode, ach! die ersten sind es nicht.
Soll die Rache satt sich trinken, wohlfeil ist Mulattenblut;
Hundert Opfer will die Freiheit, tausend will Tyrannenwuth.

Die Verzweiflung kocht im Herzen, in den Mienen zuckt der Hohn;
Ha! sie warben um die Freiheit, eine Kugel ist ihr Lohn.
Finster kriecht der Blick am Boden, von der Stirne rinnt der Schweiß.
„Sparet, Pfaffen, eure Worte! auch die Priester sind ja weiß."

„Warum hat nur unsre Leiber Gottes Sonne schwarz gebrannt?
Warum kamen unsre Väter frei nicht aus dem Morgenland?
Warum hast du, Meereswoge, nicht erbarmend sie begraben,
Eh' sie noch der Sklavenkette harten Druck gekostet haben?"

„Und warum, ihr weißen Männer, seyd ihr übers Meer geschwommen?
Euer Gott verheißt den Himmel, habt ihr darum uns genommen
Recht und Freiheit auf der Erde, sie zur Hölle gar verkehrt?
Euer Heiland lehrt die Liebe, ihr habt uns den Haß gelehrt!"

„Blutgetränkte Saat des Hasses, Cuba's Sonne reift sie bald.
Heiß wird eure Ernte werden; hört ihr wie die Sichel schallt?
Grabet hundert neue Gräber, euern Fluch begrabt ihr nie,
Unser Erbtheil ist die Rache; keine Kugel tödtet sie!"

„O Hispania, du Hyäne, farb'gen Männern tief verhaßt?
Nimmer läßt du deine Beute, hast du einmal sie gefaßt!
Nimmer, bis du sie gemordet, wär' es auch dein eigner Tod.
Zittre! dort im Osten dämmert's, tagen wird es blutigroth."

„Seit Jahrhunderten vergossen hast du Ströme Blutes doch,
Ueber dich und deine Sprossen wird auch dieses kommen noch;
Deine scharfen Klauen schlagen wirst du in den eignen Leib,
Und mit bittern Thränen klagen einst ein kinderloses Weib!"

Horch! die Trommel ruft zum Sterben. Bald vorbei ist alle Noth!
Ernsten Muth bedarf das Leben, heitern Muth verlangt der Tod.
Trägst du in der Brust die Liebe, fester, leichter ist dein Schritt;
Schwer und schwankend, nimmst den Haß du auf dem letzten Gange mit.

Dumpfen Groll im Herzen brütend, schreiten zehn der Opfer so;
Einer nur geht mild und ruhig, 's ist der Dichter Placido!
Seine Muse war die Freiheit, seine Waffe der Gesang;
Hei! wie hat er sie geschwungen, daß sie tief zum Herzen drang!

Und er läßt die Blicke wandeln durch der Menge dichte Reihn,
Schaut in manches ernste Antlitz, manches holde Aug' hinein:
Ob ihm nicht ein Gruß der Liebe letzten Trost entgegenwinkt,
Ob nicht eine Mitleidsthräne unter dunkeln Wimpern blinkt.

Suche nicht bei weißen Männern! Ihre Herzen, hart und stolz,
Glühen nur für Rang und Adel, schmelzen nur beim Klang des Golds.
Frage nicht den reichen Pflanzer! Nimmer wird er dir vergeben,
Daß er hat vor deinen Liedern einst gezittert für sein Leben.

Nicht den Jüngling, der als Kind schon arme Schwarze hat gequält,
Nicht den greisen Priester, der zu Gottes Ehre Sklaven hält!
Auch bei jenen bärt'gen Kriegern suchest du vergebens dort:
's sind Soldaten, keine Menschen, und ihr Handwerk ist der Mord.

In Biscaya's Bergen tauchten sie in Bruderblut die Hand,
Sich in Negerblut zu baden, kamen sie in dieses Land,
Eine Meute gier'ger Hunde! Weh' dem Jäger, der sie hetzt!
Weh' dem Helden, der an Cuba seines Degens Scharten wetzt!

Weh' dem Schmied, der neu und fester schmiedet alle Sklavenbande,
Der Havana Schreck und Abscheu und Hispaniens ew'ge Schande!
Weh' dem Tiger, der nach rothem Blute lechzt und rothem Golde!
Weh' dem Sohn des freien Landes, Henkersknecht in fremdem Solde!

Hüte, Placido, dein Auge, daß es nicht hinüberblitzt,
Wo der feile Sklavenhändler prunkend hoch zu Rosse sitzt;
Daß nicht deine reinen Lippen seinen Namen fluchend nennen,
Zu den hunderttausend Flüchen, die ihm auf der Seele brennen!

An Denselben.

San Ildefonso, 25. Juli.

Durch dreizehnjähriges Sengen und Brennen und Rauben und Morden war endlich die große Frage entschieden, ob der König von Spanien Habsburg oder Bourbon heißen solle, und die Spanier durften zur Entschädigung für die Leiden und Verluste des langen Krieges in dem glücklichen Bewußtseyn schwelgen, daß sie nunmehr in der Person Philipps V. ihren rechtmäßigen Beherrscher besaßen. Die österreichische Partei war für das Verbrechen des Unterliegens verdientermaßen gezüchtigt, und zumal hatten die Catalonier ihren Aufruhr zu Gunsten des Erzherzogs durch den Verlust ihrer öffentlichen Freiheiten, und außerdem dadurch gebüßt, daß man die Hälfte der Häuser ihrer Hauptstadt

niederriß, um Platz zu gewinnen für eine Citadelle, die da bürgen sollte für die Unterwürfigkeit Barcelonas auf ewige Zeiten. So war denn nach dieser Seite hin Gerechtigkeit gehandhabt. Aber nach der Bestrafung der Empörer blieb die Belohnung der loyalen Unterthanen übrig, namentlich der Castilianer, welche den thätigsten Antheil an dem Sieg der Legitimität über die Usurpation gehabt hatten. Und wahrlich die Castilianer durften sich nicht lange beklagen, daß ihnen der Lohn ihres Schweißes und Blutes vorenthalten werde, denn kaum waren ein paar Jahre vergangen, seitdem Philipp V. auf dem spanischen Thron saß, so baute er sich mitten in die castilianischen Provinzen hinein sein spanisches Versailles.

Der Bau des Schlosses San Ildefonso, das man gewöhnlich mit dem Namen la Granja bezeichnet, wurde 1720 begonnen, und mit Hülfe ungeheurer Geldsummen binnen wenigen Jahren zu Ende geführt. Der Platz ist für den Sommeraufenthalt gut gewählt. San Ildefonso liegt am Fuß des nördlichen Abhanges des Guadarrama, dessen höchste Berge das Schloß und die Stadt in Form eines Hufeisens umgeben, das sich nach der fruchtbaren Ebene von Segovia hin öffnet. Die Berge der rechten Hälfte des Hufeisens sind bis auf die Gipfel hinauf mit herrlichen Fichtenwäldern bekleidet. Zur Linken dagegen sind die Berge, welche hier die größte Höhe erreichen, beinahe völlig kahl, und noch jetzt, mitten in den Hundstagen, an vielen Stellen mit großen Schneemassen belastet. Der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Gebirge verdankt la Granja kühle Luft selbst im Hochsommer, und einen Wasserreichthum, der mehr als hinreichend ist, um ihre vielen Wasserkünste wochenlang zu speisen, und der eine außerordentlich üppige Baumvegetation hervorbringt. Dazu kommt die wilde Schönheit der Gegend, die Mannigfaltigkeit prächtiger Gesichtspunkte, welche sie darbietet, und ihr Ueberfluß an Jagdthieren aller Art, um San Ildefonso zu einem Lustorte zu machen, der von der Natur nicht viel weniger denn alles vor Versailles voraus hat, dessen Nachbild es seyn sollte, und mit dem es in der That bei aller Verschiedenheit der Lage und der Umgebung doch eine auffallende Charakterähnlichkeit hat.

Das Schloß San Ildefonso läßt sich dem Umfang nach nicht mit dem Schloß von Versailles vergleichen, aber es kann doch groß genannt werden, und es hat, obgleich nach einem selbstständigen Plan gebaut, eine gewisse Miene der Verwandtschaft mit dem prahlerischen Palast Ludwigs XIV. Die Hauptfaçade des Schlosses, in dem steifvornehmen Residenzstyl des vorigen Jahrhunderts gebaut, ist dem Garten zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite laufen von den beiden äußersten Flügeln des Schlosses symmetrische Nebengebäude aus, die einen ungeheuer großen Hofraum einschließen, der nach vorn hin durch ein altfränkisches Gitter geschlossen ist. Rechts von dem Schloß liegt die kleine Stadt, welche gleichzeitig mit demselben entstanden ist, großentheils aus kasernenartigen massiven Häusern und schnurrechten breiten Straßen bestehend. Es würde indessen ein Irrthum seyn, wenn man sich nach dieser kurzen Schilderung eine vortheilhafte Vorstellung von dem Eindruck machen wollte, welchen der Anblick von Stadt und Schloß San Ildefonso hervorbringt. Das Schloß sieht aus wie ein Mann, der die Nacht schlaflos in den Kleidern zugebracht und sich nicht rasirt hat, ja noch mehr, es hat eine gewisse Leichenfarbe, die ich schon an manchem stolzen Palast gesehen habe, und immer als sicheres Zeichen des nahe bevorstehenden Untergangs. Der Schloßplatz ist eine Wiese, unter deren dichtem Rasen man das Pflaster an vielen Stellen nur errathen kann. Die stattlichen Dienstgebäude, welche diesen Platz einfassen, sind unbewohnt und verödet, ihre Thürangeln scheinen seit Jahren eingerostet zu seyn, und ihre Fenster sind mit Läden zugesetzt, auf denen Moos zu wachsen anfängt. Die Stadt ist wie ausgestorben, wie ein Kirchhof. Ihre großen Häuser sind theils halb verfallen, theils verschlossen und verlassen, und nur sehr wenige derselben haben eine dauernde Bewohnerschaft. Die stehende Bevölkerung von San Ildefonso beläuft sich auf etwa 500 Menschen. Sommers nehmen einige Familien aus Madrid für ein paar Wochen hier ihren Landaufenthalt, und außerdem ziehen die nothwendigsten Arbeiten zur Erhaltung des Schlosses und der Gartenanlagen eine Anzahl von Handwerkern herbei, so

daß jene Bevölkerung sich für den Zeitraum von vier oder fünf Monaten verdoppeln oder selbst verdreifachen mag. Seine Glanztage aber feiert San Ildefonso am 24. Juli und am 25. August, den Namenstagen der Königin Mutter und der regierenden Königin, an denen sich eine ansehnliche Volksmenge in der Granja einfindet, um die Wasser springen zu sehen, die man im ganzen Jahr nur diese beidenmale spielen läßt.

Am dießjährigen Namensfest der Königin Christine war der Zudrang ungewöhnlich groß in la Granja. Glücklicherweise hatte ich im voraus ein Zimmer für mich belegen lassen, sonst würde es mir, obgleich ich schon am 22. hier ankam, wahrscheinlich ergangen seyn wie vielen andern Reisenden, die man das elendeste Obdach mit 4 und 5 Piastern täglich bezahlen ließ. Nicht als ob es in San Ildefonso an Raum fehlte selbst für eine doppelt so große Menschenmenge als gestern hier beisammen war, aber die Häuser sind größtentheils völlig entblößt von allen Nothwendigkeiten des Lebens; man hat Zimmer in Ueberfluß, aber gewöhnlich weder Stuhl noch Tisch, weder Bank noch Bett darin. An jenen Festtagen macht jeder Einwohner des Orts so gut als es gehen will den Gastwirth, aber bei sehr beschränkten Mitteln reichen die Vorbereitungen niemals aus für das Bedürfniß, und so ist es denn natürlich, daß die zuletzt Kommenden genöthigt sind, entweder zwischen vier nackten Wänden auf platter Erde zu schlafen, oder die geringsten Bequemlichkeiten mit Gold aufzuwägen. In einem einzigen Zimmer des Hauses, das ich bewohne, waren in der vorigen Nacht siebenzehn Personen neben und über einander gelagert. Die Spanier haben indessen die glückliche Gabe, sich in solche Unannehmlichkeiten äußerst leicht hineinzufinden. Kein Reiseungemach bringt sie aus der Fassung. Der Spanier, welcher sich zu Hause in silbernem Tafelgeschirr bedienen läßt, nimmt in einer Dorfschenke, ohne ein Wort zu verlieren, die hölzerne Gabel, um von dem irdenen Teller zu essen, den man ihm vorgesetzt hat, als ob er von Kindesbeinen in den einfachsten Lebensgewohnheiten aufgewachsen wäre. Musterhaft aber vor allen Dingen bewährt sich der Spanier, wenn seine Geduld

auf die Probe gestellt wird, wie das hier zu Land und zumal auf Reisen alle Tage geschieht. Während Stunde auf Stunde im vergeblichen Warten verrinnt, unterhält sich der Spanier mit dem größten Gleichmuth über den Weinbau in Kamtschatka oder über die Preßgesetzgebung auf dem Sirius. Es ist mir hier im Lande vielleicht zwanzigmal begegnet, daß mich ein angeschwollener Fluß, oder eine gebrochene Deichsel, oder die Laune des Schaffners, oder der Mangel an Pferden Stunden und halbe Tage lang aufgehalten hat, und jedesmal — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — war ich trotz des deutschen Phlegma der Ungeduldigste von der ganzen Eilwagengesellschaft. „Warum sich böses Blut machen über eine Verzögerung?" sagte mir neulich einer dieser Temperamentsphilosophen; „wir kommen doch noch immer zu früh an den letzten Halt."

Gestern nach 3 Uhr, der gewöhnlichen Stunde des Mittagessens in Spanien, fing der Schloßgarten an, sich mit Menschen zu füllen. Madrid und das benachbarte Segovia hatten jedes ein zahlreiches städtisches Contingent zu dem Festtagspublikum der Granja gestellt, die große Masse desselben aber bestand aus dem Landvolk der Umgegend, unter welchem die Frauen durch die schreienden Farben der Provinzialtracht hervorstachen, die sich hier ausnahmsweise auch bei dem weiblichen Geschlecht vollständig erhalten hat. Aus Segovia waren zumal viele Zöglinge der dortigen Artillerieschule herüber gekommen, lauter stattliche junge Leute, die durch Haltung und Miene und vielleicht auch durch ihre geschmackvolle Uniform und ihren großen Säbel auf einen gewissen Theil des Publikums augenscheinlich den günstigsten Eindruck hervorbrachten.

Der Garten von la Granja ist sehr groß und so schön wie eine solche Anlage im französischen Styl überhaupt seyn kann. Er zieht sich am Abhang des Gebirges hinauf, und die Unebenheit des Bodens ist vortrefflich benutzt, um Wechsel und Mannigfaltigkeit in die Anlagen zu bringen, die überdieß durch eine Fülle fließenden Wassers belebt werden. Eine Menge von Bildhauerwerken in dem barocken Geschmack der Zeit Ludwigs XIV.

putzt die dem Schloß zunächst gelegenen Theile des Gartens. Eine Reihe von Sphinxen, auf denen hie und da rittlings ein Amor sitzt, zieht sich der Hauptfaçade des Schlosses entlang; hier sieht man eine Gruppe olympischer Personen in der Stellung und mit der Miene fächerspielender Hofdamen, dort einen Schwarm von Liebesgöttern, welche Wölfe und Eber bändigen; weiterhin mitten in einem Wasserbecken ein Ungeheuer von so ausschweifenden Formen, wie eine Callot'sche Einbildungskraft sie nur jemals ersinnen kann.

Zu dieser ganzen Decoration stimmte nun freilich der lärmende große Haufe von gestern herzlich schlecht. Ein solcher Garten will in der Einsamkeit eines schönen Sonntagsmorgens gesehen seyn, wo es der Phantasie wenigstens freisteht, seine sandbestreuten Baumgänge, seine schnurgeraden Pfade zwischen glatten Taxushecken mit den Gestalten zu bevölkern, welche in eine solche Umgebung hineingehören. Hochadelige Herren in goldgestickten Sammetkleidern mit langen Spitzenmanschetten, den dreieckigen Tressenhut unter dem linken Arm, die rechte Hand zwischen Weste und Busenstreif gesteckt und in ihren großen Schuhen mit mächtiger Bandschleife steifbeinig einherschreitend. Einige von ihnen sind in zierlicher Unterhaltung begriffen mit schneeweißgepuderten Prinzessinnen und Hofdamen, die nackt bis über den Busen hinaus, den langen Stecken mit goldenem Knopf in der Hand, langsam, feierlich in ihren schweren Reifröcken durch die Schattenseite der zur Hälfte von greller Sonne beschienenen Sandwege hinwandeln. Die Canaille aber steht von fern an dem durch baumlange Trabanten mit blanker Hellebarde bewachten Gitterthor, und wirft ehrfurchtsvoll scheue Blicke in das Paradies der Erdengötter, das selbst nicht einmal ihren Wünschen zugänglich ist. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich diese Fratzen aus der Perrückenzeit im Allgemeinen nicht gerade vermisse, und daß es mir nur um die Vollständigkeit des Zerrbildes zu thun ist, wenn ich sie mir in die Gärten der Granja oder von Versailles hineindenke.

Der Ankündigung gemäß sollten die Wasserkünste um 4 Uhr

anfangen zu spielen, aber nach spanischem Brauch verging nach dem Ablauf der festgesetzten Zeit eine Viertelstunde um die andere im vergeblichen Warten, ohne daß die Langmuth der harrenden Menge sich einen Augenblick verläugnet hätte. Und als endlich um halb 6 Uhr der Verwalter des Schlosses erschien, um das Zeichen zum Anfang des Wasserspieles zu geben, da wurde rechts und links neben mir der Vorschlag gemacht — nicht etwa diesen Herrn zur Strafe für die Impertinenz, die er sich gegen zehntausend Menschen erlaubt, ein Zwangsbad nehmen zu lassen, nein — ihn mit Beifallklatschen zu empfangen. Und dieser Vorschlag war ernstlich, sehr ernstlich gemeint, er kam aus der aufrichtigen Dankbarkeit dafür, daß es dem Herrn Intendanten gefallen, seine Mittagstafel vor Sonnenuntergang aufzuheben, und daß er die neugierige Menge nicht etwa unverrichteter Sache wieder nach Hause geschickt. Meinem Urtheil nach kann sich das Publikum in solchen Fällen gar nicht streng genug gegen den Schuldigen zeigen, am allerwenigsten wenn es klar ist, daß er, wie das so oft geschieht, aus einem Uebermuth, bloß um seine Macht zu zeigen, gesündigt hat. Wer zehntausend Personen je anderthalb Stunden stiehlt, der verkürzt die Gesellschaft dadurch beinahe um zwei volle Jahre eines einzelnen Menschenlebens, und für einen solchen Frevel würde das Gesetz der Wiedervergeltung nicht im mindesten zu hart, sondern vielmehr das einzig angemessene seyn. Mit andern Worten, der Intendant der Granja hat meiner besten Ueberzeugung nach gestern verdient, daß man ihn auf 625 Tage ins Zuchthaus schicke.

Die Wasserkünste der Granja sind außerordentlich zahlreich und mannigfaltig. Mehrere der Springbrunnen, und unter ihnen, wie man sagt, gerade die bedeutendsten, sind nicht in dienstfähigem Zustande, aber was ich davon gesehen, reicht vollkommen hin, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß diese Wasserkünste denen von Versailles bei weitem vorzuziehen sind. In la Granja ist nicht nur die Masse und die Kraft des Wassers viel größer als in Versailles, sondern man hat hier den flüssigen Stoff auch zur Hervorbringung zauberhafter Schaumgebilde weit

besser zu benutzen gewußt. Der reichste und schönste der Springbrunnen, welche gestern spielten, ist die fuente de las ranas. Große Frösche und menschliche Figuren, die sich in Froschgestalt zu verwandeln scheinen — vermuthlich die phrygischen Bauern aus der Geschichte der Latona, die Ovid in dem bekannten Verse quacken läßt: Quamvis sunt sub aqua, sub aqua maledicere tentant — bilden durch hundert starke Wasserstrahlen, welche sie ausspeien, einen phantastischen Kuppelbau, aus dessen Mittelpunkte es wie eine mächtige Thurmspitze emporsteigt. Unter jedem Druck des eisernen Schlüssels des Brunnenmeisters wechseln die Formen des Schaumdomes, bis sich zuletzt von dem krystallenen Dache desselben ein feiner Staubregen auf die um das Becken herum dicht gedrängte Menschenmasse herunterläßt. Mit Geschrei flieht die Menge in die Seitenwege, und hinter ihr versinkt das Nixenschloß in dem Boden. Man läßt nämlich jeden der Springbrunnen allein und nur auf ein paar Minuten spielen, als ob man mit dem Wasser geizen wollte, welches die Schneefelder und die Quellen des Guadarrama mit so großer Freigebigkeit in den seeartigen Behälter schicken, aus welchem die Wasserkünste gespeist werden. Die letzte derselben, von der Fama benannt, treibt ihren Hauptstrahl 130 Fuß hoch, so daß er ganz deutlich von dem anderthalb deutsche Meilen entfernten Segovia aus gesehen wird.

Inzwischen war es spät geworden, und wer vorsichtig genug gewesen war, bei Zeiten eine Eintrittskarte zu lösen, begab sich nach dem Theater. Denn la Granja hat natürlich ein Schauspielhaus und die Truppe von Segovia war durch löbliches Ayuntamiento herbeschieden worden, um den festlichen Tag durch Thalias Kunst zu verherrlichen. Man gab: La sensible carcelera, die gefühlvolle Gefängnißwärterin, ein Stück, das in Deutschland spielt, und in welchem irgend einem Kaiser, vielleicht Joseph II., die große Rolle zugetheilt ist. Dank seinem persönlichen Einschreiten wird die Unschuld erlöst und der Verräther entlarvt; die Tugend siegt, und Großmutter Moral, wenn sie nicht etwa eingeschlafen ist, nickt vergnügt ihren Beifall; während

der Vorhang fällt. Die Vorstellung war übrigens bei aller Dürftigkeit der scenischen Mittel doch bei weitem nicht schlecht genug, um so unterhaltend zu seyn als ich mir versprochen hatte.

Heute Morgen besuchte ich das Schloß, dessen Inneres an vielen Stellen noch vernachlässigter ist als die Außenseite. Die Zimmer z. B., welche Ferdinand VII. zu bewohnen pflegte, und in denen er noch seine vorletzte Krankheit im Jahre 1832 überstand, sind gegenwärtig in einem solchen Zustande, daß ich sie nicht bezeichnen möchte. Der Hausrath in diesen Zimmern ist kümmerlich, von den bemalten Wänden ist die Farbe abgefallen, so daß der weiße Kalk an ellenbreiten Stellen zum Vorschein kommt, und der aus halb zerbröckelten Backsteinen bestehende Fußboden ist nicht einmal anstandshalber mit einem Strohteppich bedeckt, wie man sie in andern Gemächern des Schlosses sieht. Die ganze Decoration des Schlosses ist überhaupt, mit Ausnahme von drei oder vier Zimmern, äußerst bescheiden. Ein wahrer Ueberfluß von bronzenen Stutzuhren — deren Wahl dem Geschmacke des Intendanten der Königin, beiläufig gesagt, wenig Ehre macht — ist der einzige Luxus, den man in der großen Mehrzahl der Gemächer findet. Den wenigen Prunksälen des Schlosses aber fehlt sonderbarerweise fast allen das Licht, so daß ihre reichen Verzierungen und ihre kostbaren Möbel für das Auge bei Tage wenigstens so gut wie verloren sind. Einige Zimmer und Gänge sind während der vorigen Regierung mit recht hübschen Fresken im Arabeskenstyle ausgemalt, und in andern sind alle Wände mit Gemälden bedeckt, unter denen sich viele gute Bilder, zumal aus den niederländischen Schulen, befinden.

So viel von dem bewohnten Hauptstocke des Schlosses. Das Erdgeschoß desselben bildet eine große Galerie von Gemälden und Bildhauerwerken aller Art. Leider aber sind die Fenster dieser Galerie mit Läden verschlossen, welche nicht geöffnet werden dürfen, und die so wenig Licht durchlassen, daß es ganz unmöglich ist, über den Werth dieser Sammlung zu urtheilen. Die besten Stücke derselben sind übrigens schon seit geraumer Zeit an

das Museum in Madrid abgegeben, und unter den noch vorhandenen Bildhauerwerken sind die Gypsabgüsse in großer Mehrzahl.

Die Kirche, welche an das Schloß anstößt, die sogenannte Collegiata, hat durch die Stürme der Zeiten einen ziemlich reichen Schatz bis auf den heutigen Tag gerettet. Es ist unmöglich, kostbarere Kirchengewänder zu sehen, als hier zu vielen Dutzenden in alten Eichenschränken vergraben liegen. Ein mit großen Smaragden und Diamanten besäetes goldenes Kreuz, das die Collegiata besitzt, mag viele Millionen werth seyn.

Unter der Sakristei der Kirche befindet sich die Gruft, in welcher Philipp V. und seine Gemahlin beigesetzt sind. Dieß sogenannte Pantheon ist vom Fußboden bis zur Decke ein Muster der Geschmacklosigkeit, und es ist unmöglich, das Grabmal des Königs und der Königin ohne ein Gefühl des ästhetischen Ekels anzusehen.

In ganz geringer Entfernung vor der Granja liegen die beiden königlichen Schlösser Valsain und Riofrio. Beide sind heutzutage nur noch Trümmer, obgleich das letzte wenigstens jünger ist als die Granja. Und diese, ich komme darauf zurück, wird wahrscheinlich bald das Schicksal jener beiden ehemals so prächtigen Paläste theilen. Der Hof liebt die Granja nicht, die bekanntlich der Schauplatz der Revolution von 1836 war, und er ist seit dieser Zeit, wenn ich mich recht besinne, niemals wieder dort gewesen. Hätte das Schloß San Ildefonso aber auch die volle Gunst des Hofes, wer weiß wie lange sie ihm noch nützen könnte!

Die Königin besitzt in San Ildefonso eine der besten und thätigsten Glashütten des Landes, die früher unmittelbar für Rechnung der Civilliste betrieben wurde, jetzt aber an einen Unternehmer verpachtet ist. Die Glashütte beschäftigt an 250 Arbeiter, großentheils Franzosen, von denen manche mit 24,000 Realen jährlich besoldet werden. Da die übrigen Betriebskosten sehr gering sind — das Holz zumal hat man hier beinahe umsonst — so macht die Fabrik, trotz des starken Tagelohns und der hohen Gehalte, die sie zahlt, sehr ausgebreitete und gute Geschäfte.

Zum Beweise, was die Hütte zu leisten vermöge, zeigt man in ihrem Waarenlager einen Spiegel von 131 Zoll Höhe und einigen siebenzig Zoll Breite, welcher vor ein paar Jahren mit zwei andern von derselben Größe in la Granja gegossen ist. Diese Spiegel, von denen der zweite nach Lissabon und der dritte nach Neapel geschickt ist, sollen, wie man hier versichert, die größten seyn, welche bis jetzt irgendwo zu Stande gebracht worden sind.

Herrn O. v. R. in D.

Escorial, 27. Juli.

Als wir gestern endlich an die Abreise von San Ildefonso dachten, fand es sich, daß alle Plätze im Eilwagen bis zum 30. des Monats besetzt waren. Vergebens war die Nachfrage nach einem Miethwagen, und ebenso vergeblich würde es gewesen seyn, nach einem Unterkommen in einer der alterthümlichen Kutschen zu suchen, die in den vorigen Tagen, schwer mit Menschen beladen und mit sechs oder sieben Maulthieren bespannt, ihren Einzug in die Granja gehalten hatten. Meine Reisegefährten, drei Spanier und ein Franzose, der sich zu acclimatisiren anfängt, fügten sich mit landesüblicher Seelenruhe in die scheinbare Nothwendigkeit, bis zum Ende des Monats in der Granja zu bleiben; ich dagegen war fest entschlossen, diesen Ort, an dem ich mich binnen eines viertägigen Aufenthalts völlig sattgesehen hatte, vor Ablauf der nächsten Stunde zu verlassen, um vor Sonnenuntergang den acht Leguas entfernten Escorial zu erreichen. Ich schickte nach einem Reitthier aus, und bald darauf wurde mir gemeldet, daß das einzige Pferd, dessen man noch in San Ildefonso habhaft werden können, vor der Hausthüre auf mich warte. Ich stieg hinunter, besah mir das Pferd einen Augenblick, und sagte dann zu dem

Eigenthümer desselben, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, daß ich ein Pferd verlangt habe, um mich nach dem Escorial tragen zu lassen, nicht aber um besagtes Pferd dorthin zu tragen, wie er vorauszusetzen scheine, indem er mir dieses Thier zugesellen wolle. Der Bauer schrie hoch auf über die schlechte Meinung, die ich von seinem Gaul habe, dem er ebenso viele vortreffliche Eigenschaften beilegte, als ein Sultan Titel hat, und um die Wahrheit seiner Worte durch die That zu beweisen, führte er das Pferd ein paarmal vor dem Hause auf und ab. Da zeigte sich denn allerdings, daß der Gaul drei beinahe dienstfähige Beine hatte, und daß er nicht viel mehr als je eine Sekunde gebrauchte, um eins dieser Beine vor das andere zu setzen. Meine Reisegefährten, die sich inzwischen nebst der ganzen Hausgenossen- und Nachbarschaft eingefunden hatten, um sich an dem Schauspiel meines Ausrittes zu weiden, hielten ihrer Schadenfreude kein Maß mehr, denn sie glaubten sich ihres Opfers gewiß. Mein Entschluß war indessen längst gefaßt, und nachdem ich den spottenden Jubel der Andern ein Weilchen über mich ergehen lassen, that ich ihnen zn wissen, wie ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht sey, und daß man mich stehenden Fußes auf meinen eignen Beinen abreisen sehen werde. Meine Zuhörer verstummten und erstarrten vor Verwunderung, so daß sie meinen raschen Abschiedsgruß kaum erwiedern konnten, und als ich mich unten an der Biegung der Straße umwendete, sah ich, wie sie mir noch immer mit offnem Munde nachstaunten.

Mein Weg führte anfangs über eine Bergheide hin, die hie und da mit Eichengebüsch und mit großen Rosensträuchern, die hier noch in voller Blüthe stehen, besetzt ist. Rechts rauscht ein Waldbach in dem tiefgewühlten Bette, und jenseits des Baches liegen die Trümmer des Schlosses Valsain. Vor mir stand steil und schwarz der wilde Guadarrama, dessen erste Stufen ich im rüstigen Schritt binnen einer halben Stunde erreicht hatte.

Wie doch das Fußwandern so frohen Muth und so lachende Gedanken bringt! Es ist, als ob die Natur uns durch ein Gefühl von Selbstbefriedigung belohnen wolle für die Uebung von

Kräften, die mancher von uns bis zur Unbrauchbarkeit einrosten läßt. Der Postwagen ist eine bequeme, aber ehrlich gesprochen, äußerst langweilige Anstalt, das Dampfschiff ist noch viel bequemer, aber auch unendlich viel langweiliger, die Eisenbahn endlich, welche das Reisen zu einer Sache des Ein- und Aussteigens, des Abfahrens und Ankommens gemacht hat — die Eisenbahn ist langweilig bis in das Entsetzliche hinein. Zu Pferde unterhält man sich schon weit besser, zu Fuß aber langweilt man sich nie. Eine starke Fußwanderung mag angreifen, ermüden, aber die Anstrengung selbst ist wenigstens ein Zeitvertreib, und ich für meine Person ziehe sie dem dumpfen Hinbrüten unendlich vor, in das man auf den weichen Wagenkissen selbst in guter Gesellschaft zuletzt immer verfällt. Wer zu Fuß wandert, ist niemals allein, ist sich selbst immer der beste Begleiter. Sind es nicht die Gegenstände am Wege, die ihn beschäftigen, so sind es seine Erinnerungen, und wo nicht diese, seine Plane für die Zukunft, und wohin er das innere Auge wendet, Alles ist in Sonnenglanz und rosigen Schimmer gebadet.

Am höchsten steigert sich aber meine Wanderlust, wenn ich einsam eine wildfremde Gegend durchziehe, wo mir jeder Schritt etwas Niegesehenes, eine Ueberraschung bringen kann, wo vielleicht hinter jenem Bergvorsprung die Aussicht auf ein prachtvolles Felsenpanorama oder auf ein idyllisches Wiesenthal, oder, wer weiß, wohl gar irgend ein Abenteuer meiner wartet. Es ist ein großer Reiz in allen jenen Lagen, von denen in dem Reiterliede geschrieben steht:

Da tritt kein Anderer für dich ein,
Für dich selber stehst du da ganz allein;

und meine Wanderfahrt quer über den Guadarrama hinweg hatte doch einige Aehnlichkeit mit einer solchen Lage. So weit Auge und Ohr reichten, kein Zeichen menschlichen Daseyns. Bis an den Fuß des Gebirges hatte mich aus hundert Büschen der Gesang der Drosseln begleitet; als ich aber im Schatten des Fichtenwaldes den jähen Abhang hinaufklomm, hörte ich keinen andern Laut eines

lebendigen Wesens mehr, als den rauhen Schrei des Adlers, der mich von dem Gipfel der Felsen herunter begrüßte. Adler und andere Raubvögel aller Art sind in Spanien überhaupt in unglaublicher Anzahl vorhanden. Im Gebirge und selbst in der Ebene vergeht kein Reisetag, ohne daß man des Königs der Vögel ansichtig würde, und in den größten Städten, zumal des Südens, sieht man Dutzende von Falken ihre stillen Kreise um die Kirchthürme ziehen, in denen sie ungestört horsten, und deren Spitzen sie oft für Leute von empfindlichen Geruchsnerven ganz unzugänglich machen.

Der untere Theil des nördlichen Abhanges des Guadarrama ist mit einer Fichtenart bewachsen, welche auch in den deutschen Gebirgen häufig vorkommt. Höher hinauf macht die Fichte einem andern Baume Platz, der sehr lange Nadeln führt, und dessen Stamm und Zweige, in die wunderlichsten Formen verrenkt und verdorrten Aussehens, zuweilen ganz unheimliche Erscheinungen bilden. Allerlei fremdartige Gräser, zum Theil mannshoch und mit goldgelben schweren Blüthen belastet, wuchern im Schatten des Forstes. Je höher man steigt, desto lichter wird die Waldung, und da wo der Weg den höchsten Punkt erreicht, den man, wenn ich richtig gehört habe, den Paß von Navalcerrado nennt, hört der Baumwuchs ganz auf. Ueber diesen Höhepunkt hinweg läuft die Gränze der beiden castilianischen Königreiche, die hier durch zwei steinerne Pfeiler bezeichnet ist. Nach Süden überblickt man die wellenförmige Ebene von Neucastilien bis über Toledo hinaus, nach Norden hin liegt ein großer Theil des kornreichen Flachlandes von Altcastilien vor dem Auge ausgebreitet da. Unmittelbar zu meinen Füßen fiel die steile Bergwand hinunter, an welcher sich der Weg von La Granja her schlangenförmig heraufwindet, und deren Ersteigung mich bei raschem Schritt vierthalb Stunden gekostet hatte; nach Norden zu senkt sich das Gebirge viel sanfter. Ueber die Höhe des Guadarrama wissen mir die Leute hier nicht die mindeste Auskunft zu geben. Nach der Angabe Bory's de St. Vincent liegt der höchste Punkt des Passes, den ich überschritten habe, 1600 Meter oder 4800 Fuß über der

castilianischen Ebene, welche selbst bekanntlich 3000 Fuß höher liegt als die Meeresfläche. Zu beiden Seiten des Passes steigen nun aber die Berge mindestens noch 1500 Fuß in die Höhe, so daß, wenn die Messung des genannten französischen Gelehrten richtig ist, die äußersten Spitzen des Guadarrama jedenfalls über 9000 Fuß hoch sind. Diese Zahl geht freilich, wenn ich mich recht besinne, über die gewöhnlichen Annahmen unserer geographischen Bücher hinaus, aber sie scheint mir doch keineswegs übertrieben. Ich habe schon erwähnt, daß noch jetzt mehrere Gipfel des Guadarrama mit Schnee bedeckt sind, und ich füge hinzu, daß in manchen Sommern der Schnee dort oben gar nicht hinwegschmilzt — eine Thatsache, die unter der Breite von 41 Grad gewiß eine sehr beträchtliche Höhe voraussetzt.

Der Guadarrama bildet eine der merkwürdigsten Wasserscheiden, welche es geben kann. In La Granja war der Himmel beständig bewölkt, so daß Niemand einen Spaziergang ohne Regenschirm zu machen wagte, und es ging dort eine so kühle Luft, daß mich Abends sogar in dem mit Menschen angefüllten Schauspielhause fröstelte, obgleich ich in Tuch gekleidet war; und diese Temperatur währt, wie man mich versicherte, mit seltenen Ausnahmen einen Tag wie den andern den ganzen Sommer hindurch. Kaum aber hatte ich den Guadarrama überstiegen, so trat ich wieder in dieselbe glühende Atmosphäre ein, aus der ich mich fünf Tage zuvor hinausgeflüchtet, und die sich hier inzwischen keinen Augenblick abgekühlt hatte. Der Guadarrama fängt nämlich alle Wolken auf, die von West und Nord heranziehen, und indem er sie festhält, sichert er Madrid den reinen blauen Aether, der dort während der Sommermonate nur selten und höchstens auf Augenblicke getrübt wird. Aber noch mehr. Der südliche Abhang des Gebirges ist fast gänzlich von Wald entblößt, und seine nackten Granitfelsen werfen die Sonnenstrahlen auf die Ebene zurück wie einen ungeheuern Metallspiegel. Dadurch erklärt es sich, daß Madrid ungeachtet seiner hohen Lage drei oder vier Monate lang von der unerträglichsten Hitze heimgesucht wird, schlimmer als irgend eine andere Stadt Spaniens. Das Thermometer

hat bis jetzt während meines Aufenthalts in Madrid sehr oft 32 Grad Reaumur gezeigt, aber man sagt mir, daß es im August gewöhnlich auf 34 und zuweilen sogar auf 36 Grad steige, eine atmosphärische Erscheinung, von der man vermuthlich in ganz Europa nicht viele Beispiele hat. Selbst in manchen Tropenländern ist der Sommer viel milder als in Madrid. Auf Cuba steigt das Quecksilber nie über 28 Grad, und auf den philippinischen Inseln hält es sich jahraus jahrein zwischen 22 und 26 Grad. Glücklicherweise sind die Nächte in Madrid ziemlich frisch, sonst würde diese Stadt im Sommer unbewohnbar seyn.

Der Paß von Navalcerrado wurde 1808 gegen die Franzosen durch einen furchtbaren Sturm vertheidigt, welcher selbst das schwere Geschütz umstürzte, und Menschen und Pferde in die Abgründe hinunterriß. Mit einiger Hülfe der Befestigungskunst könnte Madrid und ganz Neucastilien für ein Kriegsheer auf der Hauptstraße von Frankreich beinahe ganz unzugänglich gemacht werden. Nächst dem Passe von Navalcerrado ist es nur der noch schwierigere Paß der Somosierra, durch welchen man von Nordosten her mit Heeresmacht gegen Madrid vorrücken kann, aber diese beiden Punkte sind bis jetzt völlig vernachlässigt, obgleich der Napoleonische Einfall ihre unendliche Wichtigkeit zur Genüge bewiesen hat.

Eine armselige Venta an dem südlichen Abhange des Gebirges ist auf dem ganzen Wege von la Granja nach dem Escorial der einzige Ort, wo sich der Reisende erfrischen kann, vorausgesetzt, daß seine Ansprüche nicht über ein Stück Brod und ein Glas Ziegenmilch hinausgehen. Während ich mein patriarchalisches Frühstück mit Wollust verzehrte, wurde ich von einem Blousenmann mit einem Pardon Monsieur angeredet, welchem die Bitte folgte, besagtem Blousenmann einen Brief vorzulesen, den ihm seine Frau aus Frankenland geschrieben, und der für ihn seit acht Tagen ein versiegeltes Buch geblieben war. Der Brief schloß mit der eindringlichen Erinnerung an ein gewisses Handgelöbniß, welches mein Franzose seiner Ehehälfte beim Scheiden geleistet hatte, und bei dessen Erwähnung er jetzt das Gesicht zu

einem spitzbübischen Lächeln verzog, das mir im Namen der armen Frau einen Seufzer abpreßte. Der Mann, ein Postillon aus Toulouse, war ein paar Monaten mit drei oder vier seiner Kameraden von einer Eilwagengesellschaft nach Madrid berufen, um zu versuchen, ob sich nicht die französische Bespannung der Eilwägen mit Vortheil an die Stelle der spanischen Bespannung setzen lasse. Man ließ für jeden dieser Postillone einen Zug französischer Pferde kommen, gab ihnen auf, die Thiere ganz nach französischer Weise zu behandeln, und schickte sie dann auf verschiedene Stationen der Straße nach San Ildefonso. Hier nun versehen sie gegenwärtig mit fünf oder sechs Pferden denselben Dienst, zu welchem man früher zehn Maulthiere gebrauchte, und nach der Versicherung des Mannes in der Venta würde nicht bloß viel Geld gespart, sondern auch Zeit gewonnen werden, wenn man die Maulthiere überhaupt abschaffte, und statt ihrer gute Pferde vor die Eilwägen spannte. Das wird indessen doch wohl ein Irrthum seyn. Die Pferde des Postillons, sehr schöne Thiere, die man mit 680 Franken bezahlt hatte, waren durch ihren bisherigen dreimonatlichen Dienst schon bedeutend heruntergebracht, und obgleich man sie augenscheinlich über ihr Vermögen anstrengt, so klagen die Spanier doch über ihre Langsamkeit. Die Pferde gehen in der Ebene rascher als die Maulthiere, aber diese sind ihnen in der Fähigkeit bergan zu traben bei weitem überlegen, und sie werden deßhalb in Spanien, das aus lauter Berg und Thal besteht, den Vorzug wohl behaupten, den man ihnen bisher beim Postdienst gegeben hat. In den Unterhaltskosten für ein Pferd und für ein Maulthier ist wenig Unterschied, und sie werden durchschnittlich auf 4 Realen (7 Sgr. 10 Pf.) für den Tag berechnet. Hafer und Heu werden hier gar nicht gefüttert, sondern nur Gerste und gehacktes Stroh, die hier zu Lande beide außerordentlich nahrhaft sind, so daß fremde Thiere Mühe haben, sich daran zu gewöhnen. Der Postillon gestand mir übrigens, daß er der Spanier herzlich überdrüssig sey, an die er nunmehr schon drei Monate verschwendet habe, um ihnen seine Landessprache, die Zunge von Oc beizubringen, und die gleichwohl noch nicht

einmal begreifen gelernt, daß a tumbado il ferro so viel heißen wolle, als sein Pferd habe ein Hufeisen verloren. Deßhalb, fügte er im Vertrauen hinzu, werde er sich denn auch, mit sammt seinen Kameraden, obgleich ihr Kontrakt auf drei Jahre laute, bei der ersten Gelegenheit auf und davon machen nach der Heimath, wo sich's mit dem Nachbar doch wenigstens menschlich reden lasse.

Beim Hinabsteigen an dem südlichen Abhange des Guadarrama wird die Gegend immer nackter und rauher. Den einzigen heitern Punkt derselben bildet ein Thal zur Rechten des Weges, in welchem zwei der freundlichsten Dörfer liegen, die ich noch in Spanien gesehen, und die eine Zierde der reichsten Landschaft seyn würden. Am Fuße des Guadarrama nähert sich der Weg einem kleinen Orte, der den Namen des Gebirges führt, und dann läuft er zwei Stunden weit die ungeheure Granitmauer entlang, an welche sich der Escorial anlehnt. Die Stadt und das Kloster liegen in einem Winkel, den das Gebirge bildet, und man wird ihrer erst auf die Entfernung einer Viertelstunde ansichtig. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und plötzlich stürzte sich von den Höhen des Guadarrama ein eisiger Wind herunter, der im Nu die Schwüle des Tages in eine empfindliche Abendkühle verwandelt hatte, so daß ich meinen Rock bis an den Hals zuknöpfte, und mir Glück wünschte, dem Ziele meiner Wanderung nahe genug zu seyn, um mich der Einwirkung dieses Temperaturwechsels rasch entziehen zu können. Diesem Winde, der aus erster Hand unerträglich ist, verdankt das sechs Meilen entfernte Madrid die angenehme Frische seiner Abende und Nächte.

Obgleich der Escorial von Einheimischen und Fremden ziemlich stark besucht wird, so ist daselbst doch für das Unterkommen der Reisenden sehr schlecht gesorgt. Es soll freilich wenigstens eine gute Herberge hier seyn, aber ich habe sie nicht ausfindig machen können, sondern mich mit dem Nachtlager in einer Posada des gewöhnlichen Schlages begnügen müssen, in welcher man nur in einem einzigen Punkt auf den Fuß eines anständigen

Gasthofs behandelt wird, nämlich bei der Ausfertigung der Rechnung.

San Lorenzo el real de la Victoria, das ist der wahre Name des berühmten Hieronymitenklosters, welches gewöhnlich mit dem Namen des Städtchens, neben welchem es sich befindet, der Escorial genannt wird. Was die Schreibung Escurial betrifft, so ist sie nichts als eine Verstümmelung des Wortes, die wir den Franzosen abgelernt haben, ebenso wie ihre falsche Aussprache des Namens Don Quixote, und hundert ähnliche Dinge, in denen wir uns zum Echo französischer Willkür oder französischen Unvermögens machen. Wie sehr man immer auf einen großartigen Eindruck vorbereitet seyn möge, der erste Anblick des Escorial überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte ein Haus zu finden und sah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir. Man nennt Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera als die Baumeister des Escorial, aber ich glaube nicht an diese Namen, ich bin überzeugt, daß der Escorial von dem Künstler herrührt, der sich erbot, den Athos zum Standbild des macedonischen Alexander umzumeißeln. Wie die eiserne Nothwendigkeit steht der starre kalte Riesenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und sicherlich, wenn von allen Bauwerken, die Spanien seit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen seinen Schlössern und Kathedralen einst kein Stein mehr auf dem andern seyn wird, dann wird noch immer eine finstere und stolze Klosterruine am Guadarrama von der Fabelzeit Philipps II. zeugen, die in wahnsinnigem Hochmuth auf diesem Fußgestell einen Platz einnehmen wollte zwischen der Menschheit und Gott. Der Escorial ist ein Denkmal der maßlosesten Selbstsucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher sie sich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabstein für seinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das war der große Zweck Philipps II. bei der Gründung des Lorenzklosters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gestellt, zu beten und Messen zu lesen für das Seelenheil eines einzigen

Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten. Von den Häuptlingen alter Völker lesen wir, daß sie ihre Weiber und ihre Lieblingssklaven auf ihrem Grabe schlachten ließen; der Beherrscher Spaniens hat hundert, ja tausend Generationen, so wenigstens lag es in der Absicht Philipps II., dazu bestimmt, auf seinem Sarge nicht etwa zu sterben, sondern in Banden des Leibes und des Geistes zu leben.

Der Escorial beschreibt ein Viereck, welches eine starke Viertelstunde im Umfang hat. Die Hauptfaçade ist dem Gebirge zugekehrt, welches in der Entfernung eines Büchsenschusses beinahe senkrecht vor derselben aufsteigt. Durch den Haupteingang tritt man in den großen Hof, welcher von den riesenhaften Standbildern mehrerer jüdischen Könige, die sich dort befinden, el patio de los reyes genannt wird. An diesem Hofe liegt die Kirche, das Prachtstück des Baues, in Form eines Kreuzes und im griechischen Styl gebaut, und oben mit einer unglaublich kühnen Kuppelwölbung geschlossen. Ganz Spanien hat vielleicht keine nachgothische Kirche, die einen so harmonischen und zugleich so erhebenden Eindruck hervorbrächte, als die Kirche des Escorial. Einfach und edel, und dabei doch großartig und elegant, ist sowohl der Bauplan der Kirche als der Geschmack, in welchem man sie ausgeschmückt hat. Keine Ueberladung, kein Flitter, kein überzierliches Schnitzwerk, sondern überall Maß und Ernst und gediegenes Wesen. Die Deckengemälde in der Kirche sind größtentheils von Giordano, und dieses großen Namens vollkommen würdig. Vor allem ist aber das Gewölbe über der prächtigen Haupttreppe, die nach dem hohen Chor hinaufführt, ein Meisterstück der kühnen dichterischen Composition. Das große Deckengemälde über dem Chor selbst ist von einem andern Maler, welcher Giordano jämmerlich ins Handwerk gepfuscht hat. Es stellt das christliche Empyreum dar, in welchem die himmlischen Heerschaaren mit einer Regelmäßigkeit in Reih und Glied aufgestellt sind, die jeder Grenadierkorporal seinen Rekruten zum Muster empfehlen kann. Der studirten Geschmacklosigkeit der Anordnung entspricht die Sorgfalt, mit welcher der Maler vermieden hat, irgend

einen geistigen Ausdruck in die Gesichter zu legen. Kurz, dieses Gemälde ist an dieser Stätte ein wahres Aergerniß.

Unter den Chorsitzen, welche, aus den kostbarsten Holzarten gearbeitet, aber sehr einfach geformt sind, zeigt man, mit großem Lobe der Demuth des Königs, den Platz, welchen Philipp II. unter den Mönchen einzunehmen pflegte. Dieser Sitz ist ganz hinten in einem Winkel angebracht, aus welchem Philipp jedoch nicht bloß den ganzen Chor, sondern auch die Kirche übersehen konnte, wie die Spinne ihr Netz oder wie der Zuchtmeister das Zellengefängniß, die neueste Teufelserfindung einer Philanthropie, die mit der Frömmigkeit jenes Königs ungefähr auf gleicher Stufe steht. Der Chor wird durch einen Kronleuchter von Bergkrystall erleuchtet, der indessen merkwürdiger ist durch die Kostbarkeit seines Stoffs als durch die Wirkung, die er auf das Auge hervorbringt. Auch dem drehbaren Pult, auf welchem die Chorbücher liegen, mag man einen Blick schenken; er ist ein kleines mechanisches Wunderwerk, das sich bei der Schwere von 13 bis 14,000 Pfund mit der halben Kraft eines einzigen Fingers umdrehen läßt. Die geräumige Sakristei und das Vorzimmer derselben enthalten eine Reihe vortrefflicher Gemälde, von denen mich besonders eine Grablegung von Ribera und eine Kreuzabnahme von Albrecht Dürer gefesselt haben. Die letztere ist gewiß eines der besten Bilder des Nürnberger Meisters; von den Dürerschen Gemälden im Madrider Museum wenigstens reicht keins an diesen Kunstjuwel des Escorial heran. Das Kloster besitzt überdieß noch eine Menge anderer vortrefflicher Bilder aus der alten deutschen Schule, von denen ohne allen Zweifel mehrere gleichfalls dem Pinsel Dürers angehören. Im Speisesaal, im Capitularsaal, in der kleinen provisorischen Kirche und in einigen andern der zahllosen Räume des Escorial sind noch immer alle Wände mit herrlichen Gemälden bedeckt, obgleich in der Franzosenzeit viele Stücke verloren gegangen, und später über hundert derselben an das königliche Museum abgegeben worden sind. Die Zahl der Bilder, welche sich noch im Escorial befinden, beläuft sich auf 6 bis 700, unter denen wenigstens zwei Drittel Werke

von Meisterhand. Man scheint das Kloster einstweilen in dem Besitz dieser Reste seines ehemaligen Reichthums lassen zu wollen, und es wird in diesem Augenblick sogar einiges Geld für die Erhaltung und Wiederherstellung der Gemälde aufgewendet, welche durch die Zeit oder durch den Transport nach Frankreich, bei dem man oft auf unglaubliche Weise zu Werke gegangen ist, gelitten haben. Das große und sehr schöne Altarblatt der Sakristei ist durch die Franzosen am schlimmsten mißhandelt worden. Es stellt eine kirchliche Feier dar, welche in Gegenwart Karls **II.** in jener Sakristei vorgenommen wurde, und es ist nächst seinem Kunstwerth dadurch merkwürdig, daß es sprechende Porträte der bedeutendsten Personen des damaligen spanischen Hofes darbietet.

Dieß Altarblatt ist beweglich, und es verbirgt eine durch fromme Ueberlieferung geheiligte Monstranz, die dem Volke nur zweimal im Jahre gezeigt wird, das einzige der Kirchenkleinodien, welches, wie mein Führer sagte, der Habsucht der Franzosen entgangen ist, als ob Gott dem Kloster wenigstens die kostbarsten seiner Schätze habe retten wollen. In der That scheint der Escorial sehr arm zu seyn an Kirchengefäßen von edlen Metallen, und selbst seine Reliquienkästen, deren er einen großen Wandschrank voll hat, sind nur von Kupfer oder Messing. Das letztere ist aber in vielen Theilen des Klosters, und zumal in der Kirche dermaßen verschwendet, daß man kaum begreift, wie alle Erzgruben der Welt vermocht haben, so ungeheure Massen dieses Metalls zu liefern. In einer dunkeln Kapelle, einer Art Rumpelkammer, stehen zwei Armleuchter, welche Tausende von Centnern wiegen müssen, und in den messingenen Geländern und Gitterthoren des Escorial, deren Stäbe zuweilen die Dicke eines Mannsschenkels haben, stecken ungeheure Kapitalien. Ein schmaler Gang innerhalb der cyklopischen Klostermauern führt nach der Kapelle, in welcher das berühmte marmorne Christusbild aufgestellt ist, das dem Benvenuto Cellini zugeschrieben und streitig gemacht wird. Bei dem ersten Blick auf das Kruzifix fiel mir die Stelle der Lebensbeschreibung Benvenuto's ein, in welcher dieser zornig berichtet, wie ein Kunstnebenbuhler seinem Perseus nachgesagt habe,

er sehe aus wie ein Sack voll Apfelsinen. So etwas ist es um dieß Bild. Die Muskulatur von Brust und Bauch scheint mir mit einer Aengstlichkeit behandelt zu seyn, unter deren Einfluß der Künstler sich ins Kleinliche und Eintönige verirrt hat. So muß in der That ein Goldschmied arbeiten, wenn er eines Tages plötzlich zu Hammer und Meißel greift. Für den Goldschmied ist das Detail das eigentliche Wesen seiner Kunst, während der Bildhauer die Einzelheiten gewissermaßen nur als Dekoration des Ganzen, d. h. der Schönheitsidee, die er ausdrücken will, behandelt oder doch behandeln sollte. So wenigstens verstand man in Griechenland die Aufgabe des Bildhauers, und darum sind uns die alten Muster noch immer unerreichbar, obgleich wir in der Technik weiter gediehen sind als Phidias und Praxiteles. Ja wir sind meisterhafte Techniker, das Zeugniß dürfen wir uns ohne Anmaßung geben, aber die Technik tödtet und die Idee allein macht lebendig.

Eine Statue wird nicht gemacht, damit man Anatomie an ihr studire, und umgekehrt ist ein chirurgisches Wachspräparat kein Kunstwerk. Der Leib des Cellinischen Christus mag in jeder Ader und in jeder Fiber ein getreues Abbild einer gegebenen Natur seyn, schön im höhern Sinn ist er darum doch nicht, oder vielmehr eben deßhalb nicht. Der Kopf des Christus leidet sonderbarerweise gerade an dem entgegengesetzten Fehler. In dem Gesichte ist zu wenig Charakter, zu wenig Individualität. Wahrscheinlich hat den Künstler hier das Modell im Stiche gelassen. Um dem Kopfe einigen Ausdruck abzugewinnen, muß man ihn bei weniger als halbem Lichte sehen, wo sich denn ein wohlthätiger Schatten auf die öden Nebenpartien des Gesichtes legt und die edeln Hauptumrisse allein hervortreten. Meinem Urtheile nach sind die Arme der gelungenste Theil der Statue. Beide Arme sind an den Schultern eingesetzt, und auf meine Frage wurde mir dieser Umstand durch den folgenden Bericht erklärt. Als die Franzosen den Escorial plünderten, wollten sie auch das Cellinische Christusbild fortschaffen, und um den Transport zu erleichtern, fingen sie damit an, daß sie demselben die Arme abschlugen.

Unter den Generalen Napoleons befand sich, wie es scheint, nicht einmal ein Mummius. Die Arme wurden nach Madrid gebracht, der übrige Körper aber blieb halb vergessen bis 1814 in irgend einem Winkel des Escorial liegen. Glücklicherweise fanden sich nach der Vertreibung der Franzosen die abgeschlagenen Glieder noch in Madrid vor, so daß das Kruzifix wenigstens wieder zusammengeflickt werden konnte. So erzählte mir ein Zeitgenosse jenes unerhörten Frevels, ein alter Mönch, welcher schon vor 1808 in dem Kloster und beinahe Augenzeuge der schändlichsten Rohheit gewesen ist, von welcher ich in der Märtyrergeschichte der Kunst je gehört habe.

In Gesellschaft eines Schwarmes von zwanzig bis dreißig andern Neugierigen stieg ich in die Königsgruft hinunter. Eine breite Marmortreppe, deren polirte Jaspiswände den Schein der Lichter spiegelhell zurückwerfen, führt in das dunkle Todtenhaus, das unter dem Hochaltare der Kirche liegt. Die Gruft bildet einen achteckigen Raum, der durch eine Kuppel geschlossen ist. Längs der acht Wände stehen in wagerechten Nischen, je vier über einander, die Marmorsärge der spanischen Könige von Karl V. bis auf Ferdinand VII., mit Ausnahme Philipps V., der mit seiner Gemahlin in San Ildefonso bestattet seyn wollte. Von den Königinnen sind in der Gruft des Escorial nur diejenigen beigesetzt, welche Nachkommenschaft hinterlassen haben. Die Särge sind alle von derselben Größe und Form, und sie tragen auf messingenem Schilde den Namen der Person, deren Reste sie einschließen. Acht oder neun der Särge, und unter ihnen der, welcher mit dem Namen Ferdinands VII. bezeichnet ist, sind bis jetzt noch leer. Und wer weiß, ob sie sich jemals füllen werden! Als Philipp II. sich dieß Pantheon baute, da dachte er in dem Bewußtseyn seiner Erdenhoheit gewiß nicht daran, daß die Thüre zu dieser Stätte sich einst jedem Ungläubigen und Ketzer öffnen werde, der sich für ein paar Silbermünzen das Recht erkaufen will, einen Blick des Hasses und des Hohnes auf den Sarg des autokratischen Großinquisitors zu werfen, in dessen Reiche das Licht der Sonne und die Flamme des Scheiterhaufens nie erlosch.

Wenn die Asche Philipps ein Ohr hätte, was würde sie empfunden haben bei dem Lärm und Gelächter und rohen Spässen eines lustigen Haufens von Männern und Frauen, von welchen heute Morgen die Königsgruft widerhallte? Unter meinen zufälligen Begleitern schien auch nicht Einer nur die Ahnung zu haben, daß der Charakter des Ortes wenigstens einige ernste Haltung gebiete. Allen diesen Leuten war es offenbar leicht und wohl um's Herz, sich lebendig zu wissen in der Gruft der Könige. Es stand deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen: Gottlob, wir sind nicht todt! Und ein lebendiger Hund ist besser als ein todter Löwe.

Das sogenannte Pantheon der Infanten, in welchem alle übrigen Mitglieder der königlichen Familie beigesetzt werden, ist den Fremden nicht mehr zugänglich. Man hat die Oeffnung desselben aus Schicklichkeitsgefühl verboten, weil es darin aussieht, wie in einer Polterkammer. Die bis zur Unanständigkeit gehende Vernachlässigung dieses Grabgewölbes währt schon seit geraumer Zeit, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die provisorische Bestimmung der Infantengruft, auf die man sich zur Entschuldigung ihres vernachlässigten Zustandes beruft, bis zu den Zeiten der Erbauung des Klosters hinaufreicht. Und so wird denn jenes Provisorium auch wohl fort und fort dauern, so lange wie der Escorial selbst.

Die Bibliothek des Escorial ist in einem heitern und geschmackvoll ausgezierten Raum aufgestellt, und sie scheint sehr sorgfältig unterhalten zu werden. Die Bücher, größtentheils in rothes marokkanisches Leder gebunden, stehen in Glasschränken, den Goldschnitt, auf welchem der Titel zu lesen ist, nach außen gekehrt. Unter den 24,000 gedruckten Bänden der Bibliothek mögen die theologischen Werke die Mehrzahl ausmachen, aber neben ihnen sieht man auch Bücher aus allen andern Wissenschaften. Die Zahl der Handschriften beläuft sich auf 4000, unter denen sich bekanntlich viele kostbare arabische Manuscripte befinden, die bis auf den heutigen Tag ein vergrabenes Pfund oder ein Licht unter dem Scheffel sind. Nicht als ob der gelehrten Forschung auf diesem Gebiete Schwierigkeiten entgegengestellt

würden, aber seit dem Tode Condé's gibt es in Spanien vielleicht nicht einen einzigen Mann, der tieferer arabischer Studien fähig wäre, oder sich auch nur dafür interessirte. Der fremden und zumal der deutschen Wissenschaft aber liegt der Escorial etwas zu weit aus dem Wege.

Auf einem allegorischen Wandgemälde der Bibliothek, das die Philosophie versinnbildlicht, sah ich zu meiner großen Verwunderung nicht bloß Sokrates und Seneka und mehrere andere Heiden des Alterthums, sondern sogar auch ein paar Männer im Turban dargestellt, und unter ihnen, wie es mir schien, selbst einen Juden. Also in den Tempel der Philosophie ließ man doch selbst unter dem Scepter Philipps **II.** alle Religionen ein! Ich staune über diesen Fall einer ausschweifenden Duldung, aber ich begreife ihn allenfalls; was ich aber nie begreifen werde, ist, daß der Grundsatz dieser Duldung auf den Wänden des Escorial hat geschrieben werden dürfen. Das Bild eines Mohammedaners an einem Ehrenplatz im Kloster des heiligen Lorenz? Das ist ein Mißgriff, eine Inconsequenz, ein Skandal.

In dem Kirchthurm des Escorial steigt man hinauf bis an die Kuppel, unter welcher auswärts eine Galerie herumläuft, von der das Kloster und seine Umgebungen sich nach allen Richtungen hin übersehen lassen. Um noch höher zu steigen, muß man sich entschließen, die Treppe hinaufzuklimmen, welche in das massive Dach der Kuppel eingehauen ist. Dabei ist indessen nichts zu gewinnen, wohl aber sehr leicht das Gleichgewicht zu verlieren, das man dann jedenfalls erst dreihundert Fuß tiefer unten wiederfinden würde, so daß es immerhin gerathen seyn möchte, sich mit der Aussicht von der Galerie zu begnügen. Da der Thurm beinahe in der Mitte des Klosters liegt, so läßt sich von dort herunter der Plan des Gebäudes überschauen. Der Escorial bildet ein freistehendes Viereck, dessen Regelmäßigkeit nur dadurch gestört wird, daß vor die eine Hauptfront ein schmälerer Vorbau geschoben ist, welcher einen Theil der königlichen Wohnungen enthält. Der innere Raum zwischen den vier Flügeln des Klosters wird von Quergebäuden durchschnitten, die bald hoch bald

niedrig, bald breit bald schmal, bald so bald anders geformt sind, und die eine Menge großer und kleiner Höfe einschließen. Auf den vier Ecken des Gebäudes stehen vier spitze Schieferthürme, die von der Kuppel der Kirche weit überragt werden. Will man nun in diesem Ganzen die Form eines umgestürzten Rostes sehen, so habe ich nichts dagegen; meine Einbildungskraft reicht so weit nicht.

Von der ehemaligen Mönchsbevölkerung hat man nur zwei oder drei alten Männern erlaubt in dem Escorial zu bleiben, wo sie jetzt in der gewöhnlichen Priestertracht den Kirchendienst verrichten helfen, für welchen seit der Aufhebung des Klosters einige zwanzig Weltgeistliche bestellt sind. Von den Seelmessen für Philipp II. scheint unter den gegenwärtigen Umständen wenig mehr die Rede zu seyn. Es ist indessen wohl möglich, daß das Kloster des Escorial, auch abgesehen von allen Unterhandlungen und Verträgen mit Rom, früher oder später doch noch einmal wieder hergestellt wird, wie dieß ja auch ausnahmsweise mit dem Kloster des Montserrat geschehen ist. Man betrachtet den Escorial von vielen Seiten her als ein Nationaldenkmal, das seiner ganzen Anlage nach nur unter der Obhut und Pflege eines geistlichen Ordens erhalten werden könne, und deßhalb würde die Zurückberufung der Hieronymiten selbst bei manchen Gegnern des Mönchswesens überhaupt Beifall finden.

Hätte ich das Conversationslexikon Lit. E. zur Hand, so könnte ich Ihnen sagen, wie viel tausend Thüren und Fenster der Escorial hat, und wie viel Centner sein Schlüsselbund wiegt. Wie die Sachen stehen, muß ich auf die Anführung dieser und mancher andern Thatsachen von ähnlichem Interesse verzichten, und die Ausfüllung der dadurch entstehenden Lücke irgend einem meiner Nachfolger aus der statistischen Schule überlassen.

Herrn Dr. K. in A.

Madrid, 2. August.

Die meisten Madrider Schauspielhäuser sind der Sommerhitze wegen seit einem Monat geschlossen. Nur der Circo und das Winkeltheater von Buenavista geben dann und wann noch eine Vorstellung. Der Circo, welcher die erste Aufführung eines neuen Ballets „La Ondina" angekündigt hatte, war gestern trotz einer Wärme von 32° R. ausnahmsweise bis zum Brechen mit Menschen angefüllt. Mich hatte der Titel des Tanzstückes angelockt, ich hoffte eine liebe Bekannte aus der Kinderzeit darin wiederzufinden, der ich seitdem wohl manchmal in träumerischer Erinnerung, aber nie wieder von Angesicht zu Angesicht begegnet war. Und meine Erwartung hatte mich nicht betrogen, die Undine unseres de la Motte Fouqué war es, die mir hier unter dem fremden Theaterhimmel entgegentrat — Undine, die Tochter der Wellen mit dem Mädchenherzen und dem Nixenblut, das Räthselwesen, das da verschmachtet nach der Liebe, deren Fähigkeit ihm von der Natur versagt worden, das keine andere Erwiederung für die Leidenschaft hat als ein wehmüthiges Mitleid — Undine, die traurig und einsam wie ein Fremdling über diese schöne Erde dahin geht, für deren Freuden sie allein nicht geschaffen ist, bis endlich die Sehnsucht nach einem geträumten Jenseits ihr Erlösung bringt, aber eine schmerzliche Erlösung.

Ich weiß nicht, ob das Ballet des Circo spanischen Ursprungs ist, aus Deutschland aber kann es, in seiner hiesigen Gestalt wenigstens, unmöglich herstammen, denn bei uns würde man das reizende Mährchen de la Motte Fouqués besser verstanden und besser benützt haben. Die ganze Fabel ist hier spanisch eingekleidet, vom Costüm bis zu dem Charakter der Handlung, die damit schließt, daß Undine vor ihrem Scheiden dem Geliebten ein dickes frisches Bauermädchen als ihre Stellvertreterin zuführt — ein Tausch, bei dem sich der Liebhaber denn auch ohne große Selbstüberwindung zu beruhigen scheint.

Die Primadonna des Ballets des Circo ist wie geschaffen für die Rolle einer Undine, leicht wie ein Springquell, geschmeidig wie ein Wiesenbach, und bis in die kleinste Bewegung voll von jener Anmuth, die wesentlich verschieden von der südlichen Grazie, weder im Blut liegt, noch vor dem Spiegel gebannt wird, die vielmehr nichts anderes ist, als der sinnliche Ausdruck einer adeligen Seele. Die Tänzerin, von welcher ich spreche, heißt Guy Stephan, und sie ist, wie ihr Name sagt, eine Tochter Albions. Wer hätte geglaubt, daß es England jemals gelingen würde, eine Balletttänzerin hervorzubringen, und zwar eine Balletttänzerin, die sich den berühmtesten ihrer heutigen Kunstschwestern dreist zur Seite stellen darf! Aber Altengland wird in diesem Punkt überhaupt seit einiger Zeit allem Herkommen ungetreu, es hat dem Pariser Theater eine Sängerin geschenkt, die man im doppelten Sinne wunderhübsch nennen darf, und vor ein paar Jahren ist ihm sogar ein Tonsetzer erstanden, welcher Opern nicht bloß schreibt, sondern sogar auch zur Aufführung bringt. Noch ein wenig Geduld, und wir werden erleben, daß sich Haarkräusler und Tanzmeister mit dem Titel der Engländer empfehlen.

Das Balletpersonal des Circo ist nicht sehr zahlreich, aber so gut zusammengesetzt, daß es schwerlich irgend einem andern nachsteht. Der Balletmeister muß ein Mann von unglaublicher Erfindungsgabe seyn, wenn die chorographische Anordnung der Undine sein Werk ist. Es wird darin zumal eine Polka getanzt, so außerordentlich, so ausschweifend, und dabei so kunstreich verwickelt, so geschmackvoll, und ich möchte sagen, so witzig, daß ich des Staunens über diese neueste Vervollkommnung des böhmischen Bauerntanzes nicht satt werden konnte. Alles, was in Paris in diesem Sinne geleistet worden, ist Stümperei gegen das was man im Madrider Circo aus der Polka gemacht hat. Das Publikum war so hingerissen von der eigenthümlichen Laune dieses Tanzes, daß es sich heißer schrie, um die Wiederholung desselben zu erzwingen, die man ihm, aus was immer für einem Grunde, wenigstens zehn Minuten lang verweigerte.

Das Ballet endet mit einer reizenden Schlußdekoration, den

Nixenpalast unter den Fluthen darstellend, in den Undine zu ihren Schwestern zurückgekehrt ist. Dort nun, fern von menschlicher Stätte, sitzt sie im Kreise der Nixen müßig, und ich fürchte gelangweilt unter krystallenem Dach, und rings um sie her rauscht und sprudelt und glitzert das heimathliche Element der kalten Unsterblichen. Arme Undine! Der Bursche dort oben hat aber am Ende doch wohl gethan, sich die Milchmagd gefallen zu lassen, statt dir in die Fluthen nachzuspringen. Ich aber will umgekehrt einen raschen Sprung aus der phantastischen Feenwelt in das Reich der eisernen Wirklichkeit wagen.

Heute Morgen besuchte ich das Mustergefängniß in der Calle del Barquillo, welches vor etwa acht Monaten unter der Leitung des Herrn Martinez de la Rosa, eines Bruders des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, errichtet worden ist. Das Gebäude hat von Außen nicht den mindesten Anflug der Gefängnißmiene, die einem sonst bei dem Anblick solcher Anstalten das Herz zusammenpreßt. Nicht einmal ein Wachtposten steht vor der Thüre, und die gewundenen Stangen des bemalten und vergoldeten Gatterthores, welches die breite Eingangstreppe schließt, sind von Holz. Durch luftige Gänge und Vorzimmer kommt man in den von den Gefangenen bewohnten Theil des Hauses. Hier zieht zuerst die Schule die Aufmerksamkeit auf sich: ein freundliches Zimmer, artig ausgeschmückt, mit einer hübschen Dekoration über dem Sitz des Lehrers, und mit zwei Reihen von Pulttischen und Bänken längs der Wände, auf denen in bunte Rahmen auf den Kalk gemalt allerlei moralische Sprüche zu lesen sind, z. B.:

Si de Dios perdon deseas,
Nunca vengativo seas.

Honra y venera á los jueces,
Que de Dios hacen las veces.

Ama á tu patria y á tu rey,
Y se obediente á la ley.

Auf jedem der Plätze befindet sich ein Tintenfaß, eine Unterlage zum Schreiben, und sogar ein schwarzer Zeuglappen, um die

Federn auszuwischen. Die Schulbücher, welche auf dem Kathedertisch liegen, sehen aus, als ob sie eifrig gebraucht würden.

Neben der Schule befindet sich das Krankenzimmer, dessen Einrichtung, so weit sie sich mit einem flüchtigen Blick übersehen läßt, mancher Wohlthätigkeitsanstalt zum Beispiel dienen könnte. Dann folgen die Werkstätten der Sträflinge, geräumige Säle, in denen man weder mit der Luft noch mit dem Lichte gegeizt hat, und die trotz ihrer vergitterten Fenster ein freundlicheres Aussehen haben, als die Arbeitszimmer der meisten Fabriken. Die Werkstätten wie das ganze Haus werden mit der größten Reinlichkeit und Ordnung gehalten, und man begreift, daß in ihnen weder der Geist verdumpft und verkümmert, noch der Körper verkrüppelt. Die Sträflinge, sauber gekleidet in blaue Jacken und weiße Beinkleider, arbeiten so eifrig, so augenscheinlich gutes Muthes, daß man leicht erräth, daß bei ihrer Thätigkeit ein anderes Triebrad im Spiele ist, als der Zwang, der Stock des Zuchtmeisters. In der That wird ihnen ihr Verdienst, nach Abzug der Unterhaltskosten, nicht nur gut geschrieben, sondern auch am Ende jeder Woche baar ausbezahlt. Lärmendes Geschwätz ist in den Werkstätten verboten, aber man verhindert die Sträflinge nicht, gelegentlich ein paar Worte mit einander zu wechseln, welche ihre Aufmerksamkeit nicht von der Arbeit abziehen. Das Gefängniß liefert Handarbeiten der verschiedensten Art, vorzüglich aber Schreinerwaaren, gewebte Stoffe, von der einfachen Hausleinwand bis zum schweren Seidensammet, Kleider, Schuhwerk, Schlosser- und Schmiedearbeiten. Die Arbeitsstunden währen Morgens von 6 bis 12, und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr, und man erlaubt den Sträflingen, in den Werkstätten zu rauchen.

Die Hausstrafen sind milde, wie die ganze Behandlung der Gefangenen. Ungefüge Sträflinge werden auf längere oder kürzere Zeit in ein einsames Gefängniß gesperrt, und wenn dieß Mittel nicht hilft, in eine andere Anstalt geschickt, wo strengere Zucht herrscht. Die letztere Maßregel tritt auch gegen diejenigen ein, welche versuchen zu entfliehen, was in der That nicht sehr schwer seyn muß. Die Zahl der Sträflinge beläuft sich auf etwa

250, und es befinden sich unter ihnen Leute, die bis zu achtjähriger Freiheitsstrafe verurtheilt sind. Gleichwohl ist, wie mich mehrere der Aufseher versichert haben, das Betragen der Gefangenen, bis auf ein paar vereinzelte Ausnahmsfälle, bis jetzt durchaus lobenswerth gewesen, so daß von einer Verschärfung der eingeführten Zucht mit keinem Worte die Rede ist, und daß man den Versuch des Herrn Martinez de la Rosa als einen vollkommen gelungenen betrachtet.

Gegen eine solche Ansicht werden nun freilich viele unserer Straftheoretiker laute Einsprache erheben, und sie werden vielmehr der Meinung seyn, daß Herr Martinez de la Rosa durch seine Anstalt unserer erleuchteten Zeit ein unverzeihliches Aergerniß gebe. Im Sinne dieser Herren ist es schon ein Mißbrauch, daß man Strafgefangene gemeinschaftlich arbeiten läßt, und dieser Mißbrauch wird zum wahren Unfug, wenn man nicht allerwenigstens jedes Wort, das sie mit einander reden, mit einem halben Dutzend nachdrücklicher Stockhiebe bestraft. Was aber gar die Erlaubniß zum Rauchen und die Auszahlung des wöchentlichen Verdienstes betrifft, so werden sich diese Dinge in der Ueberzeugung der besagten Pönitentiarsystemler vermuthlich nur durch die Annahme einer geistigen Verirrung erklären lassen.

Was mich betrifft, so möchte ich nicht gerade alle Einrichtungen der Anstalt des Herrn Martinez de la Rosa unbedingt gutheißen, aber es ist für mich nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt, daß dieser Mann im Allgemeinen den einzig richtigen Weg eingeschlagen hat. Für Spanien wenigstens, denn hier ist, trotz alles politischen Unglücks, kein Mensch elend oder feige genug, um selbst für die mildeste Freiheitsstrafe gleichgültig zu seyn, oder gar sie als einen Vortheil anzusehen, weil sie ihn der Sorge um das tägliche Brod überhebt. Und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß dem mit geringen Unterschieden in allen Ländern so sey, und daß die Staaten und die Völker verleumdet werden, denen man nachsagt, daß bei ihnen die bloße Entziehung der persönlichen Freiheit, die Zwangsbeschränkung auf den Raum eines Hauses kein Uebel, kein Abschreckungsmittel bilde, und daß es

deßhalb nothwendig sey, die einfache Freiheitsstrafe durch einen Beisatz von Mißhandlungen und Martern künstlich zu steigern. Fragt den Indianer am Felsengebirge, fragt den Neger am Senegal, fragt den Grönländer und selbst den Pescheräh, ob sie Lust haben, sich im Käfig füttern zu lassen, und sie Alle werden euch antworten, daß sie tausendmal lieber dem Hunger, dem Zahn der wilden Thiere und der noch unbarmherzigern Mörderfaust des Weißen trotzen, als ihr mühevolles und von tausend Gefahren umgebenes Leben gegen die Bequemlichkeit und die Sicherheit des Gefängnisses vertauschen wollen. Und der Staat, der civilisirte europäische Staat, sollte den Menschen, statt ihn zu heben, unter den Wilden herabwürdigen, so weit, daß er sein edelstes Besitzthum hingäbe für das Futter und für die Streu? Ich habe das unzählige Male sagen hören, aber wie gesagt, ich glaube es nicht. Wäre es aber dennoch in diesem oder jenem Staate wahr, dann würde ich dem fraglichen Staate rathen, diese gräßliche Wahrheit in den Grund des tiefsten Meeres zu versenken bis zum jüngsten Tage, statt sie und mit ihr seine eigne Schande von den Dächern zu predigen.

Wie immer man auch den Strafzweck auffassen möge, man bilde sich doch um des Himmels willen nicht ein, ihn anders erreichen zu können als gelegentlich, dann und wann einmal. Von dieser Seite her läßt sich dem Verbrechen nicht beikommen, denn das Verbrechen läßt sich die Hoffnung nicht nehmen, der Strafe, welcher Art sie auch seyn möge, zu entgehen. Wenn man heute alle Strafen verdoppelte, so würde sich die Masse der Verbrechen dadurch schwerlich vermindern, und ebenso würde sie sich vermuthlich nicht bedeutend vermehren, wenn man im Gegentheil die Strafen auf die Hälfte herabsetzte. Der Antheil des Strafgesetzbuches an der Erziehung des sittlichen Menschen ist so gering, daß es kaum der Mühe lohnt, davon zu reden.

Damit soll denn aber keineswegs gesagt seyn, daß man überhaupt daran verzweifeln müsse, dem Verbrechen zu steuern. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß man ihm die unterirdischen Quellen abgräbt. Die Haupttriebfeder des Verbrechens

ist keine andere als das Elend. In neun Fällen von zehn läßt sich die Gesetzesübertretung auf den Schrei des körperlichen Bedürfnisses zurückführen, auf den Hunger, den man entweder heute leidet oder für morgen fürchtet. Die wirksame Bekämpfung des Verbrechens ist im Wesentlichen eine bloß ökonomische Aufgabe. Hier hilft kein Moralpredigen, und auch die Religion, was man so gewöhnlich Religion zu nennen pflegt, vermag auf diesem Gebiete wenig oder nichts. Das fromme Italien liefert mehr Candidaten für Schaffot und Galeere als das gottlose Frankreich, und in dem früh und spat schulmeisternden England ist das Verbrechen häufiger als in unserm weniger pedantischen Deutschland.

Kurz, wenn man die Menschen tugendhaft im bürgerlichen Sinn des Wortes machen will, so fange man damit an, sie aus dem Elend zu erlösen, sie von der peinigenden Sorge um des Leibes Nothdurft und Nahrung zu befreien. Das ist allerdings leichter gesagt als gethan, aber es würde doch immer schon etwas damit gewonnen seyn, wenn man nur endlich den wahren Sitz des Uebels erkennen wollte, von welchem man bis jetzt wie im bösen Gewissen die Augen wegzuwenden pflegt.

Inzwischen ist es ein fast kindisches Beginnen, gegen die nothwendige Wirkung mangelhafter gesellschaftlicher Zustände zu wüthen und zu toben wie die heutigen Strafsystemler. Der alberne Wahn, daß die Strafe jemals ein genügendes Gegengewicht für das Verbrechen seyn könne, ist der sichere Weg zu der gräulichsten Barbarei, wie wir sie in den Zellengefängnissen von Nordamerika und in dem französischen Heere in Afrika handhaben sehen. Eine bestimmte Strafe bringt die Wirkung nicht hervor, die man sich davon verspricht, und man glaubt sie steigern zu müssen; die gesteigerte Strafe läßt ihren Zweck gleichfalls unerreicht, und man schärft sie von neuem, man überbietet fort und fort sich selbst, bis das Gesetz oder sein Vollstrecker zuletzt in der besten Absicht zu einem Raffinement der Grausamkeit gelangt, auf das die Henkerseele eines Ludwigs XI. eifersüchtig seyn könnte. Daß dieses Wort nicht die mindeste Uebertreibung enthalte, wird

ein jeder zugestehen, der die scheußlichen Mißhandlungen kennt, welche in den pennsylvanischen Gefängnissen gegen widerspenstige Sträflinge angewendet worden sind, und der in den letzten Tagen aus den französischen Zeitungen gelernt hat, was in dem algierischen Heere unter le silo, la barre, la crapaudine verstanden wird.

Ich komme noch einmal auf das Gefängniß der Calle del Barquillo zurück, um eine Einrichtung desselben zu erwähnen, die mir höchst beifalls- und nachahmungswürdig scheint. Der Hof nämlich, welcher den Gefangenen dazu dient, sich Bewegung in freier Luft zu machen, ist zugleich zum allgemeinen Ankleidezimmer eingerichtet. In der Mitte des Hofes ist ein geräumiger Brunnenstein, das gemeinschaftliche Waschbecken. Längs der Mauern, unter einem Regendach, hängt für jeden der Gefangenen ein großes Handtuch, und neben dem Handtuche ein leinener Beutel mit den kleinen Geräthschaften, welche zur Pflege der körperlichen Reinlichkeit nothwendig sind. Herr Martinez de la Rosa hat ohne Zweifel begriffen, daß mit dem Leibe zugleich die Seele gewaschen wird. In zwanzig andern Gefängnissen dagegen, die ich gesehen habe, hält man wohl auf die Reinlichkeit der Zimmer und der Möbel, aber die Person des Gefangenen mag in Schmutz vergehen, ohne daß man sich dessen ein Härchen kümmert.

Das Presidio in Valencia ist nach ähnlichen Grundsätzen eingerichtet wie das hiesige Mustergefängniß. Während man sich der Gefangenen dort früher durch schwere Ketten und durch harte Behandlung nicht Meister zu machen vermochte, herrscht gegenwärtig nach der Abschaffung jener Zwangsmittel, die da nur erbittern und verstockt machen und verthieren, die beste Ordnung und der größte Fleiß in jener Anstalt, und obgleich sie ausschließlich für schwere Verbrecher bestimmt ist, so darf man doch mit augenscheinlichem Gewinn die Handhabung der Hauspolizei den Gefangenen selbst überlassen.

In Sevilla befindet sich ein Presidio für Neger, das ich leider keine Gelegenheit fand, näher kennen zu lernen, so lebhaft ich mich auch dafür interessirte. Die Gefangenen dieser Anstalt,

vierzig bis fünfzig an der Zahl, werden als Straßen- und Gartenarbeiter auf den öffentlichen Spaziergängen verwendet. Man sieht sie dort den ganzen Tag ohne alle Aufsicht emsig hanthieren, und trotz des eisernen Ringes, den sie an dem einen Fuß tragen, haben diese Leute in ihrer reinlichen Leinwandtracht mit dem Strohhut auf dem Kopf ein ganz behagliches zufriedenes Aussehen. Sie heißen freilich Presidiarios, Zuchthaussträflinge, aber ich habe einen Grund anzunehmen, daß sie eigentlich nichts anderes sind als Staatssklaven, die man sich denn doch schämt, der europäischen Welt unter ihrem wahren Namen vor Augen zu führen. Hätten diese Leute wirklich Verbrechen begangen, so würde ihre Abführung aus den Kolonien in das Presidio von Sevilla nicht eine Strafe, sondern eine Belohnung seyn, denn es gibt vielleicht auf ganz Cuba und Puertorico keinen Sklaven, der nicht dabei zu gewinnen hätte, wenn er seine Lage mit der ihrigen vertauschte. Ich vermuthe deßhalb, daß diese schwarzen Presidiarios hauptsächlich aus sogenannten „gefährlichen Menschen" bestehen, die zwar keinen Anlaß zu einer schweren Bestrafung gegeben haben, die man aber fürchten zu müssen glaubt, und die man deßhalb sicherheitspolizeilich aus den Kolonien entfernt hat. Sie in das Ausland zu verkaufen, wie das sonst in ähnlichen Fällen geschah, mag bei der jetzigen Verfassung des Sklavenhandels seine Schwierigkeiten haben, und um das in ihren Personen steckende Kapital wenigstens nicht ganz zu verlieren, verdingt man sie dem Ayuntamiento von Sevilla.

Im Allgemeinen sind die Gefängnisse in Spanien in dem allerschlimmsten Zustande, den man sich denken kann. Man wirft die Gefangenen an den meisten Orten in dumpfe, ungesunde Löcher, in denen es ihnen an Luft zum Athmen und an Raum für die nothwendigste Bewegung fehlt, man weiß sie nicht zu beschäftigen, man läßt sie in Unthätigkeit und Langeweile vergehen, man nimmt sich nicht die Mühe, den Angeklagten von dem Verurtheilten, den leichtsinnigen jungen Menschen von dem verhärteten Bösewicht zu sondern. Dazu kommt, daß bei einer Langsamkeit des Proceßganges, die nur in Deutschland ihres Gleichen hat, die

Untersuchungshaft sich zuweilen auf Jahre verlängert, ein Uebelstand, welchem ein Mißbrauch ganz entgegengesetzter Art zur Seite steht, nämlich eine bis zur Verschwendung getriebene Freigebigkeit mit dem Begnadigungsrechte.

Aus den kriminalstatistischen Angaben, welche die Regierung seit ein paar Jahren veröffentlicht, ergibt sich, daß die Verbrechen gegen das Privateigenthum in Spanien vergleichsweise nicht zahlreich sind. Der Raub mit gewaffneter Hand kommt hier allerdings häufiger vor als in andern Ländern, der Diebstahl dagegen ist verhältnißmäßig sehr selten. Wenn der Spanier stiehlt, so geschieht es vorzugsweise auf Kosten des Staates, denn der Staat wird hier auch nach der Revolution noch immer wie ein gemeinschaftlicher Feind angesehen und behandelt. Wer sich durch Beeinträchtigung des öffentlichen Wesens bereichert, sey es durch Unterschleif oder durch Diebstahl oder auf welche Weise immer, der glaubt nur ein gutes Geschäft zu machen. Von den Verbrechen, welche in Spanien alle Tage und in jeder denkbaren Form gegen den Staat begangen worden, kommt — ich möchte fast sagen glücklicherweise — nur der kleinste Theil auf gerichtlichem Wege zur Sprache, denn sonst würde bald die eine Hälfte der Nation im Gefängnisse sitzen, und die andere Hälfte als Wächter vor dem Gefängnisse stehen. Aber auch bei dem Gange der Dinge, wie er nun einmal ist, sind es vorzüglich die Verbrechen, bei denen der Staat unmittelbar betheiligt ist, welche die spanischen Gefängnisse füllen. Obenan unter denselben steht der Schmuggel, der jahraus jahrein viele Hunderte von Leuten in Ketten bringt, deren Treue und Ehrlichkeit in allen Privatverhältnissen jede Probe bestehen würde. Der Schmuggel, der gewöhnlich mit gewaffneter Hand betrieben wird, ist aber außerdem freilich oft die Schule, aus welcher die Räuber und Wegelagerer hervorgehen, die Aristokratie des Verbrechens, welche in offenem Kriege mit dem Staate lebt, und die eben deßhalb eine Art moralischen Schutz in der Meinung findet, ohne den sie unmöglich die bedeutende Rolle spielen könnte, welche sie, aller Polizei und allen Kriegsgerichten zum Trotze, bis auf den heutigen Tag in Spanien behauptet hat.

Von den Verbrechen gegen die Personen sind bei weitem die zahlreichsten diejenigen, welche im Augenblick der aufgeregten Leidenschaft begangen werden. Jene Giftmischereien, jene kalt berechneten Mordplane, von denen die gerichtlichen Jahrbücher anderer Völker so gräßliche Beispiele zu erzählen wissen, sind in Spanien fast ganz unbekannt. Selbst die Rachsucht, die wir uns gewöhnlich als einen Hauptzug des spanischen Charakters denken, gibt nur in seltenen Fällen Anlaß zu blutigen Thaten, die im voraus berechnet und beschlossen sind. In gereizter Stimmung ist der Spanier des wildesten Blutdurstes fähig, aber er vergibt und vergißt viel leichter und aufrichtiger als der unversöhnliche Italiener.

An Denselben.

Madrid, 5. August.

Trotz der zehn oder zwölf Revolutionen, durch welche Spanien seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hindurchgegangen ist, hat sich in den Einrichtungen und Sitten dieses Landes eine Menge mittelalterlicher Ueberlieferungen erhalten, die gar seltsam abstechen gegen den allgemeinen Anstrich des öffentlichen Wesens der heutigen Zeit. Viele dieser moralischen Ueberbleibsel des Alterthums, die wenig oder gar keine Beachtung finden, sind gewiß ebenso merkwürdig wie die meisten jener steinernen Trümmer der Vorzeit, nach denen alle Welt fragt und gafft. Jene lebendigen Anachronismen findet man nicht etwa bloß in den entlegenen Kreisen des spanischen Lebens, sondern auch in dem Mittelpunkt desselben, in Madrid, in den höchsten Ständen der Gesellschaft, am Hofe selbst.

Man weiß, daß der König jeden Spanier mit Du anredet, ein Gebrauch, der in neueren Zeiten auch auf die übrigen

Mitglieder der herrschenden Familie übergegangen war, der aber vor wenigen Monaten durch eine besondere Verordnung wieder auf den Throninhaber und sein Ehgemahl beschränkt worden ist. Weniger bekannt ist es, daß auch die Granden von Spanien das alte Herkommen der gegenseitigen Anrede mit Du beibehalten haben. Die hohe Aristokratie bildet in Spanien gleichsam eine große Familie, unter deren sämmtlichen Gliedern, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, diese vertrauliche Sitte beobachtet wird, welche mit den gewöhnlichen Vorstellungen von der Steifheit und Förmlichkeit der spanischen Grandezza im vollen Widerspruche steht. Die Grandezza ist übrigens gegenwärtig nicht zahlreich, sie besteht aus kaum vierzig Familien, von denen die meisten eine ganze Reihe von Titeln ausgestorbener Geschlechter führen, welche sammt den Gütern derselben durch Erbschaft auf sie übergegangen sind.

Auf diese Weise sind unermeßliche Besitzthümer in einzelnen Händen vereinigt, wie denn zum Beispiel die Güter der Herzoge von Osuna und von Medina Celi der Ausdehnung manches deutschen Fürstenthumes gleichkommen, das auf dem Bundestage eine ganze Stimme führt. Diese Besitzungen werden aber durchweg so schlecht verwaltet, daß der Ertrag durchaus nicht im Verhältniß steht zu ihrem Umfange. Der Eigenthümer bewirthschaftet seine Güter niemals selbst, er läßt sie vielmehr in den Händen einer Menge kleiner Pächter, die oft seit unvordenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn dasselbe Grundstück inne haben, und deren Pachtzinse durch die Hände der Intendanten an den Eigenthümer gelangen. Damit ist genug gesagt, um einleuchtend zu machen, daß der Reichthum der großen Grundherren in Spanien nicht mit einem deutschen Maßstabe gemessen seyn will. Die Sitten des Landes bringen eine große Schonung gegen den unvermögenden und selbst gegen den böswilligen Pachtschuldner mit sich; die Intendanten verfahren, als ob sie Finanzbeamte des Staates wären, das heißt, sie behalten von den Geldern, die durch ihre Kasse laufen, so viel als nur irgend möglich für sich selbst, und die Eigenthümer lassen sich lieber betrügen, als daß

sie die Mühe einer wirksamen Controle über sich nehmen sollten. Diese Sorglosigkeit geht so weit, daß, um ein Beispiel zu erwähnen, der Herzog von Medina Celi von seinen Intendanten, deren er über vierzig in verschiedenen Provinzen des Landes unterhält, seit dreißig Jahren keine Rechnungsablage erhalten hat. So wenigstens wurde mir in Madrid von Leuten versichert, welche ihrer Stellung nach vollkommen im Stande waren, jene Verhältnisse zu kennen.

Der einzige Zweig der Landwirthschaft, welchen ein großer Grundherr etwa für eigene Rechnung ausbeuten läßt, ist die Zucht von Pferden und von Kampfstieren. Es versteht sich von selbst, daß es bei dieser Industrie gewöhnlich mehr auf die Befriedigung einer „nobeln Passion" als auf den Gewinn ankommt; gleichwohl trägt zumal die Stierzucht manchem Eigenthümer Tausende von Unzen ein, denn ein guter Kampfstier von vier bis fünf Jahren wird mit 5= bis 800 Gulden bezahlt. Die Pferdezucht könnte eine wahre Goldgrube in Spanien seyn, dessen Himmel und Boden nur einer geringen Nachhülfe bedarf, um die edelsten Racen der Hufthiere aller Art hervorzubringen, aber sie wird gleichwohl nur in geringem Umfange und mit einer Nachlässigkeit betrieben, wie sie bei so günstigen Umständen nur in Spanien möglich ist.

Die Grandezza und der spanische Adel überhaupt lebt in Madrid und in andern großen Städten des Reiches. Adelige Landsitze gibt es in ganz Spanien so gut wie gar nicht, denn die öffentliche Sicherheit war dort zu keiner Zeit so groß, daß sich Leute von Rang und Vermögen hätten veranlaßt fühlen können, sich außerhalb der schützenden städtischen Mauern niederzulassen. Bei aller Volksthümlichkeit seiner Sitten bildet der hohe Adel in Spanien eine Welt für sich, in die kein Unberufener und vor allen Dingen kein Ausländer eindringen kann. Ein Herzog oder Markgraf gehört auf der Straße, im Theater, auf dem Stierplatze zum großen Haufen, er spricht den ersten besten Handwerker um Feuer für seine Cigarre an, er redet mit dem Bauer so höflich wie mit einem Weltmann, er sagt seinem

Bedienten nie ein hartes Wort und nennt selbst den Bettler Euer Gnaden; aber seine eigentliche Lebenssphäre ist nichts desto weniger durch eine unsichtbare Schranke von allen niedrigeren Kreisen seiner Mitbürger getrennt, durch eine Schranke, die trotz ihrer Unsichtbarkeit vielleicht noch unübersteiglicher ist als die massive chinesische Mauer, durch welche sich die Aristokratie gewisser andern Länder von der übrigen Welt abgrenzt.

Die politischen Vorrechte der spanischen Großen sind zu Grunde gegangen, und auch von ihren privatrechtlichen Privilegien hat kein einziges die letzten Revolutionen überlebt, durch welche die Majorate, das Recht der Erstgeburt und alle ähnlichen Einrichtungen aufgehoben sind. Der Titel eines Grande hat mit einem Worte seine ganze bürgerliche Wirksamkeit verloren. Das letzte gesetzliche Attribut, welches an demselben haftete, war die Verpflichtung zur Zahlung einer besondern Abgabe, der „Lanzensteuer," die mit dem Verfall der Lehensverfassung an die Stelle der persönlichen Heerfolge getreten war, und die erst im vorigen Jahre bei der Umgestaltung des spanischen Steuersystemes abgeschafft worden ist.

Dagegen hat die Grandezza die Privilegien, welche ihnen die alte Hofetikette einräumt, durch den Revolutionssturm hindurchgerettet. Jeder Große ist Vetter des Königs, er darf sich in Gegenwart des Königs bedecken, es gebührt ihm ein besonderer militärischer Gruß der Hellebardierwache im Schlosse. Neben diesen und andern Hofprivilegien der gesammten Grandezza bestehen für einzelne Familien derselben besondere Vorrechte, die zum Theil sehr seltsamer Natur sind, und über denen die Inhaber mit so großer Eifersucht zu wachen pflegen, daß keine Aussicht vorhanden ist, sie durch Nichtgebrauch verloren gehen zu sehen.

Der Herzog von Medina-Celi ist seit mehreren hundert Jahren Prätendent; er nimmt die spanische Krone nach Erbrecht für sich in Anspruch. So oft ein Thronwechsel stattfindet, legt der Herzog von Medina-Celi eine feierliche Verwahrung seiner Rechte ein, und er wird dafür regelmäßig in eine Geldstrafe

verurtheilt. Dieser Thronstreit zwischen dem König und dem Herzoge von Medina-Celi thut indessen dem guten Vernehmen zwischen Beiden keinen Eintrag, so wenig, daß der Letztere es als eines seiner kostbarsten Ehrenrechte ansieht, der Gemahlin des Königs das Brautkleid schenken zu dürfen. Als Gegengeschenk erhält er das Geschirr, dessen man sich am Hochzeittage auf der königlichen Tafel bedient hat.

Ferdinand VII., der im Punkte des Scherzes einen ziemlich zweideutigen Geschmack hatte, wollte bei einer seiner Verheirathungen dem Herzoge von Medina-Celi einen Possen spielen. Auf seine Anordnung wurde nur Porzellangeschirr aufgesetzt, und die Dienerschaft erhielt die Weisung, beim Abtragen das ganze Geschirr in einem Vorzimmer auf den Boden zu werfen. Nach aufgehobener Tafel führte der König den Herzog von Medina-Celi zu den Porzellantrümmern, um sich lustig über ihn zu machen, der Herzog aber, ohne aus der Fassung zu kommen, ließ die Scherben bis auf das letzte Stück einpacken und nach seinem Hause schaffen; denn, sagte er, diese Scherben sind mir eben so kostbar wie das prächtigste Tischgeräth.

Der Markgraf von Rivadeo rettete dem König Jayme II. von Arragonien einst das Leben oder doch die Freiheit dadurch, daß er in einem schwierigen Augenblicke die Kleider mit ihm wechselte und sich selbst statt seines Lehensherrn in die Gewalt des Feindes gab. Dafür erhielt er das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu speisen und den Anzug zu verlangen, den der König gerade trägt. Dieses Recht wurde Jahrhunderte lang gewissenhaft ausgeübt, und der Markgraf von Rivadeo war dadurch in den Besitz der merkwürdigsten Kleidersammlung gekommen, die es vielleicht auf der ganzen Erde gab. Während des Franzosenkrieges ist leider der größte Theil dieser Sammlung verloren gegangen. Der gegenwärtige Inhaber des Titels eines Markgrafen von Rivadeo, der junge Herzog von Hijar, ist noch nicht zum Genusse des Privilegiums seiner Vorfahren gekommen. Am Vorabend des Jahrestages, um den es sich handelt, klopft er dem alten Herkommen gemäß an die Thüre

der Königin. — „Wer ist da?“ fragt der dienstthuende Kammerherr. — „Der Markgraf von Rivadeo.“ — „Was will der Markgraf von Rivadeo?“ — „Er wünscht zu wissen, um welche Stunde die Königin morgen speist.“ — „Die Königin speist morgen nicht,“ lautet die Antwort, und der arme Herzog von Hijar muß wie ein Hungerleider abziehen.[1]

Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit ein trotz seiner äußersten Sonderbarkeit ziemlich unbekanntes Stück der alten spanischen Hofetikette zu erwähnen, welche, wenigstens dem Grundsatz nach, noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in voller Geltung stand. In der Schilderung des spanischen Hofes, welche eine große Dame von Versailles hinterlassen hat, die der Prinzessin Louise von Orleans, der Gemahlin Karls II., nach Madrid gefolgt war, lese ich das Folgende: „Die Etikette verlangt, daß die Königin von Spanien im Sommer um zehn und im Winter um neun Uhr zu Bette gehe. In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Madrid glaubte die Königin, daß die Stunde des Schlafengehens sich nach der Müdigkeit richten müsse; aber es begegnete ihr mehreremale, daß, während sie noch beim Nachtessen saß, ihre Kammerfrauen sich einfanden, sie ohne ein Wort zu sagen auskleideten und mit der größten Geschwindigkeit zu Bette brachten. — Der König schläft in seiner Wohnung und die Königin in der ihrigen. Wenn der König Nachts das Schlafzimmer seiner Gemahlin besuchen will, so muß es dabei der

[1] Nachdem das Vorstehende bereits geschrieben war, las ich in den Madrider Zeitungen, daß der Herzog von Hijar endlich in diesem Jahre zur vollständigen Ausübung des vom Markgrafen von Rivadeo ererbten Rechtes gelangt ist. Außer seinen Verwandten und Freunden war die Hälfte der vornehmen Welt von Madrid in seinem Palaste versammelt, um Zeuge der Hauptceremonie zu seyn. Um 1 Uhr in der Nacht erschien ein mit sechs prächtigen Maulthieren bespannter Staatswagen der Königin, von Hellebardieren begleitet, an dem Thore des Palastes. Zwei Hoflakaien in großer Livree nahmen von den Kissen des Wagens einen silbernen Präsentirteller mit dem Kleide der Königin und überreichten es dem Herzoge, welcher das königliche Geschenk unter einem prächtigen Thronhimmel in Gegenwart der glänzenden Versammlung, die sein Haus füllte, entgegennahm.

Etikette gemäß in folgender Weise zugehen. Er geht statt in Pantoffeln in niedergetretenen Schuhen, und hat seinen schwarzen Mantel um, denn kein Mensch in Madrid bedient sich eines Schlafrockes. Er trägt seinen Schild unter dem Arme, und an einer über die Schulter laufenden Schnur seine Flasche. Diese Flasche dient nicht zum Trinken, sondern zu einem ganz entgegengesetzten Zwecke, den man leicht errathen wird. In der rechten Hand führt er einen großen Degen, in der linken eine Blendlaterne, und in diesem Aufzuge begibt er sich ohne Begleitung nach dem Gemache der Königin."

Nach dem Tode des Königs mußte die Königin in's Kloster gehen, und dasselbe Schicksal traf die Geliebte des Königs in dem Augenblicke, wo sie abgedankt wurde. Was sind die Harems und die Eunuchen der Orientalen gegen diese barbarische Satzung einer königlichen Eifersucht, welche über das Grab und sogar über die Sättigung hinausreichte!

An Denselben.

Aranjuez, 7. August.

„Abfahrt Punkt 5 Uhr," besagte mein Eilwagenzettel. Trotz der hinzugefügten Drohung war es ein reiner Zufall, daß ich mich zur angegebenen Stunde am Platze befand; denn ich habe mich allmählig daran gewöhnt auf die Unzuverlässigkeit der spanischen Zeitbestimmung aus großer Zuversicht zu rechnen. Kaum aber war der fünfte Schlag mit der Glocke des benachbarten Kirchthurmes geklungen, so waren die Maulthiere angeschirrt, die Namen der Reisenden verlesen, die Wagenthüren geschlossen, und im Galopp ging es die noch menschenleere Straße von Alcala hinunter. Ich glaubte zu träumen. Ehe ich indessen Zeit

gehabt, mich von meinem Staunen über diesen niegesehenen Fall der Pünktlichkeit, der mir von schlimmer Vorbedeutung schien, zu erholen, hielt der Wagen an; es war etwas vergessen worden, wir mußten eine Viertelstunde warten, und nachdem auf diese Weise wenigstens nachträglich dem spanischen Eilwagenherkommen Genüge geleistet war, setzten wir mit nunmehr beruhigtem Gewissen unsern Weg fort. Ohne jene regelmäßige Unordnung, jene ewigen Versäumnisse und Verzögerungen, und ohne die überlangen Halte würde man in Spanien vielleicht schneller reisen als in jedem andern Lande, denn es gibt kein Land, wo die Zugthiere so wenig geschont werden, vielleicht sollte ich sagen, wo man ihnen so viel zumuthen könnte als hier. Die Straße von Madrid nach Aranjuez führt fast ununterbrochen bergabwärts. Man trifft auf diesem fünf deutsche Meilen langen Wege nicht ein einziges Dorf, sondern nur einige einzeln gelegene Häuser, in denen umgespannt wird. In geringer Entfernung seitwärts von der Straße zeigen sich jedoch mehrere ansehnliche Ortschaften. Die Landschaft bietet auf der größten Strecke des Weges einen einförmigen und reizlosen Wechsel von kleinen Hebungen und Senkungen des Bodens, dieser aber ist überall fleißig angebaut, meistentheils mit Getreide, hie und da auch mit Wein und Oelbäumen. Zwei Stunden von hier verändert sich plötzlich der Charakter der Gegend. Von dem Höhepunkt eines Hügels, dessen steiler südlicher Abhang La Cuesta de la Reina genannt wird, sieht man tief unten das grüne Thal des Jarama quer vor sich liegen, welches zur Rechten mit den dichtbewachsenen Ufern des Tajo zusammenstößt. Mitten aus dem Baumdickicht ragen die Schloßthürme von Aranjuez hervor, und jenseits desselben wird das Landschaftsbild durch die Hügel des linken Ufers der beiden genannten Flüsse begränzt, welche fast senkrecht mehrere hundert Schuh hoch emporsteigen. In geringer Entfernung von dem Fuße der Cuesta de la Reina fährt man über die Jaramabrücke, eines der Prachtwerke aus der Regierungszeit Karls III., und ohne Zweifel eine der längsten steinernen Brücken, welche jemals gebaut worden sind. Ich brauche

kaum hinzuzufügen, daß man von der Brücke ja nicht auf den Fluß schließen darf. Der Jarama, wie eine der sieben mageren Kühe aus dem Traume Pharao's, ist nicht fetter dadurch geworden, daß er seinen Bruder Manzanares verschlungen, der dann freilich mit den fetten Kühen des Königs von Aegyptenland nicht die mindeste Aehnlichkeit hat.

Sobald die Brücke überschritten ist, tritt man in den Bereich der parkartigen Anlagen von Aranjuez. Alleen hundertjähriger Bäume bilden die Einfahrt in die Stadt, der Eilwagen rollt über den großen Platz San Antonio und durch ein paar nach dem Winkelmaß gebaute Straßen, und nach vierstündiger Reise hält man vor der Fonda de la Reyna, vor welcher ich alle meine Landsleute, welche nicht im Incognito englischer Lords reisen, feierlichst gewarnt haben will.

Aranjuez wird für einen Ort ausgegeben, der auf den Vorschlag Grimaldi's, welcher die Niederlande als Gesandter besucht hatte, nach holländischem Muster erbaut sey. Möglich, daß man bei der Anlage der heutigen Stadt die Absicht gehabt hat, die holländische Landesart nachzuahmen; in diesem Falle aber läßt sich sagen, daß der Bauplan so schlecht als nur irgend denkbar gelungen ist. Aranjuez ist bis auf seine geraden Straßen in jedem Sinne eine spanische Stadt, und ich finde hier nicht die leiseste Erinnerung an den Styl, für dessen Meisterstücke Broek und Saardam gelten. Die Kanäle in den Straßen, von alten Linden beschattet, das saubere Backsteinpflaster, die wohnliche Miene der Häuser, ihre blankgewaschenen Wände und Fenster, die Reinlichkeit überhaupt, mit einem Worte alles das, was den Charakter der holländischen Städte ausmacht, ist hier auch nicht einmal in der entferntesten Andeutung vorhanden. Das Schloß, welches gleichfalls im niederländischen Geschmack gebaut seyn will, versucht diesen Anspruch wenigstens durch ein Glockenspiel rechtfertigen zu lassen. Ueber den Grad der Beredsamkeit dieses Anwaltes kann ich indessen nicht urtheilen, denn das Glockenspiel von Aranjuez, weit verschieden von seinen niederländischen Geschwistern, die des Guten aller-

dings fast zu viel thun, läßt sich nur an hohen Festtagen hören.

Die Erlaubniß zum Besuch des Palastes und der andern geschlossenen Besitzungen der Königin wird auf persönlich vorgebrachte Bitte ohne Schwierigkeit von dem hiesigen Verwalter des Krongutes bewilligt. Der Baumeister des Schlosses ist der bekannte Juan de Herrera, dessen Name fast bei allen Bauwerken aus der Zeit Philipps **II.** wiederkehrt. Dieser König war es, welcher Aranjuez zur stehenden Frühlingsresidenz machte. Seine Vorgänger, Karl **V.** und Ferdinand der Katholische, kamen hieher nur gelegentlich als die Erben des Großmeisters von Santiago, welcher seit der Zeit, wo ihm das benachbarte Ocaña als damalige Gränzfestung gegen die Saracenen zu eigen gegeben war, mehrere schöne Land- und Jagdsitze in dieser Gegend gegründet hatte. Der Name Aranjuez wird, um auch dieß beiläufig zu erwähnen, von einem Jupiterstempel abgeleitet, ara Jovis; mit welchem Grund, mögen Diejenigen untersuchen, welche eine etymologische Frage dieser Art lebhafter anspricht als mich. Das Schloß ist von Backsteinen und in kleinem Maßstabe gebaut. Seine südliche Hauptfaçade nimmt sich trotz ihrer Unregelmäßigkeit nicht übel aus, aber man darf an ihr weder Großartigkeit noch Reichthum des Styls suchen. Die dem Garten zugekehrte Rückseite des Palastes ist in einem mehr als einfachen Geschmacke gebaut, und sie würde selbst eines wohlhabenden Privathauses kaum würdig seyn.

Auch die innere Ausstattung des Schlosses ist im Ganzen sehr bescheiden zu nennen. Das Zimmergeräthe besteht zum Theil aus den allergewöhnlichsten Stoffen — einige der königlichen Gemächer sind z. B. mit ganz einfachen Strohstühlen möblirt — und zum Theil ist es alt und veraltet. Statt der Fußteppiche dienen überall Strohdecken, die des warmen Himmels wegen allerdings wohl den Vorzug vor den wollenen Stoffen verdienen mögen. Der beste, und ich möchte fast sagen der einzige Zierrath des Schlosses sind die Gemälde, welche es besitzt. Von den Fresken auf Wänden und Decken sind manche von Meisterhand;

viele andere dagegen scheinen mir selbst für einen Schüler zu schlecht zu seyn. Unter den Oelgemälden befinden sich einige ausgezeichnete Werke. Ich erwähne nur eine Magdalena von Mengs, eine sehr verführerische Büßerin, mit der heißen Färbung der Italiener angethan, und eine Madonna von Tizian, mit wundersüßem Liebreiz übergossen — ich spreche von dem Kopf der Jungfrau, ihr übriger Körper gefällt mir nicht. Zu den Sehenswürdigkeiten des Schlosses gehört ein ganz mit Porcellan tapezirter Saal, der einzige, von welchem man sagen kann, daß er eine glänzende Wirkung hervorbringe. Die Wände und die Decke dieses Zimmers sind mit Porcellanplatten bedeckt, aus welchen die mannigfaltigsten Figuren, menschliche Gruppen, Thiere, Blumen und allerlei Schnörkelwerk mit ihrer halben Rundung hervortreten. Der Kronleuchter ist ein Porcellanknäuel, in welchem sich phantastische Gestalten in hundertfacher Umarmung seltsam verschlingen. Diese Arbeiten sind aus der weiland königlichen Porcellanfabrik in Madrid hervorgegangen, und ein sehr rühmliches Denkmal der Leistungsfähigkeit dieser Anstalt.

An den Palast stößt der Inselgarten, so geheißen, weil er von zwei Armen des Tajo eingefaßt wird. Unmittelbar nachdem die beiden Arme sich getrennt haben, bilden sie zwei kleine Wasserfälle, die man doppelt hübsch finden würde, wenn weniger Aufhebens davon gemacht würde. Die „große Cascade" macht in der That, trotz aller jener Uebertreibungen, einen sehr guten Eindruck auf das Auge, wenn auch weniger durch ihr eigenes Verdienst als mit Hülfe ihrer Umgebungen. Spiegelglatt und mit kaum merklicher Bewegung kommt der Tajo aus dem Schatten einer dichtlaubigen Baumgruppe dahergezogen. Eine zierliche Drahtbrücke mit großen Standbildern auf ihren vier Endpfeilern wölbt sich über seinem langsamen majestätischen Schritt wie ein Triumphbogen, und kaum hat er dieselbe hinter sich, so stürzt er mit einer raschen Wendung zur Rechten brausend über das etwa zwanzig Fuß hohe Wehr hinab. Der üppige Baumwuchs auf beiden Ufern, ein freundliches Müllerhaus jenseits des Flusses, und im Hintergrunde die dürre Hügelkette, welche die ganze Scene

überragt, das Alles trägt dazu bei, die Stelle des Inselgartens, von welcher aus man den Wasserfall übersieht, zu einem wirklich reizenden Gesichtspunkte zu machen.

Und dieser Gesichtspunkt ist ohne Vergleich das Beste, was der ganze Garten darbietet. Die sämmtlichen Anlagen desselben haben ein so vernachlässigtes ödes Aussehen, daß mir darin fast unheimlich zu Muthe wurde. Fußgestelle, von denen die Bildsäulen heruntergerissen sind, Springbrunnen, die seit einem Jahrhunderte ausgetrocknet zu seyn scheinen, ein verwilderter Fruchtgarten, in welchem das Unkraut Meister des Platzes ist, Rundtheile, in denen der Kehricht aufgehäuft wird, das ist der Schmuck und die Zierde, die man heutiges Tages in dem Inselgarten findet. Die Blumen werden in diesem Garten für überflüssig gehalten, und von Rasen ist darin kaum eine Spur vorhanden; Bäume und Büsche wachsen aus dem nackten Sande hervor, dessen trostloser Anblick einem alle Lust an dem kühlen Schatten verleidet. Der Baumwuchs des Inselgartens dagegen ist von einem wunderbaren Reichthum. Zumal den Tajo entlang laufen herrliche Alleen von Platanen, die ihre schlanken Arme sehnsüchtig nach dem Wasser hinunterstrecken, und deren Riesengestalten, in schwere Laubmäntel eingehüllt, an die Wunder der Pflanzenwelt in den Ländern unter den Wendekreisen erinnern. Unter diesen Bäumen sind manche, von denen man gern glauben möchte, daß sie so alt seyen wie der Palast von Aranjuez, und daß Don Carlos in ihrem Schatten oft geträumt und geschwärmt habe, ehe Seine königliche Hoheit es nicht heiterer verließen. Diese Worte sind vielleicht eine Lästerung, aber ich kann unserem Schiller die ersten Verse seines großen Trauerspieles nun einmal nicht vergeben. Jene doppelte Sprachsünde, erschwert durch eine wahre Missethat an dem Rhythmus, dieses zwei- und dreifache Dichterverbrechen, muß der Muse Schillers, wie mich dünkt, noch jetzt schwer auf dem Gewissen liegen. Unbegreiflich ist es mir, wie ein so unglücklicher Anfang zu einem so herrlich gelungenen Ende hat führen können.

Weit größer und zugleich weit schöner als der Inselgarten

ist der „Fürstengarten," der sich wohl eine Stunde lang auf dem linken Ufer des Tajo hinzieht, ehe dieser seine Wassermasse getheilt hat. Der Wuchs der Bäume ist hier noch nicht so kolossal wie dort, aber gleichwohl findet man unter ihnen Tausende von Stämmen, die an jedem andern Orte durch ihre Höhe und ihren Umfang Staunen erregen würden. Die Cypressen zumal scheinen hier dem Sprüchwort zum Trotz — das vielleicht nur für Deutschland gilt — in den Himmel wachsen zu wollen, und sie lassen die stolzesten Pappeln tief unter sich zurück. Zwischen den breiten Hauptgängen erstreckt sich dunkles Walddickicht, hie und da von einem geheimnißvollen Pfade durchschnitten. In den wildesten Theilen des Gartens strotzt das Strauchwerk von farbenprächtigen Blüthen, die man bei uns kaum in Treibhäusern sieht, und in den Beeten glänzt und schillert es von den edelsten Blumen, deren Königin, die Rose, hier noch in ihrer vollen Herrlichkeit dasteht. Hie und da bilden zwei Reihen von Obstbäumen ein Dach, ich weiß nicht ob ich sagen soll von Blättern oder von Früchten, unter welchem man sich im Tempel Pomona's glauben könnte. Das Alles ist das Werk des Tajo, dessen Wasser in hundert Rinnen Frische und Leben und Fruchtbarkeit in den Fürstengarten schafft. Unbegreiflich ist es, daß man nicht auch den Anblick des Flusses zur Verschönerung des Gartens benützt hat, dessen Rand er seiner ganzen Länge nach bespült, und dessen beste Zierde er seyn könnte. Der Fluß führt hier eine ansehnliche Wassermasse in seinem tiefen Bett, von dessen Ufern das üppigste Buschwerk bis in seine Fluth hinabhängt, deren dunkles Blaugrün mit der so eigenthümlichen Farbe der Wiesent im Muggendorfer Thale eine überraschende Aehnlichkeit hat. Allein die Eigenthümer des Fürstengartens haben für die Schönheit des Tajo bis jetzt, allem Anscheine nach, gar kein Auge gehabt. Zwar führt ein Weg den Lauf des Flusses entlang, aber die Aussicht auf den Tajo ist überall durch einen hohen Erdaufwurf gesperrt. Ist ein solcher Damm etwa gegen mögliche Ueberschwemmungen nöthig, so sollte doch wenigstens der Erdwall selbst in einen Spaziergang verwandelt werden; in seinem jetzigen

Zustande ist er völlig unwegsam. Der Fürstengarten ist, wie gesagt, ein schönes Besitzthum der spanischen Krone, aber in den Händen eines deutschen oder englischen Landedelmannes würde er ganz gewiß unendlich schöner seyn.

Am nördlichen Ende des Fürstengartens, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt das berühmteste aller Bauernhäuser in Spanien, und vermuthlich in der ganzen Welt. Die sogenannte Casa del Labrador sollte nach der ursprünglichen Absicht Karls IV. nichts Anderes seyn, als ein ländlich eingerichtetes Gartenhaus; denn die großen Herren, wie andere Sterbliche, finden zuweilen Gefallen daran, auch außer dem Fasching einmal Maskerade zu spielen. Karl IV., der bei einer solchen Gelegenheit seine Rolle sehr glücklich gewählt hatte, wurde derselben gleichwohl bald überdrüssig, und so verwandelte sich das „Bauernhaus" während seines Baues nach und nach in einen der glänzendsten Paläste, die man in irgend einem europäischen Lande sehen kann. Die Casa del Labrador fällt von außen weder durch Großartigkeit des Styls noch durch Großartigkeit der Verhältnisse in's Auge, aber ihre Formen sind edel und geschmackvoll, und sie werden durch einen außerordentlichen Reichthum von architektonischen Zierrathen und Bildhauerwerken gehoben. Auf den Mauervorsprüngen, in den Nischen, auf den Säulen der Terrassengeländer ist eine Menge von Bildsäulen und Büsten, unter denen man Antiken von Werth bemerkt, und die ganze Erscheinung der Hauptseite des Gebäudes ist wie die Vorbereitung zu dem Eintritte in ein Heiligthum des Geschmackes, des Kunstsinnes und des eleganten Luxus.

Ungeachtet dieser Vorbereitung aber wird man überrascht bei dem ersten Anblicke der Herrlichkeiten, welche das Bauernhaus einschließt. Die Fußböden sind von künstlicher Marmormosaik, oder auch von feinen Porcellanfliesen, die Wände mit Seidenstoffen von unglaublichem Reichthum bedeckt, und ebenso wie die Vorhänge der Thüren und Fenster Meisterstücke der Weberei und Stickerei, die Zimmermannsarbeiten von Mahagoniholz, die Schlosserarbeiten versilbert oder vergoldet, und zwar so schwer,

daß man zur Vergoldung des Geländers der Haupttreppe nicht weniger als 600 Unzen verwendet hat. Was soll ich von der Pracht des Zimmergeräthes sagen! Die geschnitzte Rücklehne eines einzigen Stuhles, wie man deren Hunderte sieht, muß einer geübten Künstlerhand wochenlange Arbeit gekostet haben. Die Spiegeltische, die Kamine, die Ecktische sind mit den kostbarsten Porcellangefäßen und Erzarbeiten beladen; denn obgleich der größte Theil der Ausschmückung des Palastes spanischen Ursprunges ist, so haben doch auch die Fabriken von London und Paris reichlich dazu gesteuert.

Zwei oder drei Zimmer des Bauernhauses bilden eine kleine Gallerie von Bildhauerwerken, unter denen sich Alterthümer befinden, auf die jedes Museum stolz seyn könnte. Die Decken sind überall ausgemalt von Bayeu, Maella, Perez und andern verdienstvollen Künstlern der neueren Tage, namentlich von Velasquez, der seinem großen Namensverwandten von Valencia, wenn er es ihm auch nicht gleichthut, doch wahrlich keine Schande macht. Unter den Deckengemälden sind großartige Compositionen von ergreifender Wirkung, fast noch besser gefallen mir aber mehrere Arbeiten im Arabeskenstyl, die an Eleganz und Feinheit der Ausführung nicht hinter Miniaturbildern zurückstehen. Oelgemälde sind in dem Bauernhause nur wenige vorhanden. Sie sind durchweg neu und von geringem Kunstwerth. Die Mehrzahl davon gibt Ansichten verschiedener königlichen Besitzungen, und Auftritte aus der Regierungsgeschichte Ferdinands VII., bei denen es indessen immer weniger auf die Handlung als auf den Schauplatz abgesehen ist.

Das kostbarste Stück dieses Juwelenkastens ist ein kleines Zimmer, das kaum fünf bis sechs Schritte lang seyn mag. Es würde der geübtesten Feder unmöglich seyn, einen Begriff von der Pracht und dem Reichthum zu geben, der in diesem Gemach verschwendet ist. Die Masse der edlen Metalle, die man hier als Schmuckwerk aller Art angebracht hat, verschwindet beinahe unter den vollendeten Kunstformen, in welchen sie sich dem Auge darbietet. Die Verzierungen dieses Zimmers sollen 14 Millionen

Realen gekostet haben — eine Summe, welche mir, so groß sie auch ist, doch kaum übertrieben scheint, zumal wenn ich die Eigenthümlichkeit in Anschlag bringe, daß die bloße Ausstellung einer Rechnung für den König oder für den Staat in Spanien gewöhnlich ebenso viel, wo nicht mehr kostet, als die zu zahlende Arbeit.

Unter den Personen, welche sich gleichzeitig mit mir in der Casa del Labrador umherführen ließen, war eine alte Frau aus dem Volke, welche in die Erläuterungen des Cicerone manches sehr gescheidte Wort hineingesprochen hatte. „Das nennt man nun heutzutage Verschwendung, sagte sie in jenem goldstrotzenden Gemache zu mir, aber ich finde, daß sich Spanien bei jener Verschwendung ganz wohl befand. Der Hof beschäftigte eine Menge von Menschen, die er reichlich bezahlte, die wohlhabenden Leute trieben einen großen Luxus, der gleichfalls viel Geld in Umlauf brachte, die Mönche lebten herrlich und in Freuden, die übrige Geistlichkeit schwamm in Ueberfluß. Die Soldaten hatten alles Nöthige vollauf, kurz Niemand darbte und Niemand litt. Und jetzt? Der Hof ist verschuldet, die Reichen sind zu Grunde gerichtet, die Mönche an den Bettelstab gebracht, die Geistlichkeit ist ausgeplündert, die Soldaten haben oft nichts zu essen, ganz Spanien ist in Elend.“ Ich glaubte eine schlagende Schlußfolgerung gegen das neue Staatsthum hinterdrein kommen zu sehen, aber nein, die Alte machte das Ausland für den Verfall Spaniens verantwortlich, die Franzosen und die Engländer, denen sie nicht Böses genug nachzusagen wußte. Hierüber mischte sich der Cicerone in unser Gespräch. Er meinte, die Lage Spaniens sey noch nicht gerade verzweifelt, und es lasse sich dem Lande jeden Tag wieder aufhelfen, wenn nur endlich einmal eine vernünftige und vor allen Dingen ehrliche Regierung an das Ruder komme; leider aber, schloß er seufzend, will sich der Mann nicht finden, den Spanien braucht. Eine solche Sprache hat freilich an sich nichts Auffallendes, denn man hört sie alle Tage, daß aber sogar ein Beamter der Königin in Gegenwart vor zehn oder zwölf Personen in jenen Ton einstimmte, schien mir denn doch

ein wenig sonderbar. Wüßte ich den Namen des unehrerbietigen Tadlers, ich würde ihn auf der Stelle dem General Narvaez anzeigen.

Nach meiner kurzen Schilderung mag es scheinen, daß die Casa del Labrador mit einem Bauernhause nichts gemein habe als den Namen, aber es ist doch noch ein anderer Aehnlichkeitspunkt vorhanden. Die unmittelbare Umgebung einer Maierei ist für das Auge kaum anstößiger als die nächste Umgebung des Palastes im Fürstengarten. Bei diesem fehlt höchstens ein Düngerhaufen, um die Täuschung vollständig zu machen. Die Casa del Labrador steht in einem vernachlässigten Theil des Gartens, mitten im Unkraut. Da wo ihre Mauern aufhören, fängt die Wildniß an. Und wenn sich der Gärtner wirklich einmal in Bewegung setzte, den Platz um das Schloß her zu säubern und zu ordnen, so würde damit noch immer nicht viel gewonnen seyn. Hier ist keine Allee, die zu dem Eingang der Thüre führt, kein Rasenplatz, kein Blumenbeet, kein Orangenbaum, nichts von alledem, was bei uns die Umgebung jedes Landhauses schmückt und erheitert, ja nicht einmal ein Springbrunnen ohne Wasser, oder eine nüchterne Gruppe von Liebesgöttern im Roccocostyl; das Schloß liegt völlig nackt da wie einsame Tempeltrümmer im Sande der Wüste. Ein Sinnbild der städtischen Civilisation Spaniens, die mit keiner Faser über die Ringmauern der größern Ortschaften hinausreicht.

Eine sehr gute Aussicht auf Aranjuez und dessen Nachbarschaft hat man von dem „Berge Parnaß", der kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Jedem gewissenhaften Philologen müssen über die Benennung dieses Hügels die Haare zu Berge stehen, denn der Pseudoparnaß von Aranjuez hat — horribile dictu! — nur einen einzigen Gipfel. Welch eine barbarische Unkenntniß des klassischen Alterthums eine so argvergriffene Bezeichnung voraussetzt! Das ist denn vielleicht auch die Ursache, weßhalb die heutige Generation von Aranjuez, die — nach der stattlichen Miene des Gymnasialgebäudes zu urtheilen — hochlateinisch und hochgriechisch gebildet seyn muß, den Parnaß lieber

den Telegraphenberg nennt. Bei der Wahl dieses neuen Namens scheint denn, ebenso wie bei der Abschaffung des alten, eine klassische Rücksicht im Spiele gewesen zu seyn, der Grundsatz nämlich, kraft dessen lucus a non lucendo genannt wird. Der Telegraphenberg hat nämlich unter andern negativen Eigenschaften, an denen er unglaublich reich ist, auch die, keinen Telegraphen zu besitzen. Möglich ist es indessen, daß die Trümmer, welche man auf seinem Gipfel sieht, einst einem Telegraphenhause angehört haben, und ebenso möglich, daß früher ein bequemer Schneckengang zwischen schattigen Bäumen und heiterm Buschwerk dort oben hinaufgeführt hat. Gegenwärtig kostet es einigen Muth und sehr viel Schweiß, sich bei 32 Grad Hitze über die Reste der ehemaligen Straße weg an dem kaum noch mit Gestrüpp bewachsenen Parnaß hinaufzuarbeiten. So sieht man in Spanien an tausend Stellen das Werk der Menschenhand zerfallen und die Natur verwildern, während die Thätigkeit des neuen Schaffens höchst selten und fast nur in den großen Mittelpunkten des spanischen Lebens sichtbar wird. Spanien ist auf dem besten Wege, ein europäisches Persien zu werden.

Vom Parnaß aus übersieht man eine ziemlich lange Strecke des Laufes des Tajo, der sich aus den Windungen des grünen Gürtels erkennen läßt, den er auf Schritt und Tritt mit sich führt. Der Fluß selbst wird in seiner dichten Baumeinfassung nirgends sichtbar. Jene baumreiche Zone ist indessen kaum eine halbe Stunde breit, so daß sie bei weitem nicht den ganzen Durchmesser des Tajothales ausfüllt, das hier die Breite von beinahe einer Meile haben mag. Die doppelte Hügelkette, welche die Ufer des Thales bildet, ist kahl und verbrannt, und ihr düsteres Braun sticht grell ab gegen das frische Grün des Thales, das in dieser Einfassung daliegt wie die Oasis in der Sahara.

Die mittlere Wärme muß in Aranjuez weit stärker seyn als in Madrid, denn ich sehe, daß hier der Granatbaum herrlich gedeiht, der in Madrid vermuthlich nicht den ersten Winter überleben würde. Ein Theil der schweren Blüthen hängt hier noch

in voller Frische an seinen Zweigen, die zu gleicher Zeit schon mit eigroßen Früchten belastet sind. In Andalusien hatten die Granaten bereits vor zwei Monaten beinahe ausgeblüht. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich den Granatbaum in Granada selbst bei aller Aufmerksamkeit nicht habe entdecken können, in Cordova dagegen sah ich ihn in größerer Anzahl als in jedem andern Orte. Die Spanier scheinen keinen großen Werth auf die Frucht dieses Baumes oder vielmehr Strauches zu legen, denn sie pflanzen ihn gewöhnlich wie einen Gartenzaun an den Weg oder auf den Rand der Gräben, welche die Felder einfassen. Apfelsinen, Citronen und selbst das gewöhnliche Obst sieht man selten so schutzlos der öffentlichen Naschlust preisgegeben.

Aranjuez ist in dieser Jahreszeit völlig leer von Fremden. Im Mai, zuweilen schon im April, gehen viele Madrider Familien auf ein paar Wochen hieher, dem Frühling entgegen, der sich in diesem wohlgeschützten Thale zeitiger einstellt, als in dem hochgelegenen und allen Winden offnen Madrid. In jene Tage fällt der Erntemonat der Bewohner von Aranjuez, von denen man rühmen kann, wenn man Lust dazu hat, daß sie auch in der spätern Jahreszeit keine Gelegenheit versäumen, eine fette Nachlese zu halten. Aber freilich, die guten Zeiten, wo die Anwesenheit des Hofes zwanzigtausend Menschen nach Aranjuez zog, die keinen andern Zweck hatten als zu glänzen und sich zu belustigen — diese guten Zeiten sind seit vierzig Jahren dahin, und sie werden auch wohl schwerlich jemals wiederkehren. Mit dem Junius fängt Aranjuez an zu veröden, und im Julius ist gewöhnlich der letzte jener Zugvögel des Frühlings wieder davongeflogen. Man muß gestehen, daß von Seite der Einwohner der Stadt nichts geschieht, sie festzuhalten. Es gehört eine ächt spanische Genügsamkeit dazu, um sich eine Wohnung, wie man sie hier für schweres Geld findet, auch nur für ein paar Tage gefallen zu lassen. Von Einrichtungen der häuslichen Bequemlichkeit ist natürlich nicht die Rede. Ein Bett, ein tannener Tisch und ein paar Strohstühle zwischen vier nackten weißen Wänden sind

Dinge, mit denen man sich überhaupt in Spanien behelfen lernen muß. Aber die Unreinlichkeit der Häuser ist hier doch ein wenig gar zu arg, selbst für eine Stadt, welche nicht nach holländischem Muster gebaut ist; die Baufälligkeit der Treppen und Thüren geht über das billige Maß hinaus, und die Undurchsichtigkeit der Fenster ist übertrieben. Kurz, zum Lustort ist Aranjuez, bei aller Schönheit seiner Anlagen, nur für Spanier gemacht.

Diese Anlagen erstrecken sich stromaufwärts und stromabwärts meilenweit, und auch da wo sie nur durch eine einfache Allee gebildet werden, sind sie ein reicher Schmuck der ganzen Gegend, und bieten die reizendsten Spaziergänge. Denn die Vegetation von Aranjuez hat vielleicht in dem ganzen heutigen Europa nicht ihresgleichen an brausender Kraft und an saftiger Frische. Die Blätter der Platanen werden tellergroß, die Zweige der Ulmen und einiger mir unbekannten Baumarten drohen unter der Last ihres Laubes zu brechen, und manche einzelne Weide an dem Ufer des Tajo würde für sich allein ein Landschaftsbild ausfüllen. Wenn der Plan zur Ausführung käme, den Tajo von Aranjuez an für Dampfboote schiffbar zu machen — und Wasser ist mehr als genug dazu vorhanden — so würde die Fahrt auf diesem Flusse, zwischen der doppelten Reihe der grünen Hecken, welche an vielen Stellen aus seinem Spiegel herauszuwachsen scheinen, die anmuthigste Wasserpartie seyn, die man sich irgend wünschen kann. Aber es wird mit der Dampfschifffahrt auf dem Tajo wohl noch ein Weilchen Anstand haben, ebenso wie mit der Eisenbahn über Aranjuez nach Andalusien, welche in diesem Augenblick hier von englischen Ingenieurs vermessen wird. Wer das Innere von Spanien und seine Verkehrsverhältnisse auch nur oberflächlich kennen gelernt hat, der wird sich in neun Fällen von zehn mit völliger Ueberzeugung dahin aussprechen, daß die Eisenbahnen, wenigstens die großen Eisenbahnen in diesem Lande, für jetzt überhaupt nichts sind als Hirngespinnste. Angenommen auch, daß sich wirklich eine Gesellschaft englischer Wagehälse finden sollte, die ihren Geldüberfluß in spanischen Eisenbahnen anlegt, so würden diese

höchst wahrscheinlicherweise nicht einmal ihre Betriebskosten decken, geschweige denn ihr Kapital verzinsen oder Dividenden geben, gar nicht davon zu reden, daß die Stationshäuser und die Schienen keinen Tag sicher wären vor Brandstiftung und Zerstörung; denn mit dem Grolle der Maulthiertreiber und der andern Leute, deren gewerbliche Existenz durch die Eisenbahnen bedroht ist, würde es in diesem Lande, wo es keine Polizei und wenig Justiz gibt, etwas sehr Ernstliches auf sich haben.

Aranjuez hat ein Schauspielhaus, welches geschlossen ist, und ein Kaffeehaus, dessen Thüre man zuweilen offen findet, wenn man nicht gerade anklopft, während seine Bewohner Siesta halten, oder ehe sie aufgestanden, oder nachdem sie zu Bette gegangen sind, oder während sie die Messe hören. Darauf beschränken sich die Anstalten zum öffentlichen Vergnügen, welche Aranjuez dem Fremden darbietet. Als eine historische Merkwürdigkeit der Stadt könnte ich den Palast des Friedensfürsten nennen, welcher 1808 der Schauplatz inhaltsschwerer Ereignisse war, aber dieß Haus befindet sich in einem solchen Zustande des Verfalls und der Verödung, daß der Gang dahin, aufrichtig gesagt, nicht der Mühe verlohnt. Mit besserem Gewissen kann ich dem Reisenden empfehlen, eine Abendstunde auf dem Platze San Antonio zuzubringen, dessen regelmäßige Gebäude, dessen Bogengänge und dessen Umgebungen im Halbdunkel einer spanischen Sternennacht eine sehr gute Wirkung hervorbringen. Nach der einen Seite öffnet sich der Platz zur Aussicht auf das Schloß und die anstoßenden Gärten, aus denen das Rauschen der beiden Wasserfälle dumpf herüberschallt; auf der andern Seite ist er durch ein seltsam geformtes Thor mit mehreren Pforten geschlossen. Rechts und links zieht sich eine lange Reihe von Gebäuden hin, die auf Arkaden ruhen. Bei Tage ist dieß Schauspiel von ziemlich mittelmäßigem Reize, weil beim hellen Sonnenlicht die wüste abgestorbene Miene der Gebäude des Platzes zu sehr in die Augen fällt, und Abends kann es leider nur mit einer Zugabe von Staub gemessen werden, welche schlimmer ist als der heftigste Sonnenbrand; der Platz San Antonio ist nämlich um diese

Jahrszeit nichts als ein großes Staubmeer, und nach Sonnenuntergang, wenn sich die von der Feldarbeit heimkehrenden Menschen und Thiere und Wagen in diese weiße Fluth hineinstürzen, steigen so schwere, dichte Wolken aus derselben auf, daß der Luftraum des Platzes stundenlang davon übersättigt bleibt. Ich habe hier in Aranjuez überhaupt Staubeffekte der sonderbarsten Art gesehen, welche zuweilen die Gränze der meteorologischen Erscheinungen berührten und die mir einer physikalischen Untersuchung würdig schienen. Wäre ich Napoleon, so würde ich sagen: in Aranjuez habe ich ein sechstes Element gefunden, den Staub, und alle Welt würde das neue Orakelwort bewundern und andächtig nachbeten, wie so manches Andere, das noch weniger werth ist.

An Denselben.

Toledo, 10. August.

Toledo! Ein stolzes, ritterliches Wort! Wie eine Losung tönt es zum heißen Klingenspiel um Freiheit und Leben, wie Reiherbüsche weht es drein, wie das blutrothe Kreuz von Santiago leuchtet es daraus hervor. Toledo! Die ganze castilianische Heldenzeit malt sich in dem Namen; die Zeit des starken Glaubens, der starken Seelen und der starken Arme, die Zeit der ritterlichen Abenteuer in Krieg und in Minne, die Zeit der lebendigen Volkspoesie, die Zeit der Adelsfreiheit, des Bürgerstolzes, und der Ehr- und Wehrhaftigkeit der ganzen Nation.

Von dem Tage an, wo Madrid als die Hauptstadt der castilianischen Königreiche genannt wird, ist es aus mit der Kraft und der Würde und der Freiheit des spanischen Volks. Die militärische Zucht, mit der ein Alba, ein Johann von Oesterreich,

ein Spinola ihre Schlachten gewannen, sollte man doch nicht mit moralischer Stärke verwechseln, eben so wenig wie die noch lange fortwährende Ausdehnung der Gränzen des Reiches mit der moralischen Größe der Nation oder auch nur der Regierung. Der Geist war von den Spaniern gewichen, seitdem Karl V. sich auf den absoluten Thron gesetzt, den ihm sein Großvater und der Cardinal Ximenez in Madrid hergerüstet hatten. Der Aufstand der castilianischen Gemeinden im Jahre 1522 war das letzte Aufleuchten des Geistes, seine letzte Kraftanstrengung, sich selbst und das Land zu retten, aber er war schwächer als die Soldknechte des Königs, und hier in Toledo, an der Stätte seiner alten Macht und seines alten Glanzes, wurde er zu Grabe gelegt.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo ist während der ersten Stunden eine breite gerade Straße zwischen zwei Reihen herrlicher Bäume, neben denen ein doppelter Saum niedrigeren Gehölzes herläuft, das nur hie und da eine Durchsicht nach der Seite hin gestattet. Von Zeit zu Zeit stößt man auf der Fahrt durch diese Allee auf ein Thor, welches nichts verschließt, und das nur als ein Zeuge des wunderlichsten Geschmackes der Zeit dazustehen scheint, aus welcher diese Anlagen herrühren. Ein besseres Vermächtniß jener Zeit sind die kleinen Gräben, welche das lebendige Wasser des Tajo an dem Fuße der Bäume vorüber leiten, und die Luft der staubigen Straße kühlen helfen. An dem Punkte, wo die Straße die letzten Bäume hinter sich läßt, tritt sie in eine Wüste ein, so dürr, so öde und trostlos, daß man selbst in Spanien nicht viele traurigere Gegenden findet. Nur die Aussicht auf den schmalen Uferstrich des Tajo, der sich in einiger Entfernung zur Rechten des Weges hinwindet, mildert den afrikanischen Charakter der Landschaft ein wenig. So weit das Auge reicht, sieht man zu beiden Seiten jener grünen Zone nichts als braungesengte Heide, in deren weitem Umfang man vergebens nach irgend einer Spur menschlicher Thätigkeit ausschaut. In großer Entfernung zeigt sich auf dem Rande der Hügelkette des rechten Tajoufers eine graue Kirche, welche aussieht, als ob sie seit Jahrhunderten von ihrem Gotte und von ihren Gläubigen

verlassen sey. Die Straße wird mit jedem Schritte unwegsamer, und sie verengt sich zuletzt so sehr, daß sie nur noch gerade Raum genug für ein einziges Wagengeleis hat, so daß an manchen Stellen die Begegnung zweier Fuhrwerke stundelangen Aufenthalt verursachen würde. Aber die Gefahr einer solchen Begegnung ist glücklicherweise nicht groß. Die ganze Landschaft ist wie ausgestorben. Erst auf halbem Wege von Toledo stößt man auf ein einsames Haus, die einzige menschliche Wohnung, deren man seit Aranjuez ansichtig wird, und dieß Haus ist in der Nähe besehen nur eine Ruine. Kaum vor fünfzehn Jahren wurde es laut einer Inschrift aufgeführt; es war ein ansehnliches Gebäude, welches außer den Wohnungen für mehrere Jagdaufseher und andere königliche Beamte eine Kapelle, einen Gasthof und verschiedene andere Räumlichkeiten enthielt; die Carlisten haben das alles niedergebrannt. In einem Winkel der Ruine hat sich ein armseliger Schenkwirth eingenistet, und für die Jäger der Königin ist eine niedrige Barake aufgerichtet, an deren vier Ecken für künftige Fälle Backsteinthürme mit Schießscharten gepflanzt sind. Solch ein Anblick ist wie gemacht, um den Glauben an die Rückkehr der Barbarei und an das Wiederaufleben des Faustrechts in Spanien zu rechtfertigen. Und es handelt sich hier nicht etwa um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um die hundertste Wiederholung eines Schauspiels, dem ich in allen Provinzen des Landes begegnet bin. Ueberall, überall sieht man wie der häusliche Herd zerfällt, und wie aus seinem Schutte Festungsmauern gebaut werden. In der Mancha sah ich sogar eine elende Venta zu Schutz und Trutz befestigt, und die Venta sammt ihren Festungsthürmen lag in Trümmern, und in einer kleinen Stadt, wenige Stunden von Madrid, in Templeque, wenn ich nicht irre, fand ich die Kirche in eine Citadelle verwandelt, während Dutzende von Häusern längs der Straße von einer Stunde zur andern den Einsturz drohten. Gebe der Himmel Spanien endlich Ruhe, wäre es auch unter einem Ministerium Narvaez! Zwischen Aranjuez und Toledo, die fünf deutsche Meilen von einander entfernt sind, ist die Krone weit und breit Eigenthümerin alles Grund und

Bodens, und sie benutzt dieß unermeßliche Gebiet nur zu Jagd und Viehweide. Die Jagd beschränkt sich auf Kaninchen und Rebhühner, und die Weide ist hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, für die Pferde, Esel und Maulthiere des königlichen Gestüts in Aranjuez bestimmt, welches die besten Hufthiere hervorbringen soll, die Spanien gegenwärtig aufzuweisen hat. Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß diese Gegend in frühern Zeiten Ackergebiet war, und daß sie noch jeden Tag wieder in reiches Getreideland umgeschaffen werden könnte. Einige Strecken derselben in der Nähe von Toledo, wo das Krongebiet aufhört, sah ich mit Weizen angebaut, der noch nicht geschnitten war, und der Halm an Halm eben so dicht stand wie das Getreide in dem Garten von Valencia. Wozu in aller Welt könnte aber die Urbarmachung neuer Ländereien nützen, da schon jetzt Andalusien allein, obgleich es nicht zum zehnten Theile angebaut ist, in einem guten Jahre mehr Getreide hervorbringt als ganz Spanien verzehren kann? Die Ausfuhr des überflüssigen Getreides nach dem Auslande ist in Folge des Mangels an raschen und wohlfeilen Transportmitteln im Innern von Spanien, und Dank den fremden Zollgesetzgebungen so geringfügig, daß sie kaum in Anschlag zu bringen ist, und so geschieht es denn, daß z. B. in England und Irland Millionen von Menschen Hunger leiden, während Spanien die Mittel hat, eine zehnfache Anzahl so reichlich zu speisen, als der brittischste Magen es nur immer verlangen kann. Ja, ja, höre ich die Politik sagen, il y a quelque chose à faire, und über diesem Wort eines französischen Ministers, welches der Wahlspruch der praktischen Staatsweisheit unserer Tage geworden zu seyn scheint, können noch zehn Generationen englischer Weber und irischer Taglöhner verhungern, und zu gleicher Zeit dreihundert andalusische Ernten verschimmeln, ohne daß sich die Staatsweisheit dadurch in ihrer ausgezeichnet guten Meinung von sich selber irre machen ließe. — Von weitem gesehen macht Toledo keinen besonders günstigen Eindruck. Der Alcazar ist nach Osten hin das einzige stark hervortretende Gebäude der Stadt, die er durch seine breite schwere Masse zu

drücken droht. Aber je näher man kommt, je deutlicher sich das Bild von Toledo auf dem tiefblauen Himmel abzeichnet, desto eigenthümlicher und großartiger wird die Scenerie. Die Stadt liegt auf einem steil gewölbten Felsen, der nach allen Seiten hin freisteht, und ihre altersgrauen Häuser scheinen nicht neben, sondern auf einander gebaut zu seyn. Aus der verworrenen Masse der Wohngebäude ragen an unzähligen Stellen mächtige Trümmer hervor, Ueberreste von starken Festungsmauern, verwittertes Gestein weiland stolzer Schlösser, stattliche Thürme, denen ihr arabischer Ursprung auf die Stirn geschrieben steht, neben eben so gewaltigen, aber weniger zierlichen Festungsthürmen aus frühen christlichen Jahrhunderten. Und in das volle Mittelalter glaubt man einzutreten, wenn man nach langem Steigen endlich über die von Fels zu Fels gesprengte Brücke von Alcantara schreitet, unter welcher der Tajo schäumend durch die Klippen braust, und die jenseits durch das gleichnamige Thor, einen massiven und doch zierlichen Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gesperrt ist. Ueberall hängen malerische Ruinen an dem Felsenberge, an welchem sich der Weg fortwährend steil durch die engen Gassen hinaufwindet, bis zu dem Hauptplatze der Stadt, welcher die Plattform des Felsens von Toledo bildet, die aber von einem noch höheren Gipfel überragt wird, auf welchem der Alcazar liegt. Man macht keinen Schritt in den Straßen der Stadt, ohne durch die Form eines Hauses, durch ein Bruchstück alten Mauerwerks, durch eine Säule oder ein anderes Bildhauerwerk, durch ein inneres Thor, durch einen Thurm, an welchen sich Wohnhäuser anlehnen, und durch hundert ähnliche Dinge daran erinnert zu werden, daß man den Boden einer großen Geschichte unter den Füßen hat. Andere Städte mögen kostbarere und vor allen Dingen berühmtere Baureste der Vorzeit aufweisen können, aber ich kenne keinen Ort, welcher deren auch nur halb so viele besäße wie Toledo. Und zum Beweise, daß es unter diesen Denkmalen der Vergangenheit nicht an Werken von großer Bedeutung fehlt, brauche ich nur die Kathedrale, die Kirche von San Juan de los Reyes und den Alcazar zu nennen.

Wie viel indessen von dem heutigen Alcazar dem Alterthume angehört, mag in dem Zustande, in welchem ihn die letzte Zerstörung zurückgelassen hat, nicht ganz leicht zu bestimmen seyn. Der alte Alcazar lag seit langer Zeit in Trümmern, als Karl III. seinen Wiederaufbau unternahm, und mit verschwenderischer Pracht zu Ende führte. Aber dieser Neubau sollte seinen Urheber nicht lange überleben. In den ersten Jahren des Unabhängigkeitskrieges ging der Alcazar in Flammen auf, sey es, daß die Franzosen ihn anzündeten, oder daß die Spanier selbst ihn in Brand schossen, während sie die Franzosen aus Toledo zu vertreiben suchten. Was nun jene Feuersbrunst und was die inzwischen verflossenen Jahre von dem Alcazar übrig gelassen haben, ist eine der prächtigsten Ruinen, die man sehen kann. Von einer überraschenden Wirkung ist zumal die der Stadt zugekehrte Hauptfaçade, die sich bei der ungeheuren Stärke ihrer Granitmauern ziemlich gut erhalten hat. Sie lehnt sich an zwei mächtige Thürme an, welche durch eine äußere Galerie mit einander verbunden waren, deren steinernes Geländer noch heute beinahe unversehrt die ganze Vordermauer des Schlosses wie mit luftigen leichten Zinnen krönt. Einer jener Thürme enthält ein kleines architektonisches Wunderwerk, eine doppelte Wendeltreppe, deren Haus kaum 5 Fuß im Durchmesser hat, und deren zwiefache Stufenreihe sich nichts desto weniger sehr bequem auf- und absteigen läßt.

Das schönste Bruchstück der Ruine des Alcazar aber ist der große Hof, mit vortrefflich gearbeiteten korinthischen Säulen eingefaßt, die noch alle aufrecht stehen. In dem Winkel, welchen die Bögen bei ihrem Zusammenstoßen über jeder Säule bilden, ist der Doppeladler angebracht, den Toledo, „die kaiserliche Stadt,“ auch in seinem Wappen führt. Dem Eingangsthore gegenüber steigt die breite Prachttreppe herunter, welche dem Säulenhofe einen sehr reichen architektonischen Hintergrund gibt. Die Dächer, Fenster und Fußböden des Alcazar sind beinahe bis auf den letzten Rest verschwunden, und so ist denn das Schloß in seiner heutigen Gestalt so gut wie unbewohnbar. Nur ein kleiner Theil des Erdgeschosses ist zu einem Kavalleriestalle eingerichtet, zu dessen

Bedienung man denn auch eine Handvoll Soldaten in dem weiland Palaste des reichsten Königs der Welt kümmerlich untergebracht hat.

Die Kathedrale des weiland reichsten Bischofs der Christenheit hat sich besser erhalten, so gut, daß kaum eine Spur der schweren Zeiten an ihr wahrzunehmen seyn möchte, die während der letzten vierzig Jahre über Spanien hinweggegangen sind. Die Hauptkirche von Toledo ist ein schönes Werk der mittelalterlichen Kunst, das jedoch durch seine architektonischen Formen und Verhältnisse nicht zu einem Platze neben den gothischen Bauwerken ersten Ranges berechtigt wird. Von außen verschwindet die Kathedrale von Toledo in einer Masse von kirchlichen und bürgerlichen Neubauten, die sich von allen Seiten an dieselbe anlehnen. Das Innere der Kathedrale hat bei einer sehr bedeutenden Ausdehnung keinen eigentlich großartigen und erhebenden Charakter. Es besteht aus fünf Schiffen, welche über 400 Fuß Länge und 200 Fuß Breite haben. Die Schiffe werden durch Säulenbunde von einander getrennt, deren einzelne Schafte bei mäßiger Höhe sehr dick sind, und die deßhalb gar zu gedrungene Formen bilden. Auch die Gewölbe scheinen zu breit gedrückt, sie haben wenigstens nicht den kühnen edlen Schwung, der dem Auge wohlthut und der die Seele beflügelt. Die ursprüngliche Kirche nun ist im Laufe der Zeit durch eine Menge von Nebengebäuden erweitert, die als Begräbnißkapellen, Sakristeien, Versammlungssäle des Kapitels den inneren Raum derselben beinahe verdoppeln, und dieser ganze ungeheure Bau ist mit Kunstwerken nicht angefüllt, sondern überfüllt. Diese zahllose Menge, zumal von Kostbarkeiten jeder Art ist das, was die Kathedrale von Toledo vor allen den Kirchen Spaniens, Frankreichs und Deutschlands voraus hat, die ihr als bloße Bauwerke betrachtet vielleicht überlegen seyn mögen. Es scheint mir sehr schwer oder vielmehr unmöglich zu seyn, irgendwo ein Museum der mittelalterlichen Kunst aufzufinden, welches eben so reich wäre an Zahl und an Werth der verschiedenartigsten Gegenstände. Das einfache Verzeichniß der Sehenswürdigkeiten der Kathedrale von Toledo würde Bände

füllen, und zu ihrer Beschreibung wäre das ganze Leben und der ganze Fleiß eines Benediktiners nicht ausreichend.

Zahllos sind zumal die Bildhauerwerke in und an der Kathedrale, zum größten Theil ausgezeichnet gut erhalten, oder doch nur durch die tempelschänderische Tünche des Weißbinders verstümmelt, die sich wenigstens wieder abwaschen läßt. Die hunderte von kleinen zierlichen Figuren, welche die Hauptthüren der Kirche einfassen, sind so dick überkleistert, daß es eine genaue Untersuchung erfordert, um sich zu vergewissern, ob man Gyps oder Stein vor sich hat. Dieselbe Mißhandlung ist den Gruppen aus der biblischen Urgeschichte widerfahren, die in endloser Reihe rings um den Chor herumlaufen, sinnige Schöpfungen, aus denen die Herzenseinfalt der Vorzeit mit rührender Beredsamkeit spricht.

An vielen der weißen Marmorreliefs der Kathedrale sind die Säume der Gewänder vergoldet, an manchen sind außerdem hie und da Farben aufgetragen, und ich muß gestehen, daß diese Behandlung des Steins, geschmackvoll ausgeführt, wie ich sie hier zum erstenmal gesehen habe, eine sehr gute Wirkung auf das Auge hervorbringt. Jetzt erst begreife ich, daß es keine Barbarei war, wenn die Alten ihre Bildsäulen vergoldeten und bemalten, sondern die Ausübung einer selbstständigen Kunst, die wir verlernt haben, und wie mich dünkt einer schweren Kunst.

Fast alle Erzbischöfe der Stadt haben sich prunkhafte Grabmäler in der Kathedrale gebaut, auf denen ihre Marmorbilder ausgestreckt daliegen mit dem Krummstabe in der Hand, im bischöflichen Mantel und mit der Tiara auf dem Kopfe, als ob sie mit diesem Pompe und mit diesen Sinnbildern ihre geistliche Macht und Herrlichkeit auch im Tode noch festhalten wollten. Einer der letzten Prälaten von Toledo indessen scheint darauf ausgegangen zu seyn, seine posthume Demuth in einen recht scharfen Gegensatz zu dem Stolze zu setzen, der die meisten seiner Vorgänger bis in das Grab begleitet hat. Statt sich ein kostbares Denkmal zu errichten, hat er seine Gruft, mitten in der Kirche, nur durch eine 12 Fuß lange und 6 Fuß breite Kupferplatte bezeichnen lassen, auf welcher mit großen Buchstaben zu lesen steht: Hic

jacet cinis, pulvis, et nihil! Ein recht guter Gedanke, obgleich es mich fast bedünken will, als ob er im Munde eines katholischen Bischofs fast etwas zweiflerisch, wo nicht noch schlimmer klinge. Aber welch ein Selbstwiderspruch, dem „Nichts" eine Inschrift zu setzen! Ich wollte wetten, auf der Rückseite der Kupferplatte stehen die sämmtlichen Adelstitel und das Familienwappen des weltverachtenden Erzbischofs, und vielleicht auch ein Stück Stammbaum.

In der großen Sakristei steht das Grabmal des Infanten Don Luis Enrique, der den erzbischöflichen Stuhl von Toledo vor 20 Jahren innehatte. Der Infant ist ausnahmsweise in betender Stellung auf dem Sarge dargestellt, und das ganze Monument überhaupt ist gleichfalls ausnahmsweise in einfachem und edlem Geschmacke gehalten. Ueber dem Grabmale ist der Kardinalshut des Infanten aufgehängt, eine Kopfbedeckung, um die ich keinen Verstorbenen und keinen Lebenden beneide, denn sie muß mit ihren schweren Quasten und Klunkern sehr lästig zu tragen seyn.

In dem Deckengemälde der Sakristei erkennt man sogleich den schwunghaften Styl Giordano's mit seinen unendlichen Perspektiven und seiner luftigen, leichten Gruppirung, die dem Auge — ein äußerst seltenes Verdienst bei ähnlichen Werken — bei der größten Mannigfaltigkeit der Figuren und der Stellungen auf den ersten Blick verständlich ist. Giordano ist eine wahre Dichterseele, ein Maler, der den Himmel mit dem Auge eines Petrarca gesehen hat, und der seine lyrische Begeisterung in hinreißendem Rhythmus auf die Kalkwand schreibt. Die Fresken Giordano's haben keine denkbare Vergleichung zu scheuen, selbst nicht die Vergleichung mit den Wand- und Deckenmalereien Buonarotti's, der in der Composition sogar manches von seinem jüngern Landsmanne lernen könnte, z. B. den harmonischen Bau zahlreicher Gruppen.

Von den zahllosen übrigen Grabmälern der Kathedrale erwähne ich nur noch dasjenige, welches einem Domherrn Namens Rojas von dem Kapitel errichtet worden ist, zur Erinnerung an

seine vielen Tugenden, und besonders, wie die Grabschrift mit der größten Naivetät berichtet, zum Gedächtniß der 800,000 Maravedis jährlicher Einkünfte, die der fromme Mann dem Kapitel vermacht hatte. Dieß Denkmal, welches dem sechzehnten Jahrhundert angehört, hat an der Vorderseite des Sockels zwei Marmorblätter mit leicht erhabener Arbeit von bewunderungswürdiger Feinheit der Ausführung. Auf dem einen Blatt sind mehrere Frauen dargestellt, die auf den Knien liegend und mit Thränen zwei Reitern nachblicken, die sich im Galopp ihrer Rosse entfernen. Die weiblichen Figuren sind mit einer reizenden Weichheit und Wärme behandelt, die Stellung der Pferde, von denen man nur die hintere Hälfte sieht, ist dagegen etwas steif gehalten. Das zweite Blatt enthält eine Verkündigung, an der manches Einzelne auszusetzen seyn mag, die aber gleichwohl ein Bild von eigenthümlicher Anmuth gibt.

Der Hochaltar, welcher nach spanischer Sitte eben so wie der Chor eine Kirche in der Kirche bildet, ist vom Fußboden bis zum Deckengewölbe, von innen und von außen nichts als ein ungeheurer Schrein voll Kunstjuwelen. Seine architektonische Einfassung, deren Reichthum an gothischem Zier- und Schnörkelwerk man fast Ueberladung nennen möchte, ist mit einem Netze von Vergoldungen überzogen, das sich an den vielverschlungenen Rippen des Gewölbes über die ganze Decke hinwegrankt. Wer könnte die Figuren zählen, die in jeder Zelle dieses marmornen Bienenstocks angebracht, und die größtentheils so alt sind als der Dom selbst! Die Rückseite des Hochaltars wird von einer Composition im reinsten Rococostyl ausgefüllt, die in beträchtlicher Breite bis an die Decke hinaufreicht. Schwere Marmor- und Jaspisblöcke sind hier als Zierrathen in jene sonderbaren Formen ausgeknetet, die wir nur im Kleinen zu sehen gewohnt sind, und mit deren Geschmacklosigkeit man in der Kathedrale von Toledo durch die Massenhaftigkeit ihres reichen Stoffs einigermaßen versöhnt wird. Die Bildsäulen dieses Denkmals, das man el transparente nennt, vermuthlich weil über demselben, und wie es scheint, zu seiner bessern Beleuchtung ein Fenster in das

Dach der Kirche gebrochen ist, sind als Erzeugnisse ihrer Zeit angesehen nicht ohne Verdienst. Gleichwohl läßt sich sagen, daß die großen Summen, welche diese Composition gekostet haben muß, immerhin besser hätten verwendet werden können.

Dem Schnitzwerke der Chorstühle glaubt man es gern auf seine Miene, daß es für die reichsten und wohlbeleibtesten Domherren der Christenheit gemacht worden ist. Heutzutage ist das Kapitel auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzen, die während der letzten fünf oder sechs Jahre ziemlich abgemagert seyn müssen, wenn sie inzwischen von den Einkünften gelebt haben, welche ihnen bei dem gesellschaftlichen Umschwunge der Dinge in Spanien geblieben sind. Gleichwohl sehe ich selbst an Wochentagen die Sperrsitze des Chors zum großen Theile ausgefüllt, wenn nicht von Domherren, so doch von Männern im geistlichen Rocke, die Mandarinenmütze mit den vier Zinken auf dem Kopfe, kurz, von Leuten, die ich nach ihrer Tracht wenigstens Geistliche nennen würde, wenn ich nicht aus mancher Erfahrung gelernt hätte, wie unsicher in solchen Fällen der Schluß von den Federn auf den Vogel ist. So sah ich gestern einen bejahrten Mann im scharlachfarbenen Mantel, der mit karminrothem Sammt ausgeschlagen war, in der Kathedrale auf- und abwandeln. Ich zweifelte kaum, einen hohen Würdenträger der Kirche vor mir zu sehen, zumal der Mann ein rothes Sammtbarett in der Hand trug. Um meiner Sache gewiß zu werden, wandte ich mich mit der Frage nach der Eigenschaft des rothen Herrn an einen Kirchendiener, welcher mir den Bescheid gab, daß der Gegenstand meiner Neugier kein anderer sey, als der Hundevogt der Kirche. Ich hatte den Kirchendiener in starkem Verdacht, daß er sich einen unpassenden Spaß erlaube, aber ehe ich Zeit gefunden, ihm auf diese Vermuthung hin eine Strafpredigt zu halten, sah ich den Rothmäntler wirklich auf einen vierbeinigen Eindringling Jagd machen, einen Pudel, der vor Pentagrammen und ähnlichen Dingen offenbar keine Furcht hatte.

Die Kathedrale besitzt viele und zum Theil sehr alte Gemälde, über deren Ursprung man hier gar nichts zu wissen scheint.

Bemerkenswerth sind neben manchen andern die Altarblätter in drei neben einander liegenden Kapellen, welche je in acht oder zehn Abtheilungen auf Holz und auf Goldgrund gemalt sind. Am lebhaftesten aber spricht mich ein kleines Madonnenbild an, welches augenscheinlich der deutschen Schule angehört, und das ich der Aufmerksamkeit der Kenner empfehlen möchte. Das Bild hängt an einem der Endpfeiler des Mittelschiffs der Kirche, und es stellt die Jungfrau dar, wie sie im Begriffe ist, dem Kinde die Brust zu geben; im Hintergrunde zeigt sich eine frische Landschaft. Ich zweifle nicht, daß man, wenn sich der Urheber dieses Bildes ermitteln ließe, auf einen großen Namen stoßen würde.

An den Thüren der Kathedrale ist ein unglaublicher Luxus von Bildwerken in Erz und in Holz angebracht, die durchweg zu den ausgezeichnetsten Vermächtnissen dieser Art gehören, welche aus früheren Jahrhunderten auf uns gekommen sind. Ein großer Theil dieser Reliefs stellt keine biblischen wie überhaupt kirchlichen Gegenstände dar, sondern Scenen aus dem Leben der Zeit, die bei ihrer äußerst sorgfältigen Behandlung von großem Werthe für die Geschichte der Sitten, der Trachten, der Gewohnheiten des Mittelalters seyn müssen. Daneben sieht man allerlei Gestalten aus der Fabelwelt, Centauren, Sphinxe, Liebesgötter und die wunderlichsten Geschöpfe der Einbildungskraft des Künstlers, eingefaßt von Laubgewinden und Arabesken. Kostbar vor allem andern ist das Schnitzwerk der Cedernschränke im Vorzimmer des Kapitularsaales. Das meiste davon ist die Arbeit Verrugurete's, der seinen Stoff mit einer unvergleichlichen Zartheit zu behandeln weiß.

In dem Kapitularsaale selbst verdienen die Bildnisse der Erzbischöfe von Toledo Beachtung, die dort in langer Reihe aufgehängt sind. Es versteht sich von selbst, daß die Bilder, deren Originale dem fünfzehnten und allen frühern Jahrhunderten angehören, im allgemeinen als bloße Phantasiestücke anzusehen sind, aber unter den wirklichen Porträts befinden sich meisterliche Leistungen. Die Prälaten aus dem Hause Oesterreich erkennt man auch unter der Bischofsmütze schon von weitem als Sprößlinge

des Habsburger Stammes. Kein regierendes Geschlecht hat Jahrhunderte lang einen so scharf ausgeprägten Stempel der Familienähnlichkeit getragen wie das österreichische Haus in Spanien. Von dem kraftstrotzenden Karl I. an bis auf die Jammergestalt Karls II. findet man immer dieselben Umrisse des Gesichtes wieder, nur daß der Ausdruck sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verweichlichte. Wer die Bilder der Könige und Infanten aus der Familie Habsburg kennt, der muß gestehen, daß die spanischen Königinnen jener Zeit mit Hülfe einer unerbittlichen Hofetikette die schwere Aufgabe erfüllt haben, welche an die Frau Cäsars gestellt wird. Ein solches Ergebniß sollte doch die Lästermäuler zum Schweigen bringen, die da nicht begreifen wollen, was die Etikette mit der Tugend gemein hat.

Die Marmormosaiken des Fußbodens, besonders in dem Chore, vor dem Hochaltare und in verschiedenen Kapellen, die unvergleichlichen Fenstermalereien, die Fresken des Kirchengewölbes und des Ganges, welcher um den großen innern Hof der Kathedrale läuft, die arabischen Stuckarbeiten, welche hie und da in die Wände der Kirche eingefügt sind, das alles kann ich nur im Vorübergehen erwähnen, und viele andere Merkwürdigkeiten der Kathedrale muß ich ganz ungenannt lassen, weil mich mein übersättigtes Gedächtniß im Stiche läßt. Aber von dem weltberühmten Kirchenschatze der Kathedrale von Toledo muß ich doch einige Worte sagen. Das kostbarste Stück desselben, künstlerisch genommen, ist eine Monstranz in Form eines gothischen Thurmes, von vier Engeln getragen und mit diesem Untersatze wohl 10 Fuß hoch. Der Stoff dieses Werkes, obgleich massives Gold und Silber, scheint von sehr geringem Werth neben der Arbeit des Künstlers. Drei Generationen einer Goldschmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel haben, wie man versichert, ihr ganzes Leben auf den Bau des metallenen Thurms verwendet, und wenn ich bei dieser Sage irgend etwas bezweifle, so ist es die Möglichkeit, eine solche Arbeit mit den Kräften eines einzigen Menschen binnen 90 oder 100 Jahren zu vollenden. Von den goldenen und silbernen Kirchengefäßen, Leuchtern, Rauchfässern,

Kreuzen, Processionsstäben u. s. w. rede ich nicht, denn diese Gegenstände sind mit geringen Verschiedenheiten überall dieselben. Dagegen will ich noch ein Stück des Schatzes der Kathedrale von Toledo nennen, dessen Seitenstück schwerlich irgendwo vorhanden ist, nämlich einen Schmuck der Jungfrau Maria, der durch seinen Reichthum die ausschweifendsten Erfindungen des orientalischen Mährchens hinter sich zurückläßt. Der Mantel und die Brustbekleidung sind eine Stickerei von Perlen und Edelsteinen, unter der der seidene Stoff buchstäblich verschwindet, so vollständig verschwindet, daß sich die Farbe des Mantels nur wie eine gelbliche Folie durch die Perlen und die Steine hindurch erkennen läßt. Ein Amsterdamer Diamantenhändler würde bei diesem Anblicke in Entzücken gerathen, und sich wohl gar zum Cultus der Jungfrau von Toledo bekehren. Aber der Mantel ist nicht der kostbarste ihrer Schätze, sein Reichthum wird vielmehr von dem Juwelenwerthe der Krone und der Armbänder noch übertroffen. Die Steine an diesen Schmucksachen sind zum Theil so schwer, daß ich auf ihre Größe hin fast an ihrer Aechtheit zweifeln möchte. Den Apfel der Krone z. B. bildet ein Smaragd von dem Umfange einer wälschen Nuß. Glücklicherweise ist es keine Person von Fleisch und Blut, welche diesen Steinhaufen auf dem Kopfe zu tragen hat, denn sonst würde sich schwerlich irgend ein Haupt für die kostbarste aller Kronen finden.

Die Franzosen scheinen die Kathedrale von Toledo weniger unbarmherzig ausgeplündert zu haben als manche andere der reichen Kirchen Spaniens. Die große Monstranz wurde vor ihrer Ankunft nach Cadiz geschafft, und den Schmuck Maria's glaubte man dadurch in Sicherheit bringen zu können, daß man ihn der Bildsäule der Jungfrau anlegte. Die Rechnung war richtig, die Franzosen rührten den Schmuck nicht an, nichtsdestoweniger aber glaube ich, daß der Erzbischof von Toledo bei jener Gelegenheit ein ziemlich leichtsinniges Spiel gespielt hat, welches er doch ja nicht wiederholen soll, wenn die Franzosen seinen Sprengel jemals wieder mit einem kriegerischen Besuch beehren.

Der erzbischöfliche Stuhl von Toledo, der früher 400,000

Piaster Einkünfte hatte, ist seit neun Jahren ledig, oder doch nicht kanonisch besetzt, seine ehemaligen vierzig Klöster sind bis auf zwei oder drei aufgehoben, und von seinen sechsundzwanzig Pfarrkirchen ist ein großer Theil geschlossen. Gleichwohl ist Toledo noch immer die feste Burg der Geistlichkeit, in demselben Sinne wie Lyon in Frankreich. Die Geistlichkeit ist hier auch jetzt noch über alle Begriffe zahlreich, und die Bevölkerung von Toledo ist eine der kirchlich frömmsten im ganzen Lande. Das Kapitel von Toledo, obgleich schwach an Zahl, seines Chefs und seiner besten Kräfte beraubt, ist der Mittelpunkt der geistlichen Opposition gegen das neue Staatssystem und gegen die Regierung, der es durch die Zähigkeit seines Widerstandes gegen manche wichtige Maßregeln und durch den Einfluß seines Beispiels viel zu schaffen macht.

Von dem hohen und schönen Hauptthurme der Kathedrale hat man eine weite Aussicht, die indessen nur in der unmittelbaren Umgebung der Stadt fesselnde Haltpunkte darbietet. Toledo selbst nimmt sich auch aus der Vogelperspektive gesehen stattlich und ehrwürdig aus, und seinem Umfange und seiner Häusermenge nach sollte man ihm statt der 15,000 Einwohner, welche ihm die amtliche Statistik gibt, eine dreifache Menschenzahl zuschreiben. Der Tajo umkreist die Stadt wenigstens auf drei Viertheilen ihres ganzen Umfanges. Sobald er sich den Mauern der Stadt nähert, tritt er in ein enges, ödes Felsenthal, welches an demselben Punkte aufhört, wo er Toledo den Rücken kehrt. Oberhalb und unterhalb dieses Thales, das gewissermaßen den Stadtgraben von Toledo bildet, gewähren die Ufer des Tajo ein lachendes Bild der Fruchtbarkeit; jenseits des schmalen Uferstriches aber ist oder scheint doch wenigstens in dieser Jahrszeit alles eben so wüst und kahl, wie auf dem größten Theile des Weges von Aranjuez hieher.

Heute Morgen mit Sonnenaufgang machte ich mich auf, um die so höchst merkwürdige örtliche Lage Toledos im Einzelnen kennen zu lernen. Zu diesem Ende unternahm ich von der Brücke von Alcantara aus den Lauf des Flusses entlang eine Wanderung

rings um die Stadt. Diese Aufgabe ist nicht ganz leicht, denn es gibt hier nur Fußpfade, die nach bestimmten Orten am Flusse oder am Abhange des Felsens führen, und die daher einen Wanderer, der meinen Zweck verfolgt, jeden Augenblick im Stiche lassen. So ist man denn oft genöthigt, sich bergauf bergab über Felsabhänge und Klippen selbst den Weg zu bahnen. Trotz der frühen Morgenstunde war ich in Schweiß gebadet, als ich nach anderthalbstündigem Klettern bei der Brücke San Martin ankam, bei welcher der Tajo aus dem Felsenthale hervorbricht und nordwestlich von der Stadt abschwenkt, an welche er von Osten her herangetreten ist. Aber meine Anstrengungen waren reichlich belohnt durch eine Menge der schönsten Gesichtspunkte, wie man sie nur immer im wilden Gebirgslande finden kann. Der Felsen, auf welchem Toledo liegt, steigt 5 bis 600 Fuß über den Spiegel des Tajo in die Höhe, und er wird von den Hügeln des entgegengesetzten Ufers noch ein wenig überragt. Rechts und links fallen die nackten Felsen steil nach dem Flusse hinab, der fast nirgends auch nur Raum zu einem schmalen Pfade zwischen seinem Bette und den scharf abgeschnittenen Uferwänden läßt. An einer einzigen Stelle sieht man auf einem kleinen Rasenplatze am Rande des Tajo eine Gruppe üppig grüner Bäume, welche mit dem Fischerhäuschen, das sie beschatten, mitten in diesem Thale voll wilder Ossian'scher Poesie die lieblichste Idylle bilden. Auf den höchsten Felszacken des linken Ufers hängt hie und da eine altersgraue Kapelle oder eine verfallene Einsiedelei; das rechte Ufer ist mit altem Gemäuer und mit halbverfallenen Festungsthürmen gekrönt, zwischen denen an einzelnen Stellen auch ein Neubau sichtbar wird. Oft zeigen sich auch auf dem halben Abhange des Felsens Reste uralter Festungswerke, deren moosbedecktes Gestein mit den lebendigen Klippen zu einer Masse verwachsen scheint.

Toledo muß in der alten Kriegsgeschichte Spaniens eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Hätte ich die Bücher des großen latinischen Memoirenschreibers zur Hand, ich wäre gewiß, unter der Rubrik Toletum die dramatische Beschreibung einer der

schwierigsten Belagerungen darin zu finden, welche der römische Städtebezwinger unternommen und zum Ziele geführt hat. Für die Angriffsmittel der alten Kriegskunst mußte Toledo schon durch seine natürliche Lage beinahe ganz unzugänglich seyn. Nach der Flußseite hin konnte es mit geringer Nothhülfe der Kunst dem Bereiche feindlicher Gewalt völlig entrückt werden, denn die Felsenufer des Tajo sind so steil, daß sie an vielen Stellen gar keiner Bewachung und Vertheidigung bedürfen, und das Thal ist zu breit, als daß sich der Stadt von jenseits her mit den Wurfgeschossen der Alten hätte beikommen lassen. Nach der Landseite fällt der Felsen allerdings weniger jäh hinunter, aber die natürliche Mauer, welche er bildet, ist doch noch immer hoch genug, um sich, zumal bei der geringen Ausdehnung ihrer Fronte, zum unbezwinglichen Bollwerke gegen einen Feind machen zu lassen, der nicht mit den mächtigsten Waffen der heutigen Kriegskunst ausgerüstet ist. Hunger und Durst sind bis zur Zeit der höhern Ausbildung des Geschützwesens allem Anschein nach die einzigen wirksamen Angriffsmittel gegen diese Stadt gewesen, und sie mußten in der Regel ziemlich rasch zum Ziele führen, denn innerhalb der Mauern von Toledo wächst kein Grashalm, und springen nur ein paar magere Quellen, die selbst für seine heutige Einwohnerschaft unzureichend sind, geschweige denn daß sie einer Bevölkerung von Hunderttausenden, wie Toledo sie in frühern Zeiten zählte, hätten genügen können.

Toledo war eine von den wenigen Städten, die sich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erst zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera erobert, und wie es scheint, nur mit Hülfe der Einverständnisse, welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdischen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die sich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Christenthum zu rächen hatte. Meister Toledo's gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um sich eine starke Besatzung zu ersparen. Toledo blieb indessen während der ganzen Dauer der arabischen Herrschaft die aufrührerischste Stadt des ganzen Landes; es war

das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke seiner Bevölkerung, ihre Zusammensetzung aus drei Glaubens- und Nationalparteien, die an Zahl nicht viel von einander verschieden seyn mochten, und das Vertrauen auf die Festigkeit der Stadtmauern, alle diese Ursachen wirkten zusammen, um Toledo in einem fast beständigen Zustande des innern Kriegs und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhamans, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle, wo die heutige Christophskirche steht, eine Burg zu bauen, die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleisten sollte. Zur Feier der Vollendung dieses Baues, welchen man den Toledanern nicht aufgezwungen, sondern aufgeschwatzt hatte, wurde ein großes Fest in der neuen Citadelle veranstaltet, zu welchem der Chalif oder sein verantwortlicher Minister einen großen Theil der Bürgerschaft einladen ließ; aber von 5000 Gästen, die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein einziger in die Stadt zurück, sie wurden bis auf den letzten Mann erschlagen, und in einer großen Grube verscharrt, die man zu diesem Zwecke von vorneherein in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese energische Regierungshandlung schaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe, aber schon 834 brach ein neuer Aufstand aus, der trotz der Citadelle erst vier Jahre später durch den Hunger gedämpft werden konnte, so daß klar wurde, die Maßregel des Chalifen Hakem oder seines verantwortlichen Ministers sey doch im Grunde nur eine halbe gewesen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth preisgegeben. Ob sich nun der Chalif und sein Kabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob sie bei der nächsten Gelegenheit 10,000 der unruhigen Köpfe von Toledo haben abschlagen lassen, davon erinnere ich mich nicht gelesen zu haben.

Im Anfange des eilften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomeds auf Erden seinen Fürstensitz nach Toledo, und 50 Jahre später wurde die alte Residenz der gothischen Könige von Alphons VI. zurückerobert, der zu diesem Ende einen

förmlichen Kreuzzug ausgeschrieben hatte, an welchem Ritter und Reisige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Sarazenen später zu wiederholtenmalen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; diese Stadt blieb 150 Jahre lang das Bollwerk Castiliens gegen das Volk Ismaels, bis die Araber durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden, deren Päße sie während der letzten 300 Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überschritten.

Toledo, das jetzt nicht mehr den Landes- und Glaubensfeind von seinen Wällen herunter zu bekämpfen hatte, wurde nunmehr das Bollwerk der bürgerlichen Freiheit gegen die immer habsüchtiger um sich greifende Königsgewalt, und als die ganze Reichsverfassung unter den Schlägen des Absolutismus zu Boden gestürzt war, da hielt Toledo noch auf ihren Trümmern die Fahne des Volksrechts empor. Dieß glänzendste Blatt der Geschichte von Toledo ist unserer Zeit so gut wie völlig unbekannt. Selbst eine Maria Padilla hat das heutige Geschlecht vergessen, nicht die Maria Padilla, die das unsterbliche Verdienst hatte, die Beischläferin eines blutigen Despoten zu seyn — ihr Name lebt für und für in Opern und Trauerspielen, in Romanen und Sonetten, und in tausendstimmigem andern Klingklang — sondern die andere Maria Padilla, die da nichts war als das treue Weib eines Ehrenmannes, das für die Volksfreiheit zu fühlen und zu handeln wußte wie ein Held.

Der rüstige Gewerbfleiß, der Toledo während der mittlern Jahrhunderte zu einer der bedeutendsten Fabrikstädte des Westens machte, ist jetzt beinahe bis auf die letzte Spur verschwunden. Toledo zählte vormals viermal so viel Wollenweber als es jetzt überhaupt Einwohner hat; heutzutage würde man wahrscheinlich vergebens nach einem einzigen Webstuhle dort suchen. Und so ist es mit allen andern ehemals reichblühenden Gewerbszweigen der Stadt. Nur die Klingenfabrikation wird auch jetzt noch im Großen betrieben, und zwar in einer Staatsanstalt, welche einen Theil des Heeres mit blanken Waffen versieht, die des Rufes der

alten Toledaner Schmiedearbeiten nicht unwürdig sind. Ich hätte gern eine der „guten Klingen von Toledo" mitgenommen, deren alter Ruhm durch die heutigen Romantiker so vielfältig neu aufgelegt ist, aber die königliche Fabrik arbeitet nicht für den Verkauf, und außer ihr gibt es keine einzige Schwertfegerwerkstatt in ganz Toledo.

Von den unzähligen Bauwerken von Toledo, welche Aufmerksamkeit verdienen, muß ich wenigstens noch der Kirche San Juan de los Reyes ein paar Worte widmen. Sie ist ein zierliches und reiches Denkmal der gothischen Kunst aus der Zeit Ferdinands und Isabella's. Unter den vielfältigen Bildhauerarbeiten, mit denen das Innere und die Außenseite der Kirche geschmückt ist, befinden sich wahre künstlerische Kostbarkeiten. Als eine solche nenne ich vor allen andern das Laubwerk, mit welchem in dem Klostergange die Nischen der Heiligenbilder eingefaßt sind. Eine Merkwürdigkeit anderer Art sind die an der äußern Kirchenmauer aufgehangenen Kettenkränze, Christenfesseln aus muselmannischer Schmiede, die entweder bei der Eroberung von Granada oder in der Schlacht bei Lepanto erbeutet sind. Ein Theil dieser Ketten ist unlängst von der Kirche heruntergenommen und zur Sperrung eines neuen Spazierganges an der Straße nach Madrid verwendet worden. Dort habe ich sie ganz in der Nähe untersuchen können. Macht ihr bloßer Anblick Grauen, so flößt ihr Gewicht Entsetzen ein. Die Fußschellen bestehen aus zwei Ringen von dem Durchmesser eines Vierundzwanzigkreuzerstücks, die durch zwei schuhlange Glieder von derselben Stärke mit einander verbunden sind. Kurz, die Ketten sehen ächt türkisch aus, und ich kann nicht glauben, daß die Araber jemals so grob mit ihren Gefangenen umgegangen sind. Neugierig wäre ich freilich auch, einige christliche Fesseln für Muselmänner bestimmt aus jener Zeit zu sehen, aber auch ohne sie gesehen zu haben, möchte ich es auf mich nehmen, zu beschwören, daß sie wenigstens nicht leichter gewesen sind als die muselmannischen Ketten.

Unter den Araberbauten in Toledo befinden sich viele Thore und Thürme, welche die äußerste Eleganz und größten Reichthum

der Formen mit einer Festigkeit vereinigen, die selbst römischen Werkleuten Ehre machen würde. Bewunderungswürdig ist zumal die sogenannte Puerta del Sol an der Straße, die aus der Stadt nach dem Wege nach Madrid hinunterführt. Der arabische Bogen kommt hier in Toledo in einer Form vor, die ich bisher nirgends bemerkt habe, so nämlich, daß er zwar im Allgemeinen die Gestalt des Hufeisens beibehält, aber doch oben in eine gothische Spitze ausläuft. Nicht bloß an öffentlichen Gebäuden und an den Ruinen der alten Festungswerke, sondern auch an Privathäusern findet sich die saracenische Bogenform auffallend häufig. Noch häufiger sind an den gewöhnlichsten Wohnhäusern Eingangsthore, Thürpfeiler und Säulen, die ohne allen Zweifel aus dem römischen Zeitalter herrühren, und in denen sich der edle Schnitt griechischer Muster auch noch aus den verwitterten und verstümmelten Umrissen herauserkennen läßt.

Ein mächtiger Bau aus dem sechzehnten Jahrhundert ist das Thor von Visagra, imponirend durch seine Masse und seine Hauptformen, aber bei weitem nicht mit so viel Sinn für architektonische Schönheit modellirt wie die Puerta del Sol. Hunderte von mittelalterlichen Trümmern, von deren Geschichte vielleicht kein lebender Mensch ein Wort weiß, liegen in und bei Toledo zerstreut. Vergebens fragt man selbst unterrichtete Leute nach der Bedeutung dieser Ruine mitten im Tajo, oder jener steinernen Pforte, die vereinsamt in der Sandebene steht, von welcher der Felsenberg von Toledo im Norden begränzt wird. Gewöhnlich sind die Leute hier Landes ehrlich genug, ihre Unwissenheit offen zu bekennen, und wenn sie ja einmal versuchen, die Antwort auf eine historische Frage aus dem Stegreife zu schmieden, so machen sie es so ungeschickt, daß niemand dadurch betrogen werden kann.

Beim Ueberblicken der Umgebungen von Toledo fällt nichts so sehr auf, als die Thatsache, daß der Tajo sich den Weg im weiten Kreise um die Stadt durch hohe Granitfelsen gebrochen, statt ihn quer über die Sandebene zu nehmen, die ich eben erwähnt habe. Der Tajo hat ohne allen Zweifel die besten Gründe

zu seinem Verfahren gehabt, aber diese Gründe sind ein Geheimniß, das er wahrscheinlich ganz allein besitzt.

Die Ebene ist nur an den beiden Endpunkten des Felsenthals in der unmittelbarsten Nähe des Tajo angebaut, und sie gibt hier mit Hülfe einer reichlichen Bewässerung herrliche Ernten von Gartenfrüchten. Da das Wasser so nahe und in so großem Ueberflusse vorhanden ist, so könnte ganz gewiß die ganze Ebene, die wohl eine halbe Stunde lang und breit ist, in einen Garten verwandelt werden, aber es gibt sich niemand die Mühe dazu. In dieser Ebene zeigt man noch die Brandstätte, wo die Opfer der Inquisition hingerichtet wurden, und wo Tausende von Juden und Muhamedanern den Flammentod gestorben sind. Pfui über die Spanier, jenen armen Leuten so schmählich mitgespielt zu haben! Bei uns wurden doch wenigstens nur Hexen verbrannt!

Toledo hat ein paar recht hübsche Spaziergänge, die indessen wenig besucht werden, weil sie außerhalb der Thore tief unten am Felsen liegen, dessen Ersteigung bei der Rückkehr für die spanische Bequemlichkeitsliebe doch etwas gar zu beschwerlich ist. Die Toledaner drängen sich deßhalb Abends gewöhnlich auf dem kleinen Marktplatze zusammen, der mit Akazien bepflanzt und mit steinernen Bänken eingefaßt ist. Die Welt, welche man dort trifft, gehört fast ausschließlich den Ständen an, die man bei uns die arbeitenden nennt, auf welche aber hier diese Benennung beinahe ebenso wenig paßt, als auf die Müßiggänger von Profession, deren Kaste in Toledo so ziemlich ausgestorben seyn muß. Denn so anziehend der Aufenthalt in Toledo für einige Tage oder auch für ein paar Wochen seyn mag, so begreift es sich doch sehr gut, daß nicht leicht jemand diese Stadt in ihrem heutigen Zustande freiwillig als dauernden Wohnort wählt oder beibehält. Der afrikanischen Hitze, welche im Sommer auf dem Granitfelsen von Toledo herrscht, folgt Winters eine außerordentlich heftige Kälte, welche den Tajo zuweilen mit Eis überbrückt, und die um so empfindlicher ist, als es im weiten Umkreise weder Holz noch Kohlen, noch andern Brennstoff genug gibt, um wenigstens den Brasero,

das Feuerbecken, zu unterhalten, das in Spanien die Stelle des Ofens oder des Kamins vertreten muß.

Die Straßen von Toledo sind durchweg eng und abschüssig, und ihr schlechtes Kieselpflaster, das überall den ganzen Raum zwischen den beiden Häuserreihen ausfüllt, ist im höchsten Grade ermüdend. Und gleichwohl dienen diese unebenen Gassen mit ihrem spitzen Pflaster der tanzlustigen Jugend als Ballsaal; in der Hausthüre sitzen die Alten, auf einer steinernen Bank daneben ein paar Bursche mit der Guitarre, und mitten in der Straße tanzen die Mädchen den Fandango, der sich, beiläufig gesagt, auf der Bühne doch besser ausnimmt als an allen andern Orten, wo ich ihn gesehen habe. Die meisten Häuser in Toledo haben nach andalusischer Sitte einen innern Hof, der mit Säulen umgeben, mit Blumen geschmückt und zuweilen durch ein dichtes Dach von Weinlaub gegen jeden Sonnenstrahl geschützt ist; aber den Springbrunnen darf man hier freilich nicht suchen. An manchen Häusern ist auch, wie das gleichfalls in Andalusien üblich, der ganze obere Stock zum Lug=ins=Land eingerichtet, in welchem weder Fenster noch Läden den Zutritt der Luft hemmen und der nur nach der Sonnenseite geschlossen ist.

Unter den Toledanerinnen sieht man auffallend viele hübsche Gesichter, die sonst bei dem weiblichen Theile der untern Klassen des spanischen Volkes sehr selten sind.

Toledo hat eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten, die es ohne Zweifel hauptsächlich dem frühern Reichthume und Einflusse seiner Geistlichkeit verdankt. Es besitzt nicht weniger als neun Spitäler, von denen mehrere nach dem Umfange und dem Aussehen ihrer Gebäude zu urtheilen großartige Anstalten seyn müssen, z. B. das Irrenhaus, dessen äußere Miene Vertrauen einflößt, ungeachtet der abscheulichen lateinischen Inschrift über der Thür: Mentis integrae sanitati procurandae aedes — uf! meine Feder hat nicht Athem genug für solche Perioden.

Das massive und ungeheuer große Universitätsgebäude sieht aus, als ob das ganze Jahr hindurch Ferien darin gehalten würden, wie in diesem Augenblicke. Toledo hat außer der Universität

mehrere gelehrte Schulen und auch eine Lehranstalt für Mädchen — Colegio de señoritas nobles — für deren Unterricht in Spanien im allgemeinen schlecht gesorgt ist. Die der Kathedrale gehörige Bibliothek soll sehr reich seyn an kostbaren Werken, besonders an seltenen Handschriften, deren sie über 7000 besitzt. Unter ihnen befindet sich eine sehr schöne und berühmte Bilderbibel aus dem dreizehnten Jahrhundert, die gegenwärtig in der Sakristei der Kathedrale aufbewahrt wird, und von der man behauptet, daß sie als ein Geschenk Ludwigs IX. nach Toledo gekommen sey.

Bei diesem Namen fällt mir ein, daß sich über der Eingangsthür einer an die Kirche San Juan de los Reyes angebauten Kapelle ein Standbild Ludwigs des Heiligen befindet, welches gesehen zu werden verdient. Der fromme französische König ist nämlich hier ganz in der mehr als leichtfertigen Haltung und beinahe in derselben Tracht abgebildet, die ein jeder, der Paris besucht hat, aus der kleinen Gypsstatue kennt, welche die Déjazet in ihrer Rolle in dem frivolen Lustspiele: Les premières armes de Richelieu darstellt. Wenn jene Bildsäule, die übrigens ganz im Geschmacke des Zeitalters Ludwigs XIV. gearbeitet, als ein ächtes Conterfei angesehen werden darf, so verzweifle ich nicht daran Mademoiselle Déjazet dereinst canonisirt zu sehen.

Madrid, 12. August.

Der gegenwärtige Justizminister hat vor einigen Monaten einen allgemeinen Bericht über die Ergebnisse der Strafrechtspflege in Spanien an die Königin erstattet, der zwar nicht im Buchhandel erschienen, mir aber auf meine Bitte mit der größten Bereitwilligkeit von Herrn Mayans mitgetheilt worden ist. Diese Arbeit, die erste ihrer Art, welche man in Spanien jemals abgefaßt hat, ist ungeachtet mancher Lücken und Mängel außerordentlich reich an belehrenden Thatsachen, die an vielen Stellen ein überraschendes Licht auf die sittlichen und auf die Rechtszustände des spanischen Volkes werfen, und eine Uebersicht des Inhaltes jener Sammlung von Aktenstücken, die unter dem Titel: Datos estadisticos de la Administracion de Justicia criminal

gedruckt sind, wird ohne Zweifel für viele Leser von hohem Interesse seyn.

Die Angaben des Ministerialberichts gehören dem Jahre 1843 an. In diesem Jahre wurden in Spanien und auf den canarischen Inseln 38,620 Personen in Anklagezustand versetzt, so daß bei einer Bevölkerung von 12,119,759 Einwohnern, welche die letzte Volkszählung von 1834 ergibt, Ein Angeklagter auf je 314 Menschen fallen würde. Der Justizminister nimmt indessen an, daß sich die Bevölkerung von Spanien während der letzten zehn Jahre so weit vermehrt habe, daß man, um sich der Wahrheit zu nähern, nur Einen Angeklagten auf ungefähr 400 Menschen rechnen dürfe. Von der Gesammtzahl der Angeklagten wurden 3277 freigesprochen, 28,250 verurtheilt und gegen 3435 wurde in contumaciam verfahren. [1]

Die Summe der ausgesprochenen Strafen belief sich auf 35,021 (der Unterschied zwischen dieser Zahl und der Zahl der Verurtheilten erklärt sich dadurch, daß manchem der letzteren gleichzeitig mehrere Strafen auferlegt wurden), welche der Ministerialbericht in die folgenden Hauptklassen abtheilt:

Einfache Gefängnißstrafen	6535
Verurtheilung zu Geldzahlungen	6162
Geldbußen	6146
Polizeistrafen, die sich mit Geld ablösen lassen . .	4574
Zuchthaus	3885
Verurtheilungen, durch welche die erlittene Untersuchungshaft als Strafe angerechnet wird (la pena de prision sufrida)	3218
Kettenstrafen in Spanien zu bestehen	2670
Kettenstrafen in Afrika zu bestehen	484
Kettenstrafen in Afrika, mit dem Verbote der Rückkehr nach Spanien	477
Polizeiliche Beaufsichtigung	251

[1] Man sieht leicht, daß diese Zahlen nicht stimmen; der Ministerialbericht schlägt einige tausend Angeklagte unter, ohne mit einem Worte anzudeuten, was aus ihnen geworden ist.

Todesstrafen	227
Absetzungen und Erklärungen der Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter	221
Verbannungen und Verstrickungen	217
Landesverweisungen	4

Was die Verbrechen anbetrifft, in deren Folge die Anklagen stattfanden, so werden sie von dem Justizminister in eilf Hauptabtheilungen gebracht:

1) Wegen politischer Verbrechen, als Verschwörung, Empörung, aufrührerisches Geschrei, Verbreitung aufregender Nachrichten, Einverständniß mit den Feinden des Staates u. s. w. wurden 600 Personen angeklagt.

2) Wegen Verbrechen gegen die Religion, als Gotteslästerung, heimliche Begrabung, Tempelschändung, Meineid, 202 Personen.

3) Wegen Vergehen gegen Gesetz, Ruhe und öffentliche Ordnung, als Mißbrauch der Amtsgewalt, Vernachlässigung amtlicher Pflichten, Führung verbotener Waffen, Tumult ohne politischen Zweck, unehrerbietiges Betragen gegen Beamte und Geistliche in der Ausübung ihres Amtes, Ungehorsam gegen die Behörden, einfache oder gewaltsame Flucht aus dem Gefängniß, verbotenes Spiel, Schmähschriften, Aufnahme von Verbrechern und Aufrührern, Landstreicherei, schlechte Aufführung u. s. w. 5620 Personen.

4) Wegen Verbrechen gegen den Staatsschatz, namentlich wegen Schmuggels, 2548 Personen. Der Minister macht hiebei die folgende Bemerkung, deren Sinn in seiner Feder ziemlich zweideutig lautet: „Es ist hiebei zu beachten, daß auch nicht ein einziger der Angeklagten wegen Veruntreuung, wegen verbrecherischen Einverständnisses zur Verkürzung des Staatsschatzes, wegen Verschleuderung öffentlicher Gelder oder wegen Kassendiebstahls vor Gericht gestellt ist.“ Wer da weiß — und wer weiß es nicht! — daß der spanische Staatsschatz von Niemand häufiger und schlimmer beeinträchtigt wird als von den Beamten selbst, denen seine Interessen anvertraut sind, für den muß das scheinbare Lob des Ministers wie eine herbe Ironie klingen.

5) Wegen Vergehen gegen die öffentliche Gesundheit, zumal wegen Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften für Aerzte, Wundärzte und Apotheker 35 Personen.

6) Wegen Verbrechen gegen persönliche Sicherheit und Ehre 17,688 Personen, also beinahe die Hälfte aller Angeklagten. Zu diesen Verbrechen werden gerechnet: Drohung, Herausforderung, eigenmächtige Gefangenhaltung, Vergiftung, Aussetzung von Kindern, körperliche Mißhandlung und Verwundung, Mord, Todtschlag, unvorsichtige und zufällige Tödtung, Selbstmord, absichtliche Selbstverstümmelung u. s. w.

Der Selbstmord, den man mit ebenso großer Verwunderung wie die zufällige Tödtung unter den Verbrechen aufgeführt findet, ist in dem ganzen Jahre 1843 nur in 24 Fällen vorgekommen, eine Erscheinung, auf welche der Minister mit Recht ein großes Gewicht legt, und die einen äußerst wichtigen Haltpunkt für das Studium des spanischen Charakters und der spanischen Verhältnisse bildet.

7) Wegen Verbrechen gegen das Eigenthum 10,425 Personen. Während in manchen andern Ländern fünf Sechstel aller Verbrechen in Eigenthumsverletzungen bestehen, machen diese in Spanien nicht viel mehr als ein Viertheil der sämmtlichen Gesetzesübertretungen aus; eine Thatsache von unermeßlicher Bedeutung.

8) Wegen Vergehen gegen die Ausübung der Rechtspflege, zumal Bestechung oder Verführung von gerichtlichen Zeugen 67 Personen. Der Minister rühmt bei dieser Gelegenheit, daß die gehässigen Verbrechen der Prävarication und der Richterbestechung auch nicht ein einzigesmal gerichtlich zur Sprache gekommen seyen, ein Umstand, von welchem sich dasselbe wiederholen läßt, was unter Nummer 4 über die Zufriedenheit gesagt ist, mit welcher sich der Justizminister darüber ausspricht, daß kein Staatsbeamter wegen Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes zur gerichtlichen Rechenschaft gezogen sey.

9) Wegen Fälschung, Falschmünzerei, verleumderischer Anklage u. s. w. 562 Personen.

10) Wegen Verbrechen gegen die guten Sitten, als Ehebruch, Vielweiberei, Schändung, Kupplerei, Entführung, Sodomie u. s. w. 862 Personen.

11) Wegen Preßvergehen 11 Personen, von denen zehn in Madrid und eine auf den canarischen Inseln.

Ich muß hier die bisher versäumte Bemerkung nachtragen, daß die Angaben des Justizministers sich auf die Strafrechtssachen beschränken, welche vor königlichen Gerichtshöfen, Audiencias, verhandelt worden sind. Von den kriegsgerichtlichen Prozessen ist hier natürlich gar nicht die Rede und die vor den obersten Gerichtshof (Tribunal supremo) gebrachten Anklagen sind besonders aufgeführt. Der oberste Gerichtshof, vor welchem gewisse Klassen hoher Beamten u. s. w. ihren privilegirten Gerichtsstand haben, hat 1843 über 26 Personen gesprochen, unter denen 1 Bischof, 5 Gerichtsbeamte, 4 Chefs der Finanzverwaltung, 11 politische Chefs und 5 Finanzintendanten. Von diesen Personen waren 5 des Mißbrauchs der Amtsgewalt, 4 des verbrecherischen Einverständnisses zur Verkürzung des Staatsschatzes, 1 wegen Verschleuderung öffentlicher Gelder, 5 wegen mangelhafter Ausübung der Rechtspflege und 11 wegen Willkürlichkeiten in Ausübung ihrer Aemter angeklagt. In diesen Prozessen erfolgten 13 Freisprechungen und 17 Straferkenntnisse, von denen 1 auf Kettenstrafe, 1 auf Gefängniß, 3 auf Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter und 12 auf Verurtheilung in Kosten und Geldentschädigungen lauteten.

Indem ich nun aber auf die Rechtspflege der Audiencias zurückkomme, lasse ich hier das Verzeichniß der verschiedenen Gerichtshöfe dieses Namens folgen, mit Angabe der Zahl der Angeklagten, welche ein jeder von ihnen gerichtet hat und des Verhältnisses dieser Zahl zu der Bevölkerung jedes einzelnen Gerichtsbezirks.

Gerichtshöfe von	Bevölkerung des Gerichtsbezirks	Zahl der Angeklagten	Verhältniß der Zahl der Angeklagten zu der Bevölkerung
Pamplona	230,925 . .	1201 . .	1 zu 192
Madrid	1,022,674 . .	5159 . .	„ „ 199
Caceres	547,420 . .	2219 . .	„ „ 247
Albacete	986,236 . .	3332 . .	„ „ 266
Granada	1,211,124 . .	4484 . .	„ „ 270
Burgos	966,543 . .	3519 . .	„ „ 272
Sevilla	1,140,935 . .	4094 . .	„ „ 279
Valladolid	965,315 . .	3256 . .	„ „ 296
Saragossa	734,685 . .	2169 . .	„ „ 339
Valencia	956,936 . .	2928 . .	„ „ 363
Coruña	1,471,982 . .	3903 . .	„ „ 377
Canarische Inseln .	199,950 . .	279 . .	„ „ 717
Mallorca	229,197 . .	301 . .	„ „ 761
Barcelona	1,041,202 . .	1662 . .	„ „ 825
Oviedo	434,635 . .	484 . .	„ „ 898
	12,119,759 . .	38,620	Durchschnittsverhältniß 1 zu 314.

Man sieht aus dieser Tafel mit Verwunderung, daß die Navarresen der verbrecherischste Theil der Nation sind; denn der Gerichtsbezirk von Pampelona fällt mit den Gränzen des Königreichs Navarra zusammen. Selbst Madrid, wo sich doch wie in allen großen Hauptstädten der Auswurf aller Provinzen des Landes zusammenfindet, selbst Madrid liefert der Gerechtigkeit nicht so viele Opfer, als jener Stamm des Baskenvolkes, dessen öffentliche und häusliche Tugenden, dessen ganze Art und Sitte wir so oft wie ein Bild ächt patriarchalischen Lebens haben schildern hören. Und in den andern baskischen Provinzen, welche dem Gerichtsbezirke von Burgos angehören, steht es, mit Ausnahme von Guipuzcoa, nicht viel besser. In Alava, welches 71,237 Einwohner zählt, sind 251 Personen, also von je 284 Menschen Einer, vor Gericht gestellt worden, und in Biscaya, mit 112,263

Einwohnern und 375 Angeklagten, ist das fragliche Verhältniß wie 1 zu 299. Guipozcoa dagegen hat bei einer Volkszahl von 108,569 Menschen nur 135 Angeklagte geliefert, also nur 1 von 804.

Die auffallend große Zahl der Verbrechen unter dem größten Theile des wohlhabenden und fleißigen Baskenvolkes läßt sich allem Anschein nach nur als eine Folge des Bürgerkrieges erklären, der dort sieben Jahre lang gehaust hat. Eine bodenlose Demoralisation, das ist also die einzige Belohnung, welche jene Provinzen für die Opfer davongetragen, die sie der Sache des Prätendenten gebracht haben, die äußerste moralische Verwilderung, das ist das einzige Vermächtniß, das Karl V. den Treuesten seiner Getreuen zum Danke zurückgelassen hat. Wenn der Graf Molina den Bericht des Justizministers läse, er würde doch vielleicht eine Anwandlung von Scham und von Reue empfinden. Aber Don Carlos ist ein Schlaukopf, der nichts liest als sein Brevier. Mord, Todtschlag und gefährliche Verwundung bilden in Alava zwei Fünftel, in Biscaya und Navarra beinahe die Hälfte, in Guipuzcoa drei Fünftel aller begangenen Verbrechen. In Biscaya kommt auch der Diebstahl ungewöhnlich häufig vor. — Wie in dem Baskenlande die Menge der Verbrechen, so überrascht in Catalonien die geringe Anzahl derselben. Die wilden aufrührerischen Catalonier stehen an gesetzlicher Tugend, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur dem armen, einfachen Völkchen von Asturien nach, dessen ganzer Charakter sich in der Thatsache malt, daß es seit Jahrhunderten ganz Spanien mit den arbeitsamsten und treuesten Dienstboten versieht. Ja noch mehr, Barcelona selbst, das so arg verschriene Barcelona, erzeugt noch weniger Verbrecher, als das Fürstenthum Catalonien im Ganzen genommen; während in ganz Catalonien, wie unsere Tafel zeigt, Ein Angeklagter auf je 825 Einwohner kommt, fällt in der Provinz Barcelona nur Ein Angeklagter auf je 852 Menschen. Die Zahl der in contumaciam Verurtheilten steht in der Provinz Barcelona zu den sämmtlichen Angeklagten in dem auffallend starken Verhältnisse von 1 zu 4, zum beredten Zeugnisse dafür, daß die

Barcelonesen außerordentlich wenig Geschmack am Gefängnißsitzen finden, noch weniger als alle übrigen Spanier.

Eine merkwürdige Erscheinung ist der starke Sprung, welchen das Verhältniß der Zahl der Angeklagten zu der ganzen Bevölkerung laut unserer Tafel zwischen Coruña und den canarischen Inseln macht. Nachdem es von 1 zu 192 in langsamer Progression abgenommen, fällt es plötzlich ohne alle Zwischenstufe von 377 zu 1 auf 717 zu 1. Der Ministerialbericht sagt kein Wort zur Erläuterung dieses sonderbaren Umstandes, welcher fast vermuthen läßt, daß die einzelnen Gerichtshöfe bei der Abfassung ihrer Listen nach wesentlich verschiedenen Grundsätzen zu Werke gegangen sind.

Ich lasse nachstehend das Verzeichniß der sämmtlichen Verbrechen und Vergehen folgen, die das spanische Strafgesetz aufstellt, indem ich hinzufüge, wie viele Anklagen wegen jedes dieser Vergehen und Verbrechen im Laufe des Jahres 1843 in ganz Spanien vorgekommen sind.

I. Politische Verbrechen; Angeklagte 600.

1)	Verschwörung und Aufruhr	134	Angekl.
2)	Aufrührerisches Geschrei und Verbreitung beunruhigender Nachrichten	445	"
3)	Treubruch (infidencia) und Einverständniß mit den Feinden des Staates	20	"
4)	Majestätsverletzung	—	"
5)	Aufruhr und Verrath	—	"
6)	Nicht näher bezeichnete politische Verbrechen .	1	"

II. Verbrechen gegen die Religion 202.

7)	Lästerung	70	Angekl.
8)	Ausgrabung von Leichnamen	—	"
9)	Heimliche Begrabung	1	"
10)	Druck, Einführung und Verkauf religionswidriger Bücher	—	"
11)	Meineid in Civil- oder strafrechtlichen Sachen	121	"

12) Tempelschändung und Unehrfürchtigkeit (irreverencia)	2	Angekl.
13) Andere nicht näher bezeichnete Verbrechen dieser Art	8	"

III. Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit 5620.

14) Mißbrauch der Amtsgewalt, Versäumnisse oder Uebertretungen bei Ausübung amtlicher Pflichten	494	Angekl.
15) Führung verbotener Waffen	579	"
16) Tumult und Straßenlärm ohne politischen Zweck	546	"
17) Coalitionen von Taglöhnern und Gesellen	—	"
18) Erpressung	—	"
19) Schaden durch wilde oder wüthende Thiere angerichtet	—	"
20) Unehrerbietiges Benehmen und Beleidigungen gegen Beamte und Geistliche in der Ausübung ihrer Amtspflichten und einfacher Ungehorsam gegen Justiz- und andere Behörden	1460	"
21) Einfache oder gewaltsame Flucht aus dem Gefängniß	835	"
22) Verbotenes Spiel	32	"
23) Ziehung von Lotterien ohne obrigkeitliche Erlaubniß	—	"
24) Schmähschriften	37	"
25) Aufrührerische Hirtenbriefe und Predigten	—	"
26) Einfacher Widerstand gegen die Justiz	173	"
27) Bewaffneter Widerstand gegen dieselbe	—	"
28) Aufnahme von Empörern und Verbrechern	95	"
29) Bestechung öffentlicher Beamten, die nicht Richter sind	9	"
30) Geheime Gesellschaften	—	"
31) Landstreicherei und schlechte Aufführung	562	"
32) Verkauf von Pässen	2	"

33)	Verletzung des Hausrechtes	17	Angekl.
34)	Andere Verbrechen dieser Art, die nicht näher bezeichnet sind	779	„

IV. Verbrechen gegen den Staatsschatz 2548.

35)	Einverständniß der Zollbeamten mit d. Schmugglern	—(!)	Angekl.
36)	Schmuggel	2540	„
37)	Verschleuderung öffentlicher Gelder	—	„
38)	Kassendiebstahl	—	„
39)	Bewaffneter Widerstand der Schmuggler . .	—	„
40)	Verfälschung von Staatsrechnungen . . .	—	„
41)	Entwendung von Urkunden, die dem Staat oder öffentlichen Anstalten angehören . . .	—	„
42)	Andere nicht näher bezeichnete Verbrechen dieser Art	8	„

V. Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit 35.

43)	Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften für die Ausübung der Arzneikunde und der Pharmacie	35	Angekl.
44)	Andere Vergehen dieser Art	—	„

VI. Verbrechen gegen persönliche Ehre und Sicherheit 17,688.

45)	Abtreiben eines lebendigen Kindes	—	Angekl.
46)	Abtreiben eines noch nicht lebendigen Fötus .	—	„
47)	Drohungen	116	„
48)	Beleidigende Briefe ohne Namensunterschrift	—	„
49)	Entmannung	—	„
50)	Herausforderung oder Zweikampf	46	„
51)	Eigenmächtige Einsperrung durch Privatleute oder nicht richterliche Behörden	18	„
52)	Vergiftung	17	„

53)	Aussetzung von Kindern	—	Angekl.
54)	Gewaltsame Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit	32	"
55)	Schläge und Mißhandlungen ohne Wunden .	2119	"
56)	Verwundungen	11,123	"
57)	Menschentödtung	3048	"
58)	Kindermord	116	"
59)	Wörtliche, thätliche und schriftliche Beleidigungen	653	"
60)	Gedruckte Beleidigungen	—	"
61)	Verleumderische Libelle	—	"
62)	Absichtliche Selbstverstümmelung	12	"
63)	Verwandtenmord (Parricidium)	6	"
64)	Schlägereien ohne Verwundungen	170	"
65)	Selbstmord	24	"
66)	Versuch, den Bürgern in Ausübung ihrer politischen Rechte Gewalt anzuthun	7	"
67)	Andere Verbrechen dieser Art	191	"

VII. Verbrechen gegen das Eigenthum 10,425.

68)	Viehraub	78	Angekl.
69)	Vertrauensmißbrauch	—	"
70)	Diebshehlerei	—	"
71)	Betrügerei und Gaunerei	553	"
72)	Betrüglicher Verkauf	4	"
73)	Gewaltthätige Beschädigung von Sachen . .	—	"
74)	Entwendung	5270	"
75)	Brandstiftung	345	"
76)	Betrüglicher Bankerott	—	"
77)	Verkauf gestohlener Gegenstände	—	"
78)	Raub und Diebstahl mit Anwendung von Gewalt	3157	"
79)	Verwüstung öffentlicher Baumpflanzungen .	919	"
80)	Zinswucher	6	"
81)	Andere Verbrechen dieser Art	93	"

VIII. Verbrechen gegen die gute Rechtspflege 67.

82) Mißbräuche, begangen in der Ausübung der Justiz	57	Angekl.
83) Bestechung und Amtsuntreue der Justizbeamten	—	"
84) Amtsuntreue der Sachwalter (Prävarication)	—	"
85) Verführung gerichtlicher Behörden	—	"
86) Verführung von Zeugen	2	"
87) Andere Verbrechen dieser Art	8	"

IX. Fälschung 562.

88) Münzfälschung	24	Angekl.
89) Gebrauch falschen Maßes und Gewichtes . .	—	"
90) Verleumderische Anklage	209	"
91) Verfälschung von öffentlichen und Privaturkunden	293	"
92) Verfälschung von Urkunden durch Notare und öffentliche Beamte	17	"
93) Verfälschung der öffentlichen Siegel	—	"
94) Verfälschung des Papiergeldes	—	"
95) Unterschlagung von Briefen mit Gebrauch eines falschen Namens	—	"
96) Verbreitung falscher Münzen	13	"
97) Erdichtung einer Niederkunft	—	"
98) Falsches Zeugniß eines Notars	—	"
99) Anmaßung von Amtsbefugnissen, Familiennamen, Titeln und Orden	3	"
100) Andere Verbrechen dieser Art	1	"

X. Verbrechen gegen die guten Sitten.

101) Kuppelei	—	Angekl.
102) Ehebruch	46	"
103) Concubinat	50	"
104) Vielweiberei	7	"
105) Concubinat einer Person geistlichen Standes	—	"

106) Schändung	275	Angekl.
107) Blutschande	—	„
108) Haltung von liederlichen Häusern	1	„
109) Eingehung einer heimlichen Ehe ohne Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten . .	—	„
110) Ehe einer Person geistlichen Standes . . .	—	„
111) Unzüchtige Worte und Handlungen, Verkauf unzüchtiger Bücher und Bilder	—	„
112) Prostitution	61	„
113) Entführung	65	„
114) Sodomie	2	„
115) Andere Verbrechen dieser Art	347	„
XI. Preßvergehen	11	„
	38,620	Angeklagte aller Art.

Aus dem reichen Stoffe, welchen dieß Verzeichniß darbietet, will ich nur ein paar einzelne Punkte besonders hervorheben. Vor allen Dingen ist die Zahl der wegen Menschentödtung angeklagten Personen auffallend durch ihre beispiellose Größe. Man darf indessen bei der Würdigung jener Zahl nicht vergessen, daß unter dem Begriffe Menschentödtung hier nicht allein Mord, Todtschlag und unvorsichtige Tödtung, sondern auch Selbstmord und zufällige Tödtung begriffen sind. Der Selbstmord hat freilich im Jahre 1843 nur sehr wenige Opfer geliefert, aber die zufällige Tödtung muß bei der obigen Zahl von 3048 ganz gewiß stark in Anschlag gebracht werden. Die ministeriellen Aktenstücke enthalten keine Andeutung, nach welcher sich hier auch nur ein ungefähres Verhältniß aufstellen ließe. Nur bei Gelegenheit der vielen Tödtungen, die in Guipuzcoa vorkommen, sagt der Justizminister entschuldigend, daß ein großer Theil derselben der Unvorsichtigkeit beim Baden und Fischen und der Unsicherheit der Rhede von Bilbao zuzuschreiben sey. Wie sich nun aber bei solchen Unglücksfällen die Begriffe von Verbrechen und von Anklage herausbringen lassen, die doch allen Angaben

des Ministerialberichtes zu Grunde liegen, das zu ermitteln fühle ich mich außer Stande. Die Verbrechen gegen fremdes Leben werden übrigens hier in Spanien fast ausschließlich mit offener Gewalt unternommen, wozu in den meisten Fällen die Leidenschaft des Augenblicks den Anstoß gibt. Die lange voraus berechneten Mordthaten und die Mordthaten aus Gewinnsucht sind in Spanien verhältnißmäßig selten. Vergiftungen namentlich sind 1843 nur 17 zur gerichtlichen Verfolgung gebracht.

Fälle der Selbstverstümmelung zählt der Ministerialbericht zwölf, es ist indessen nicht zweifelhaft, daß dieß Vergehen hier zu Lande, in der Hoffnung sich dem Soldatendienste zu entziehen, außerordentlich häufig begangen wird. Das gewöhnliche Mittel, welches die des Dienstes überdrüssigen Soldaten anwenden, um ihren Abschied zu erzwingen, besteht darin, daß sie sich durch syphilitisches Gift auf einem Auge blenden. Diese Fälle gehören indessen natürlich vor das Kriegsgericht, so daß sie bei dem Berichte des Justizministers nicht haben berücksichtigt werden können.

Unter den Verbrechen, welche gar nicht vorgekommen sind, nennt der Ministerialbericht die Theilnahme an geheimen Gesellschaften, von denen man in der That hier zu Lande selten oder niemals hat reden hören. Der angebliche Bund der „Rächer Alibauds" in Barcelona war nichts anderes als ein Popanz, den das Journal des Debats seiner Zeit gedreht hatte, und vor dem sich nicht einmal die Spatzen fürchteten, und unter den „Freimaurern," gegen welche die Regierung Ferdinands VII. so arg wüthete, verstand man vielmehr Leute von gewissen politischen Gesinnungen als Geheimbündler. Wenn man sich in Spanien verschwört, so geschieht es für heute oder morgen, zu einem bestimmten einzelnen Zweck.

Ein rühmliches Zeugniß für den spanischen Volkscharakter gibt der Umstand, daß keine einzige Aussetzung von Kindern, kein einziger betrüglicher Bankerott, kein einziger Fall vom Gebrauche falschen Maaßes und Gewichtes vor Gericht gebracht worden ist. Alle diese Verbrechen sind solcher Natur, daß ihre Urheber unfehlbar zur Verantwortung gezogen worden,

wenn sie wirklich vorgekommen wären, und das verneinende Zeugniß des Ministerialberichtes muß hier für ganz vollgültig angesehen werden. Ein anderes Vergehen, von welchem der Ministerialbericht sagt, daß es gar nicht vorgekommen sey, ist das Auffangen von Briefen mit Gebrauch eines fremden Namens. Um diese Rubrik zu verstehen, muß man wissen, daß die spanischen Postämter ein Verzeichniß aller Briefe, welche poste restante oder überhaupt ohne Angabe der Wohnung des Adressaten ankommen, öffentlich ausstellen, und daß sie jeden dieser Briefe ohne die mindeste Förmlichkeit dem Ersten aushändigen, welcher ihn verlangt. Ich habe oft bezweifelt, daß bei einem solchen Verfahren auch nur die Hälfte der Briefe an die rechte Behörde gelange, aber der Bericht des Justizministers scheint zu beweisen, daß man in Spanien in jenem Punkte mit Sicherheit auf Treue und Glauben des Publikums zählen kann. In jedem andern Lande würde jene Posteinrichtung nicht vier Wochen dauern können.

Madrid, 14. August.

Um die Runde durch die königlichen Schlösser in der Nachbarschaft von Madrid zu vollenden, fuhr ich gestern, des Abrathens meiner Bekannten ungeachtet, nach dem Pardo. Obgleich der Pardo nur zwei Leguas von Madrid entfernt ist, so wird er doch von den Bewohnern der Hauptstadt selten eines Besuches gewürdigt, und mein Lohnkutscher, obgleich ein geborner Madrider, wie er sagte, kannte den Weg nach diesem Schlosse so wenig, daß er mich an drei verschiedenen Stellen in die Irre gefahren haben würde, wenn ich selbst nicht wenigstens gewußt hätte, in welcher Himmelsgegend mein Reiseziel lag, so daß ich im Stande war der Führer meines Führers zu werden.

Der Weg nach dem Pardo geht anfangs den Manzanares aufwärts zwischen einer alten Baumpflanzung, la Florida geheißen, hindurch, welcher zum schönen Spaziergange nichts fehlt als die Spaziergänger, die aber zum angenehmen Spaziergange allerdings etwas zu viel hat, nämlich den Staub der stark

befahrenen Straße. Diese tritt eine halbe Stunde von Madrid durch das sogenannte „eiserne Thor" in das Jagdgebiet des Pardo ein, das nicht weniger als 11 bis 12 deutsche Meilen im Umfange hat. Der Hauptarm der Straße, welcher links nach dem Escorial führt, verläßt den Park schon nach einer Viertelstunde wieder, der rechte Arm dagegen durchschneidet das Gebiet des Pardo seiner ganzen Länge nach. Zu beiden Seiten der Straße sieht man nichts als Heideland, welches sehr dünn mit Steineichen übersäet ist. An den meisten Stellen sind diese Bäume wenigstens 60 bis 70 Schritt von einander entfernt, und außerdem findet man manche ganz kahle Strecken von großer Ausdehnung. Unterholz ist gar nicht vorhanden, und nur in der unmittelbaren Nähe des Schlosses sieht man einige Fleckchen angebauten Bodens, welcher sehr dankbar zu seyn scheint, und dessen Zustand einen Maßstab für das gibt, was sich aus dieser großen Besitzung machen ließe, die gegenwärtig nur einen äußerst geringen Gewinn abwerfen kann, wenn sie nicht etwa gar mehr Kosten verursacht als Ertrag liefert. Was den Wildstand des Pardo betrifft, so muß jeder Weidmann auf die Miene des Jagdgebietes hin eine sehr schlechte Meinung von demselben haben. Außer Hühnern, Hasen und Kaninchen wird auf diesen lichten Flächen wohl wenig Wildpret zu suchen seyn. Ueberdieß wäre es eine ziemlich undankbare Mühe, hier Roth- und Schwarzwild hegen zu wollen, das an hundert und aber hundert Stellen über die niedrige und halb verfallene Einzäunungsmauer den bequemsten Weg in das Freie finden würde.

Das Schloß, obgleich es aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts stammt, hat durchaus keinen mittelalterlichen Anstrich, es ist vielmehr in dem ehrbaren bürgerlichen Style gebaut, dessen Muster Luis de la Vega, der Baumeister Karls V., ohne Zweifel in Niederland gefunden hat. Nur der tiefe Graben, welcher rings um das Schloß läuft, ist eine Erinnerung an die kriegerischen Sitten der Zeit, in welcher das Gebäude entstanden, aber eine verhüllte Erinnerung, denn man hat einen grünen Schleier von Küchenkräutern und Fruchtbäumen über sie hingezogen.

Die innere Einrichtung des Schlosses ist ganz neu und im Allgemeinen reich und geschmackvoll, aber die Harmonie des Ganzen wird doch hie und da durch gar zu große Einfachheit des Zimmergeräthes gestört. In allen Zimmern des Schlosses findet man gemalte Decken und kostbare Bildertapeten; einige dieser Zimmer aber sind wieder mit denselben Strohstühlen meublirt, an denen ich schon in mehreren andern königlichen Wohnungen Aergerniß genommen habe. Die Tapeten, ausschließlich Erzeugnisse der Madrider Fabrik, sind durchweg vortrefflich gearbeitet, und manche davon mögen hinter den besten Gobelins wenig oder gar nicht zurückstehen. Besonders in einigen kleinen Thürstücken und Stillleben sind Zeichnung, Färbung und Perspektive von so sprechender Naturwahrheit, daß eine vollkommenere Lösung der Aufgabe jener Kunstmechanik kaum denkbar ist. Die Mehrzahl der großen Wandstücke stellt Auftritte aus dem Nationalleben dar, Tänze, Jagden, Volksspiele, bei denen oft die Mitglieder der königlichen Familie als die handelnden Personen erscheinen. Auch zu den Deckengemälden, alle von der Hand neuerer Künstler, sind vorzugsweise nationale Stoffe gewählt. Besonders ansprechend fand ich die Fresken eines Saales, welche die verschiedenen spanischen Provinzen als weibliche Figuren in der Landestracht darstellen. Diese Bilder sind so sinnig aufgefaßt, und so voll von Leben und Anmuth, daß ihr Anblick allein hinreicht, um die kleine Fahrt nach dem Pardo zu bezahlen.

Der Hof ist, wie mir der Schloßvogt sagte, seit acht Jahren nicht im Pardo gewesen, der in Abwesenheit seiner königlichen Eigenthümer von dem geflügelten Volke der Nacht bewohnt wird, dessen Einzug in solche Gebäude immer von schlimmer Vorbedeutung ist. In einem der Prachtzimmer des Schlosses fingen wir gestern nach kurzer Jagd eine große und schöne Eule, und in dem kleinen hübschen Theater, dessen Thüre mir erst bei hereinbrechender Dunkelheit geöffnet wurde, sah ich mehrere Fledermäuse ihren unsichern Rundflug halten. „Der Uhu wohnt in des Königs Palast, und die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in den Thürmen Afrasiab.“

Ich kann den Pardo nicht verlassen, ohne dem Schloßvogte, den ich oben erwähnt habe, ein paar Worte zu widmen. Sein erstes Wort, nachdem er von mir erfragt, daß ich Deutscher sey, galt Maximilian von Sachsen, der mit mehreren Mitgliedern seiner Familie einen Besuch in Madrid gemacht, und einige Zeit im Pardo gewohnt hat. Der Schloßvogt hörte mit wahrem Leidwesen, daß der alte Herr seit Jahren zu seinen Vätern versammelt worden, und dann verlangte er mit großer Theilnahme Auskunft über das Schicksal einer seiner Töchter, deren Namen ich hier, wie mich-däucht, zum erstenmale hörte, und über welche ich ihm deßhalb leider nichts mittheilen konnte. Glücklicherweise that mir meine Unwissenheit in den Augen des Schloßvogtes nicht allzugroßen Abbruch, er wurde vielmehr auf unserer Wanderung durch den Palast immer gesprächiger und zutraulicher, so daß ich Gelegenheit fand in ihm eine der kerngesundesten und so glücklichsten Naturen des Südens kennen zu lernen, die mir jemals aufgestoßen sind. Ich habe manchen rüstigen Siebenziger gesehen, aber keinen einzigen, der die Last einer solchen Reihe von Jahren so leicht und wohlgemuth getragen hätte, wie der Schloßvogt im Pardo. Das Feuer seiner Augen, die Lebhaftigkeit seines Geistes, das Ungestüm seiner Bewegungen, und zumal der beredten Geberden, mit denen er seine Worte begleitete, das Alles schien weit eher den Jünglingsjahren als jeder andern Periode des männlichen Alters anzugehören. Ohne die Silberfarbe seines dichten Haarwaldes hätte ich seine Versicherung, daß er unter der Regierung Karls III. in den Dienst des königlichen Hauses getreten sey, für einen baaren Scherz genommen. „Ja, ja," antwortete der Mann auf meinen Glückwunsch, „es ist wahr, ich bin jünger als meine Söhne." Und wie Körper und Geist, so sind Herz und Charakter dieses Mannes gesund und jugendfrisch und probehaltig. Ein solches Urtheil nach einer Unterhaltung, die kaum eine Stunde gedauert haben mag, kann voreilig scheinen, aber nur Demjenigen, welcher nie einer dieser Naturen begegnet ist, die fest sind wie Stahl und dabei durchsichtig wie Krystall. Die häusliche Verwaltung des Pardo, dafür

verbürge ich mich, ist in treuen sichern Händen, und wenn der Schloßvogt des Pardo jemals Finanzminister wird, so bin ich gewiß, daß die spanischen Staatspapiere augenblicklich um 100 Proc. steigen.

Der königliche Palast in Madrid ist, obgleich kaum zur Hälfte vollendet, eine der schönsten und großartigsten Fürstenwohnungen, die man in irgend einer europäischen Hauptstadt finden kann. Er ist durchaus massiv und feuerfest aus gelblichem Sandstein gebaut, welcher noch jetzt, nachdem das Schloß seit beinahe 100 Jahren in seiner heutigen Gestalt dasteht, so neu und so frisch aussieht, als ob er erst gestern zugehauen worden wäre. Der Plan des Palastes ist, vermuthlich in Folge der Schwierigkeiten des Bauplatzes, nicht ganz symmetrisch angelegt, ein Mangel, der sich bei der Vollendung des Gebäudes wahrscheinlich einigermaßen hätte verbergen lassen, der aber in dessen jetzigem Zustande eine sehr störende Wirkung hervorbringt. Die östliche Façade des Schlosses, dem großen mit Bäumen, Blumen und Bildsäulen bepflanzten Platze del Oriente zugekehrt, ist nicht bloß die breiteste, sondern auch diejenige, welche den stärksten Eindruck macht, für die Hauptfaçade aber will gleichwohl die südliche gelten, die ebenfalls auf einen ziemlich großen Platz hinausgeht, welcher auf zwei Seiten von unscheinbaren königlichen Gebäuden eingefaßt ist, und der überhaupt einen traurigen öden Anstrich hat. Die beiden andern Seiten des Schlosses haben die freie Aussicht in's Weite, westlich auf das Thal des Manzanares und die benachbarte Landschaft, nördlich auf den Guadarrama. Das Schloß tritt hier bis an den äußersten Rand des Hügels von Madrid vor, der über 100 Fuß hoch nach Nord und West ziemlich steil abgeschnitten ist, so daß das Schloß von diesen beiden Seiten her und von unten herauf gesehen eine äußerst imponirende Erscheinung bildet.

Die nächsten Umgebungen des Palastes nach der Stadtseite hin stehen mit der Pracht dieses Gebäudes selbst im garstigen Mißklang. Von der Plaza del Oriente ist nur ein kleiner Theil, der Mittelpunkt, künstlerisch behandelt und eingerichtet; der größere Theil desselben liegt dagegen in einer chaotischen Unordnung, und

zumal ist sein ganz unregelmäßig gezeichneter Rand hier mit elenden Baracken besetzt, dort von Staatsgebäuden eingefaßt, die seit 30 Jahren halb fertig sind, weiterhin mit Schutt und Bau-geräth bedeckt. Man arbeitet indessen in diesem Augenblicke daran den Platz, der hie und da sogar noch Berg und Thal bildet, wenigstens zu ebnen. Ein Schloßgarten ist gar nicht vorhanden, obgleich es an Raum dazu auf dem westlichen Abhange des Schloß-hügels nicht fehlt. Im vorigen Jahrhundert zog sich hier in der That ein schöner Park bis an den Manzanares hinunter, jetzt aber sind jene Anlagen, man weiß nicht wann und wie, bis auf die letzte Spur verschwunden.

Dem Palaste gegenüber in einem unscheinbaren niedrigen Gebäude befindet sich die königliche Rüstkammer, eine Waffen-sammlung, die freilich nicht sehr zahlreich ist, die aber manche äußerst merkwürdige Stücke enthält, merkwürdig als Kunstwerke oder als geschichtliche Denkmäler. Zu den letzteren gehören die Rüstungen des heil. Ferdinand, Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin, mehrere Harnische des großen Capitan, Karls V. und anderer Könige und Feldherren. Unter allen diesen Rü-stungen fällt ein Harnisch auf durch seine riesenhaften Verhält-nisse und besonders durch seine ungeheure Schulterbreite. Auf meine Frage nach dem ehemaligen Eigenthümer dieses Eisenkleides antwortete man mir, daß es einem Kurfürsten von Sachsen an-gehört habe, den man nicht zu nennen wußte. Aller Wahr-scheinlichkeit nach handelt es sich hier um den unglücklichen Jo-hann Friedrich, welcher nach dem Verluste der Schlacht, die dem Protestantismus in Deutschland ein Ende zu machen schien, Karl V. als Gefangener in die Hände fiel. Also auch die Zeichen des Sieges eines deutschen Kaisers über einen deutschen Reichsfürsten sind zur Trophäe für eine fremde Nation geworden! Und es gibt Leute, die bei einem solchen Anblick gar nichts denken, die den Harnisch des deutschen Kurfürsten in der spanischen Rüst-kammer und hundert ähnliche Dinge an ähnlichen Orten mit der-selben Seelenruhe betrachten, mit der sie einen Elephantenembryo in Weingeist beaugenscheinigen würden!

Mehrere von den Harnischen in der Rüstkammer sind Meisterwerke der altspanischen Schmiedekunst, mit denen sich die besten Arbeiten der berühmten mailändischen Werkstätten nicht vergleichen lassen. Vor allen andern ist ein schwarzer Panzer Philipps **II.** so reich und so zierlich gearbeitet, daß Vulkan die Rüstung des Achilleus, die ihn so vielen Schweiß gekostet hatte, sammt Hammer und Ambos sicherlich in den Styx geworfen haben würde, wenn er jenes Werk der Schmiede von Toledo gesehen hätte.

Man zeigt in der Rüstkammer auch eine Rüstung Abu Abdallah's, des letzten Königs von Granada, die sich durch die äußerst sonderbare Form des Helmes auszeichnet. Viele andere muselmännische Trophäen hat die Schlacht bei Lepanto geliefert, zu deren Gedächtniß man namentlich den Turban und die Roßschweife des Kapudan Pascha aufbewahrt. Mehrere kostbare Säbel der Sammlung sind als Geschenke der türkischen und marokkanischen Kaiser nach Madrid gekommen. Es gibt keinen berühmten Kriegsmann der spanischen Geschichte, von welchem die Rüstkammer nicht ein und das andere Waffenstück besäße. Ja sie hat sogar das Schwert Don Pelayo's, und was noch mehr ist, den Degen Bernards del Carpio! Nach dem Helme Rolands und nach der Lanze Don Quixote's habe ich indessen doch vergebens gefragt. Hoffen wir, daß man auch diese beiden Lücken mit der Zeit auszufüllen wissen wird.

Neben den kriegerischen Merkwürdigkeiten der Rüstkammer befinden sich einige Kunstgegenstände, die friedlicher Natur, aber darum doch nicht die am wenigsten interessanten sind. So namentlich eine große Staatskutsche, über und über mit kostbarem Schnitzwerk bedeckt, welche der Mutter Karls V., der tollen Johanna angehört haben soll, und von der man sagt, daß sie der erste Wagen dieser Art gewesen sey, den man in den Straßen von Madrid gesehen habe. Es wird mir schwer, an das 300jährige Alter dieser Kutsche zu glauben, deren ganze Einrichtung eine ziemlich weit vorgeschrittene Kenntniß der Wagenbaukunst voraussetzt. Gleichwohl ist der angebliche Wagen der tollen Johanna ohne Zweifel eine der ältesten und eine der merkwürdigsten

Leistungen in dieser Kunst, welche sich auf unsere Zeiten vererbt haben.

Die Rüstkammer besitzt noch einen zweiten Wagen, ganz aus Eisen gebaut, welchen die Nordprovinzen Ferdinand VII. zum Geschenke gemacht haben, und der ein sehr ehrenvolles Zeugniß für den heutigen Zustand des Eisengewerbes bei den Basken abgibt. Ich weiß nicht, ob man diesen Wagen jemals gebraucht hat, aber er ist jedenfalls vollkommen gebrauchsfähig.

Die königliche Rüstkammer, wie fast alle öffentlichen Sammlungen, die ich in Madrid gesehen habe, wird mit der größten Ordnung und Reinlichkeit unterhalten, das Stahlwerk ist spiegelblank, in den Stoffen keine Spur von Mottenfraß, kurz die Sorgfalt, welche man auf die hiesige Rüstkammer verwendet, könnte der Verwaltung mancher ähnlichen Anstalten in andern Ländern zum Muster dienen.

Sehr auffallend ist es, daß sich neben so vielen großartigen Gebäuden zu öffentlichen Zwecken nicht eine einzige schöne oder auch nur prächtige Kirche in Madrid befindet, in Madrid, der Hauptstadt des gläubigsten aller christlichen Länder, in dem Madrid Philipps II., in der Residenz der „katholischen Majestät.“ Alle Metallschätze der neuen Welt, welche hier Jahrhunderte lang zusammenflossen, haben nicht ausgereicht zu dem Baue eines einzigen Gotteshauses, das man dem Fremden mit rechtmäßigem Stolze zeigen könnte. Sehet, es war von Anfang an kein Segen in jenem Golde, könnte ich sagen, wenn ich wollte; aber ich will nicht. Die einzige der unzähligen Kirchen von Madrid, welche als Bauwerk überhaupt genannt zu werden verdient, ist die ehemalige Jesuitenkirche in der Straße Toledo, jetzige Collegiatkirche des heil. Isidor. Sie besteht aus einem einzigen Schiffe, das sich über dem Hochaltar zur Kuppel emporwölbt, eine Bauform, die man in ganz Spanien bei den meisten Kirchen wiederfindet, deren Ursprung nicht über die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts hinaufreicht. Die gepriesene Vorderseite der Isidorskirche, mit ihren zwei stumpfen viereckigen Thürmen, kann nur auf die Bewohner von Madrid Eindruck machen, die niemals etwas

Besseres dieser Art gesehen haben. Das Innere der Kirche ist mit Goldverzierungen auf weißem Grunde geschmackvoll ausgeschmückt, und man findet darin außer einigen schönen Fresken von Palomino und Giordano eine Menge guter Oelgemälde von Coello, Morales, Alonso Cano und andern Meistern zweiten Ranges.

Madrid hat, wie man weiß, überhaupt den Charakter einer neugebauten Stadt. Der einzige Stadttheil, welcher einen gewissen alterthümlichen Anstrich beibehalten hat, ist die Plaza mayor. Dieser Platz ist auf drei Seiten mit großen gleichförmigen Gebäuden eingefaßt, welche auf Bogengängen ruhen, und bei denen man den Styl des 17ten Jahrhunderts beibehalten hat, obgleich der Platz seit seiner ersten Anlage unter Philipp III. mehrmals abgebrannt ist. Auf der Plaza mayor wurden ehemals die großen Volks- und Hoffeste abgehalten, Stiergefechte, Turniere, und vor allen andern die Autos da fé, denen die Könige regelmäßig auf dem großen Balkon eines ihnen angehörigen Hauses beiwohnten. Die letzte große Handlung, die auf der Plaza mayor vorging, war die Huldigungsfeier, welche 1833 zur Bekräftigung der Erbrechte Isabella's II. veranstaltet wurde. Man behauptet, daß bei dieser Gelegenheit nicht weniger als 50,000 Menschen auf dem Platze versammelt waren, diejenigen ungerechnet, welche die 500 Balkons füllten, die auf den Platz hinausgehen. In diesem Augenblicke ist man beschäftigt, die Plaza mayor durch den Ausbau der vierten bis jetzt offenen Seite zu vollenden, wo sie dann nicht nur einer der regelmäßigsten, sondern auch der großartigsten Marktplätze seyn wird, die man überhaupt sehen kann.

In der Nähe der Plaza mayor zeigt man das Haus, wo Franz I. eine Zeitlang gefangen gesessen haben soll, das aber durch seine jugendliche Miene diese Sage geradezu Lügen straft. Vermuthlich ist es nur an der Stelle gebaut, an welcher das Haus Lujan stand, in dem man den französischen König nach seiner Ankunft in Madrid zuerst unterbrachte. Gleichfalls in geringer Entfernung von dem Hauptplatze finden sich die einzigen Spuren gothischer Baukunst, die ich in ganz Madrid entdeckt habe. Das

Gebäude nämlich, welches die Ecke der Straße Toledo und des Kornmarktes bildet, hat ein spitzbogenförmiges Thor, mehrere zierlich behauene Fenstereinfassungen und anderes steinerne Schnörkelwerk, das dem 16ten Jahrhundert anzugehören scheint. Alle diese Baustücke sind indessen dem Hause, welchem man sie jetzt einverleibt hat, offenbar ursprünglich fremd gewesen. Der alte spanische Adel hat in Madrid viele Paläste, aber man bemerkt unter denselben gar keine alten, und nur sehr wenige schöne Gebäude. Die Häuser der Großen von Spanien sind meistens kasernenartige Bauten, die sich durch nichts auszeichnen, als durch ihren ungeheuern Umfang, welcher hauptsächlich darauf berechnet gewesen seyn muß, nach der Sitte, die sich bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeerbt hat, ein ganzes Volk von Clienten und Dienern zu beherbergen. Heutzutage stehen diese Paläste oft in neun Zehntheilen leer, und das letzte Zehntheil ist noch immer viel zu groß für den kleinen Grande, der sich bemüht es auszufüllen.

17. August 1845.

Die königl. Gemäldegallerie würde den Fremden wochenlang beschäftigen, welcher auch nur von der Hälfte aller merkwürdigen und kostbaren Stücke dieser Sammlung wenigstens einen flüchtigen Eindruck mit sich nehmen wollte. Ich besuche die Gallerie so oft mir die Eintheilung meines Tages es irgend gestattet, und mit jedem Besuche steigt meine Bewunderung und mein Begriff von der Unermeßlichkeit dieses Schatzes. Nicht bloß in den vortrefflich beleuchteten Sälen des Museums, sondern auch in den abgelegensten Winkeln, in dunkeln Gängen und Treppenhäusern, die man aus Mangel an Raum vorläufig benutzt hat, entdecke ich alle Tage neue Meisterwerke. Und all' dieser Glanz und all' diese Pracht ist nicht viel mehr als ein Licht unter dem Scheffel. Die Gallerie wird sehr wenig besucht und zum Studium benutzt. Sonntags, wo der Zutritt Jedermann freisteht, mag man einige Dutzend Menschen in dem Museum antreffen, die gelegentlich vom Prado aus dort eingetreten zu seyn scheinen; an den

Wochentagen aber bin ich zuweilen der einzige Besucher. Ich beklage mich indessen keineswegs über dieses Alleinseyn. In langen Zwischenräumen stoße ich auf meiner einsamen Wanderung auf die Staffelei eines jungen Malers oder auch einer Malerin, die unter der Aufsicht der Mutter oder der Dueña irgend eine schäferliche Scene oder ein Blumenstück copirt. Die Vorliebe der weiblichen sowohl als der männlichen Zöglinge der Kunst ist ganz entschieden den spanischen Schulen zugewendet. In dem unermeßlichen Saale der Italiener arbeitet gewöhnlich nur ein einziger Künstler, ein junger Neger, dem man die äußerste Armuth ansieht, und der mit großem Eifer und mit ziemlicher Handfertigkeit an dem Bilde der Monna Lisa malt. Ich habe ihn stark im Verdacht, daß er in das Porträt der berühmten Florentinerin sterblich verliebt sey.

Auch einen deutschen Maler finde ich hier, einen einzigen, während Hunderte und aber Hunderte unserer jungen Künstler jährlich nach Frankreich und nach Italien pilgern, als ob es nur in Paris und in Rom etwas für sie zu lernen gäbe. Paris und Rom sind ohne Zweifel vortreffliche Schulen, aber sie erschöpfen ihren Gegenstand bei weitem nicht, und die Erziehung eines Malers, der die Spanier nicht kennt, kann immer nur eine sehr unvollkommene seyn. Man spreche ja nicht von dem spanischen Museum im Pariser Louvre. Diese Sammlung enthält kaum zwei oder drei Bilder, welche für Muster gelten können, und sie ist mehr als zu irgend etwas Anderem dazu geeignet, den Geschmack und das Urtheil über den Charakter der spanischen Kunst zu verfälschen. So findet man z. B. den finstern Fanatismus, mit welchem die Mehrzahl der spanischen Bilder des Louvre gefärbt ist, in dem Gesammtgebiete der spanischen Malerei weit seltener wieder als man erwarten sollte. Die Malerei ist nächst der Dichtkunst vielleicht diejenige von allen Lebenserscheinungen, welche sich am meisten frei zu halten gewußt hat von dem Geiste der blutigen Glaubenstyrannei, der in den drei letzten Jahrhunderten wie ein Alp auf die spanische Nation drückte. Wenn die Religion unter der Hand eines Zurbaran zum gräßlichen Gespenste wird, so stehen Zurbaran zehn andere Maler gleichen

Ranges gegenüber, für welche sie vorzugweise eine Form des Schönen, ein Stoff der Poesie und der Begeisterung ist.

Welche Fülle der Kraft, welche Lebensgluth, welch ein freudiger Weltsinn und welcher Idealismus zugleich in den Bildern Murillo's! Denn Murillo ist und bleibt nun einmal der Hohepriester dieses Tempels. Zu Murillo sollte man diejenigen unserer jungen Maler schicken, die sich dem blassen, schwächlichen, seufzerschwangern und thränenfeuchten Nazarenerstyle zuwenden, welcher in einem Theile der heutigen deutschen Schule überhand zu nehmen droht. Die Welt hat sich nun endlich sattgeweint und sattkasteit, und wenn sie noch dann und wann eine trübselige Miene zu machen versucht, so merkt man doch bald, daß sie im Herzen vollkommen getröstet ist, und daß ihr das Lachen auf den Lippen sitzt. Daran hat die Welt nun meines Erachtens sehr weise gethan, die Kunst aber, wenn sie in Flor gehüllt mit der Todtengräbermiene an die Zeit hintritt und ihr einen Wermuthtrank im Schädelkelche darbietet, begeht eine Lüge und eine Thorheit zugleich. Wer soll eigentlich mit dieser Maskerade getäuscht werden, und was steht damit zu gewinnen? Will man sich selbst betrügen oder das Publikum, oder vielleicht gar den lieben Gott? Aber die Lüge ist ja eitel Stümperei, mit der man heutzutage kaum noch Sperlinge fängt.

Im untern Stock des Museumsgebäudes befindet sich die Gallerie der Bildhauerwerke. Man findet hier eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Marmorstatuen und Büsten, unter denen manche von griechischer und römischer Arbeit, aber kein einziges jener Werke, welche die Aufmerksamkeit gebieterisch fesseln. Neben den Originalwerken sieht man viele Gypsabgüsse und kleine Nachbildungen in Metall, Alabaster und andern Stoffen. Ein Standbild Karls V. in Erz gegossen verdient Beachtung wegen des außerordentlichen Reichthums der Zierrathen, mit denen es ausgeschmückt, man könnte fast sagen überladen ist. Der Kaiser ist im Panzer dargestellt, die Lanze in der Hand, mit einer allegorischen Figur in Fesseln zu seinen Füßen, die auf einem Haufen zerbrochener Waffen ruhen. Die Gruppe

als Ganzes betrachtet läßt einen unharmonischen Eindruck zurück.

Den Bildhauerwerken hat man eine Reihe ausgezeichneter Mosaikarbeiten zugesellt, von denen die meisten aus den Florentinischen Werkstätten herstammen. Ein einziger Mosaiktisch, in dessen Zeichnungen freilich viel Edelsteine eingerahmt sind, hat, wie man mich versicherte, 90,000 Piaster gekostet. Zwei andere Tische dieser Art zeugen von dem hohen Grade der Kunstfertigkeit, welchen die Madrider Mosaikarbeiter erreicht hatten, ehe die königliche Anstalt, welche sie beschäftigte, zugleich mit der hiesigen Porcellanfabrik von den Engländern zerstört wurde. Diese Madrider Arbeiten, weit entfernt, hinter den Florentinischen zurückzustehen, sind ihnen vielmehr an Feinheit und Wahrheit der Zeichnung überlegen.

Die beste Florentinische Mosaik, welche ich hier gesehen habe, befindet sich in dem sogenannten Casino der Königin; ein Tisch, auf welchem eine Menge naturhistorischer Gegenstände, vorzüglich verschiedene Arten von Muscheln, mit einer unglaublichen Zartheit und Treue dargestellt sind. Dieser Tisch ist zugleich der einzige sehenswerthe Gegenstand, welchen das genannte königliche Gartenhaus enthält, das übrigens mit der größten Einfachheit ausgeschmückt und meublirt ist. Man sieht an den Wänden desselben illuminirte Kupferstiche aufgehängt, die allen Geschmack beleidigen. Auch der magere Garten des Casino bietet nichts Merkwürdiges dar, wenn man anders nicht geneigt ist eine Erzstatue für eine Merkwürdigkeit zu halten, die von vorn Philipp II. und von hinten gesehen Karl V. darstellen soll. Alles wohl erwogen ist der Besuch des Casino der Königin ein verlorener Gäng, und sind die vier Trinkgelder, die es kostet, um sich die unsichtbaren Herrlichkeiten desselben zeigen zu lassen, eine wahre Verschwendung.

Außer dem Casino, welches innerhalb der Stadtmauern liegt, und erst in neuester Zeit als Geschenk des Ayuntamiento von Madrid in die Hände der königl. Familie gekommen ist, hat diese unmittelbar vor den Thoren der Stadt noch mehrere ländliche

Besitzungen von bedeutendem Umfange. Der Stadt zunächst gelegen, und nur ein paar Schritte von dem Thore San Vicente entfernt, ist die Moncloa, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Alba. Die Moncloa besteht aus einem kleinen Wohnhause und einem ungeheuern Parke, dessen größter Theil aber kahl und wüst liegt. Seit ein paar Jahren wird in einem der Nebengebäude der Moncloa für Rechnung der Civilliste eine Porcellan- und Fliesenfabrik betrieben, die für den gewöhnlichen Gebrauch ganz gute Waaren liefert, deren Erzeugnisse sich aber freilich mit den Produkten der ehemaligen Porcellanfabrik im Buen Retiro auch nicht von ferne vergleichen lassen.

Jenseits des Manzanares und dem Schlosse gegenüber, mit welchem es durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, liegt das „Landhaus" der Königin in einem ehemaligen Wildgehege, dessen Mauer drei Stunden im Umfange hat. Das Wohngebäude ist durch lange Vernachlässigung ganz in Verfall gerathen, die an dasselbe anstoßenden Gärten sind klein und unscheinbar, und der größte Theil der Besitzung besteht aus nackter Heide. Die einzige Sehenswürdigkeit der Casa de Campo ist die Reiterstatue Philipps III. von Giovanni di Bologna. Die Königin Christine wollte hier während ihrer regentschaftlichen Regierung eine Musterwirthschaft anlegen, allein die zu diesem Zwecke angefangenen Arbeiten wurden durch die Revolution von 1841 unterbrochen, und sie sind seitdem nicht wieder aufgenommen worden.

Von dem Buen Retiro habe ich schon früher gesprochen. Ich will hier nur noch eine der wunderlichsten Sammlungen, welche man sehen kann und die sich im Retiro findet, erwähnen, nämlich das sogenannte topographische Kabinet. Neben Plänen und Modellen findet man hier ausgestopfte Vögel und Vierfüßler, einige schlechte Bilder der letzten spanischen Könige, in Papier ausgeschnittene Scenen aus der Geschichte des Ritters aus der Mancha, einige Thierfiguren aus Gyps und Marmor, kurz eine Menge der fremdartigsten Gegenstände, die mit dem Namen und mit der Bestimmung dieses kleinen Museums nichts auf der Welt gemein haben. Das bedeutendste Stück dieser bunten Sammlung

ist das Modell des Palastes, den der italienische Baumeister Jubarra (oder Giubarra, denn der spanischen Orthographie fremder Namen ist nie zu trauen) an der Stelle des alten Alcazar zu erbauen vorschlug, welcher 1734 durch's Feuer zerstört ward. Dieses Modell, in zwölf bis fünfzehn Stücke zerlegt, füllt einen ganzen Saal, und seine Ausführung würde Madrid in den Besitz des größten und prachtvollsten aller Schlösser gesetzt haben, die in der heutigen Welt vorhanden sind. Der Palast Jubarra's sollte sechzehnhundert Fuß im Geviert halten, er würde also einen mehr als viermal größern Umfang gehabt haben, als der Escorial, dessen Seiten nicht völlig achthundert Fuß lang sind. Wie der Umfang des Gebäudes, so würde der Reichthum seiner architektonischen Ausschmückung weit über alles gewöhnliche Maß hinausgegangen seyn. So sollten in dem Schlosse, um nur ein Beispiel anzuführen, gegen zweitausend Säulen angebracht werden. Die Zahl der Statuen, mit welchen der Baumeister den Palast bedacht hatte, war noch größer. Zum Unglück für den Plan Jubarra's fand es sich aber, daß derselbe viel zu groß war für den Hügelvorsprung, auf welchem das alte Schloß gestanden hatte, und auf dem auch das neue erbaut werden sollte. Deßhalb, und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf den Kostenpunkt, wurde der Entwurf Jubarra's beseitigt, und zog man ihm den viel bescheideneren Plan Sacchetti's vor, welcher das jetzige Schloß gebaut hat. Aber auch der Plan Sacchetti's war noch immer zu großartig angelegt, denn der von diesem Meister angefangene Bau ist bis auf den heutigen Tag unvollendet geblieben, und wird auch wohl nimmermehr vollendet werden.

Das topographische Kabinet besitzt neben einer Menge ähnlicher Arbeiten ein sehr sorgfältig ausgeführtes Modell des Escorial, an welchem man den allgemeinen Plan dieses Gebäudes vielleicht noch besser kennen lernen kann als von dem Thurme der Klosterkirche herunter. Ein Reliefplan von Madrid, nach dem Maßstabe von einer Linie für die castilianische Elle, wird seiner außerordentlichen Genauigkeit wegen gerühmt. Unter den Reliefplänen befinden sich auch die Nachbildungen einiger spanischen

Festungen, deren man auch in andern Anstalten, namentlich in den Museen der Artillerie und des Geniewesens viele ausgestellt findet. In andern Staaten wird der Plan der Landesfestungen wie ein großes Geheimniß behandelt, während man hier unbedenklich die Nachbildungen der wichtigsten Plätze, wie Cadix, Barcelona, Figueras u. s. w. der Neugier von Einheimischen und Fremden preisgibt; die Franzosenkriege aber haben mehr als einen Beweis dafür geliefert, daß unter gewissen Voraussetzungen jene Heimlichthuerei eben so wenig nützt, als diese Offenherzigkeit schadet.

Der Hauptsaal des topographischen Museums ist ein kostbarer Ueberrest des alten Schlosses im Buen Retiro, welches während der Franzosenzeit zu Grunde gerichtet wurde. Er ist von Giordano ausgemalt, dessen Pinsel sich hier selbst übertroffen hat. Die Hauptgruppe des Deckengemäldes ist eine allegorische Darstellung der Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ, dessen Sinnbild Herkules in eigener Person dem Herzog von Burgund überreicht. Man mag den Gedanken dieses Bildes etwas pedantisch finden, aber die Composition ist von großer Wirkung. Neben der Mittelgruppe sind rechts ein Titanenkopf abgebildet, und links eine symbolische Darstellung der spanischen Weltherrschaft. Das Deckengemälde hat durch die Zeit leider ziemlich stark gelitten, aber doch bei weitem nicht so viel wie die Fresken der Wände, von denen nur noch ein Theil im traurigsten Zustande vorhanden ist, während die übrigen unter der Maurertünche ganz verschwunden sind, als man den Saal 1834 für die Sitzungen der Kammer der Proceres des königlichen Statuts einrichtete.

Ich habe bisher versäumt von zwei öffentlichen Gemäldesammlungen zu reden, die neben dem königlichen Museum bestehen, und die ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Die erste derselben ist das Nationalmuseum in dem ehemaligen Kloster de la Trinidad in der Straße Atocha. Diese Gallerie wurde in zehn Jahren aus einem Theile der Gemälde gebildet, welche sich in den aufgehobenen Klöstern der Hauptstadt und einiger benachbarten Ortschaften vorfanden, und man

vermehrte sie später durch die reiche Gemäldesämmlung des Infanten Don Sebastian, die sammt dessen übrigem Eigenthum zu Handen des Staates eingezogen worden war.

Das Nationalmuseum, obgleich schon 1838 eröffnet, ist leider bis auf den heutigen Tag sehr wenig genießbar. Da man fortwährend daran arbeitet, das ehemalige Dreifaltigkeitskloster für seine neue Bestimmung baulich einzurichten, so ist der größte Theil der Gallerie gar nicht zugänglich. Ueberdieß fehlt es der ganzen Sammlung bis jetzt an aller Ordnung, die Gemälde aller Schulen und aller Zeiten hängen bunt durcheinander, und es ist sogar noch nicht einmal ein Katalog derselben erschienen. Ein flüchtiger Ueberblick genügt indessen, um sich von dem großen Reichthum des Nationalmuseums zu überzeugen. Es zählt gegenwärtig an tausend Gemälde, von denen jeder der guten spanischen Meister einige geliefert hat. Die ausländische Kunst ist in dem Nationalmuseum durch Albrecht Dürer, Vandyk, Rubens, Teniers, Kräyer, Giulio Romano, Giordano, Tizian und viele andere berühmte Namen der niederländischen und der italienischen Schule vertreten. Ich will von den Bildern dieser Gallerie nur eins erwähnen, die Copie oder das Original der Transfiguration im Vatican. Manche Kunstkenner wollen behaupten, das hiesige Bild sey das ursprüngliche Werk Raffaels; andere dagegen schreiben es dem Pinsel Giulio Romano's zu. Ueber den hohen Kunstwerth des Gemäldes sind alle einig. Das Inventarium des Karmeliterklosters, welchem dieß Bild von einem Fürsten Astillano geschenkt worden war, schätzte den Geldwerth desselben auf 40,000 Piaster.

Die zweite Gemäldesammlung, von der ich noch ein Wort zu sagen habe, ist die Gallerie in der Akademie des heil. Ferdinand, einer Lehranstalt für Bildhauerei, Baukunst und Malerei. Die Galerie der Malerschule ist für ihren nächsten Zweck sehr zahlreich; denn sie besteht aus 300 Nummern, unter denen viele Werke ersten Ranges. Als solche nenne ich ein großes Bild Murillo's, die heilige Elisabeth darstellend wie sie Kranke pflegt, und zwei halbkreisförmige Gemälde von demselben Meister, deren

Gegenstand das Traumgesicht ist, durch welches ein Patricier und seine Frau zur Stiftung einer Marienkirche in Rom veranlaßt wurden. Von den übrigen Kunstmerkwürdigkeiten der Akademie erwähne ich nur noch das Modell einer Reiterstatue Philipps V., die, wenn sie im Großen ausgeführt worden wäre, das schöne Standbild Philipps IV. wahrscheinlich in Schatten setzen würde.

Wie ich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes gesagt habe, so wiederhole ich jetzt mit doppelter Ueberzeugung, Madrid ist eine reiche und großartige Stadt, die dem Fremden unermeßlich viel Beschäftigung bietet. Indessen bin ich nicht blind und leider auch nicht gefühllos für die Unannehmlichkeiten des hiesigen Lebens. Man kann in Madrid schöne Tage und noch schönere Abende leben, aber die Nächte sind abscheulich. Ich habe gefunden, daß die spanischen Nachtlager im Allgemeinen viel besser sind als ihr Ruf, und in den meisten Städten des Südens habe ich in den Gasthofbetten ebenso gut geschlafen wie zu Hause, ohne jemals die mindeste Anfechtung zu erleiden. Dasselbe Zeugniß kann ich mehreren Orten in der Nachbarschaft von Madrid geben, namentlich der Granja, Aranjuez und Toledo. In der Hauptstadt selbst aber ist für einen Menschen, der in nordischer Haut steckt, an eine ruhige Nacht nicht zu denken. Obgleich ich ein ganz neues und mit großer Reinlichkeit gehaltenes Haus bewohne, habe ich jede Nacht blutige Schlachten zu liefern. Als ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft auf die Frage, wie ich geschlafen, ein bedenkliches Gesicht machte, und ein übellautendes Wort aussprach, prallte meine Wirthin zurück, indem sie ein dreifaches Kreuz schlug. „Wanzen in meinem Hause!" rief sie aus. „Das ist das erstemal, daß ich davon reden höre. Zahle ich dafür fünfzehn Realen tägliche Miethe? Jesus, mein Gott, Sie haben mir einen Schreck eingejagt, von dem ich mich so leicht nicht erholen werde, wiewohl ich gewiß bin, daß Sie sich vollkommen irren." Die gute Dame setzte die unruhige Nacht mit unerschöpflicher Beredsamkeit auf Rechnung meines durch die Reise aufgeregten Blutes, und läugnete das Vorhandenseyn der kleinsten Wanze in ihrem Hause mit solcher

Zuversicht und Zungenfertigkeit, daß sie mich unfehlbar schimpflich aus dem Felde geschlagen haben würde, wenn mir nicht glücklicherweise das beste aller Beweismittel zu Gebote gestanden hätte, der blutige Augenschein auf den Bettüchern. Bei diesem Anblicke ging es an ein neues Kreuzigen und Anrufen von Heiligen, das endlich auf die Versicherung hinauslief, ich müsse die Wanzen selbst mitgebracht haben. Und bei dieser Annahme ist es denn auch bis auf den heutigen Tag geblieben: es gilt für eine ausgemachte Sache, daß mein Reisekoffer im Winkel des Alkovens der eigentliche Brütofen meines nächtlichen Unglückes ist. Anfangs ärgerte ich mich über diese Behauptung, dann lachte ich darüber, und zuletzt habe ich wahrhaftig angefangen, in gewissen Augenblicken selbst daran zu glauben.

Aber jene ungebetenen Mitschläfer sind nicht die einzigen nächtlichen Feinde, die der Fremde hier in Madrid findet; denn was die Einheimischen betrifft, so sind sie an all jenes Ungemach so gewöhnt, daß ich fast meine, sie vermissen es im Auslande. Sind nach stundenlanger Pein meine Augen endlich im Begriffe, sich zu schließen, so erschallt unter meinem Fenster, wie die Trompete des jüngsten Gerichtes, der gellende Ruf des Nachtwächters, und der Schlaf ist dahin. Diese Nachtwächter sind in Madrid so zahlreich, daß man deren drei oder vier hört, welche sich gegenseitig durch das ohrzerreißende Geschrei zu überbieten suchen, mit welchem sie alle Viertelstunden die Zeit und das Wetter abrufen. Die Nachtwächter thun ohne Zweifel sehr gute Dienste, indem sie die Stadt bewachen und Nachts die vollständigste Sicherheit in den Straßen von Madrid unterhalten, aber ihr unmenschliches Schreien dünkt mich zu diesem Zwecke einigermaßen überflüssig. Und was in aller Welt kann dem guten Bürger von Madrid, der schlafhungrig im Bette liegt, daran gelegen seyn zu erfahren, ob der Himmel trüb oder heiter ist und ob es regnet oder schneit? In andern spanischen Städten wird die Stunde und das Wetter wenigstens mit Maß und Glimpf abgerufen, und in manchen hat man den Ruf des Nachtwächters ganz abgeschafft und eine Pfeife an seine Stelle gesetzt.

Endlich hat die Müdigkeit die sechsbeinigen und die zweibeinigen Feinde meiner Ruhe beseitigt, ich schlafe wie ein Paradiesbewohner, da lärmt es plötzlich herauf, als ob die Meute Actäons durch die Carrera di San Geronimo jagte, und das gleichzeitige Kläffen und Bellen und Heulen von zwanzig oder dreißig Hunden schreckt mich aus dem schwererrungenen Schlafe auf. Die Straßen von Madrid nämlich, nicht minder als die von Konstantinopel, werden Nachts von zahllosen Schwärmen von Hunden heimgesucht, die sich in den Abends vor die Thüren geworfenen Küchenüberbleibseln ihren Fraß suchen. Dieser Hundeunfug hat so arg überhand genommen, daß sogar Bürgermeister und Rath darob in Bewegung gerathen sind und durch Maueranschlag verkündigt haben, daß vom 20. d. M. an jeden Abend vergiftete Brocken in der ganzen Stadt ausgestreut werden sollen. Belohn' es der Himmel dem Ayuntamiento!

An Denselben.

Madrid, 18. August.

Morgen soll von Seiten des Madrider Handelsstandes der große Einspruch gegen das neue Steuergesetz eingelegt werden, von welchem schon mehrere Tage lang die Rede gewesen ist. Alle Läden, so lautet der Oppositionsplan, von dem Gewölbe des Großhändlers bis zu der Bude des unbedeutenden Krämers, ja sogar die Barbierstuben sollen geschlossen werden, und die Bewegungspartei macht kein Hehl daraus, daß sie von dieser Maßregel nichts weniger erwartet als den Sturz der Regierung. Das Ayuantamiento ist heute mit den Gewerken der Bäcker und Metzger in Unterhandlung getreten, um wenigstens einen Aufschub von vier oder fünf Tagen von ihnen zu erlangen, aber man hat der städtischen Behörde rund heraus erklärt, daß man

keineswegs gesonnen sey, der Regierung Zeit zu lassen, die Besatzung von Madrid um 5 oder 6000 Maun zu verstärken. Denn auf einen gewaltsamen Zusammenstoß ist man nicht nur gefaßt, sondern man bezweckt ihn auch, und die Regierung hat in der Voraussicht desselben schon heut Abend alle Offiziere, auch die Truppen in den Kasernen consignirt. Inzwischen versieht sich wer kann mit Lebensmitteln auf mehrere Tage. Die Vorräthe der Bäckerläden waren schon vor Sonnenuntergang größtentheils erschöpft. In mehreren der andern wichtigen Städte des Landes, namentlich in Valencia und Saragossa, scheint ein ähnlicher Schlag gleichzeitig geführt werden zu sollen. Bis zu der gegenwärtigen Stunde (9½ Uhr Abends) ist übrigens in der äußern Haltung der Bevölkerung von Madrid auf den Straßen und Spaziergängen keine Veränderung bemerklich. — Nachschrift. ¾ auf 12 Uhr. Die Stadt ist vollkommen ruhig; die Straßen sind menschenleerer als gewöhnlich. Die Regierung hat den Bäckern ansagen lassen, daß, wer von ihnen morgen nicht zur üblichen Stunde mit Brod versehen ist, ohne weitere Umstände ins Gefängniß geführt werden soll.[1]

An Denselben.

Madrid, 19. August.

Die Madrider Ladenhalter sind Leute von Wort. Mit Ausnahme der Bäcker und einiger andern Eßwaarenhändler, an welche die unmittelbaren Drohungen der Behörden ergangen waren, hatten sie heute Morgen alle vom ersten bis zum letzten ihre

[1] In Paris war am 24. August das Gerücht verbreitet, die Regierung habe durch den Telegraphen die Nachricht erhalten von einem blutigen Zusammenstoß. Die officiellen Blätter schweigen darüber still.

Läden geschlossen. Auch die Kaffeehäuser und sogar die Apotheken waren nicht geöffnet. Von acht bis zehn Uhr wogte es in den Hauptstraßen von Neugierigen, die der Dinge warteten, die da kommen sollen; gewaltthätige Absichten aber gaben sich nirgends in der Menge kund, die überdieß zur Hälfte aus Frauen und Kindern bestand. Bald indessen wechselte die Scene. Als ich gegen halb 11 Uhr aus einem entfernteren Stadttheil nach Hause zurückkehren wollte, kam mir in der Carrera de San Geronimo von der Puerta del Sol her, durch Soldaten verfolgt, ein flüchtiger Menschenschwarm entgegen, der mich mit sich fortriß. Nur durch Nebengassen konnte ich mich der Puerta del Sol nähern. In der Mitte des Platzes war eine kleine Truppenabtheilung aufgestellt, aus welcher in dem Augenblick, wo ich herantrat, einige Schüsse auf das Volk gefeuert wurden. Die Veranlassung zu dieser Feindseligkeit schienen nur einige Vivats gewesen zu seyn; Waffen führte Niemand in dem Volkshaufen, und von einem Angriff auf die Truppen konnte also keine Rede seyn. Inzwischen füllte sich die Puerta del Sol immer mehr mit Soldaten, man fing an, die Zugänge zu derseben abzusperren, und ich fand es gerathen, auf mein Zimmer hinaufzusteigen, von welchem aus sich ein großer Theil dieses Platzes, des Mittelpunktes der Bewegung, übersehen läßt. Mit jeder Minute stieg das Gewühl von Truppen aller Waffen, Grenadiere, Polizeisoldaten zu Fuß und zu Pferde, Lanzenreiter, Jäger zu Pferde, Kürassiere marschirten in starken Abtheilungen auf, und zuletzt erschien sogar eine halbe Batterie Gebirgsgeschütz. Gegen das Volk, das sich an einigen Punkten immer von neuem in Haufen sammelte, wurden mehrere Angriffe mit dem Bajonette und ein paar Reiterchargen im Galopp ausgeführt, die niemals den mindesten Widerstand fanden. Außerdem hörte man auch noch einige Schüsse fallen. Die nach der Puerta del Sol führenden Straßen waren zum Theil durch Truppenabtheilungen gesperrt, denen man Polizeikommissäre und Celadores beigegeben hatte. Mehrere von diesen Beamten sah ich mit unglaublicher Rohheit gegen die Vorübergehenden verfahren, die ihre Weisungen nicht sogleich

verstanden oder deren Gesicht ihnen vielleicht auch nur mißfiel. Einige sehr anständig und friedlich aussehende Leute wurden unter meinem Fenster ohne alle Veranlassung von dem Polizeikommissär mit ihren eigenen Stöcken durchgeprügelt. In der Stunde, wo ich schreibe — 3 Uhr Nachmittags — scheint die Ruhe zwar völlig wiederhergestellt zu seyn, der größte Theil der Truppen ist in die Kasernen zurückgekehrt, und die wenigen Menschen, welche man in den Straßen sieht, haben ihre Häuser augenscheinlich nicht verlassen, um Aufruhr zu machen, sondern um dringenden Geschäften nachzugehen; aber der Abend und die Nacht werden schwerlich ganz ohne blutige Ereignisse verlaufen. — 7 Uhr. Die Truppen sind zwei Stunden wieder in Masse aufgezogen, und nach dem Beispiel der Polizeibeamten üben sie die empörendsten Gewaltthätigkeiten gegen die friedlichsten Leute auf den Straßen. Von Widerstand oder gar von Angriff von Seite des Volkes ist bis jetzt nicht ein Schatten vorhanden. Starke Reiterabtheilungen mit dem politischen Chef, dem Generalkapitän, dem Gouverneur von Madrid an der Spitze durchziehen die Stadt in allen Richtungen. Der General Cordova läßt sich durch die Schwierigkeit der Umstände die Cigarre nicht verleiden, mit der er seinen Truppen wie die Rauchsäule in der Wüste vorandampft. Bei der Puerta del Sol sind einige Bataillone Fußvolk und mehrere Schwadronen Kürassiere aufgestellt. Die Soldaten haben ihr Nachmittagsmahl unter den Waffen eingenommen, und reichlich mit Wein befeuchtet, den man in großen irdenen Krügen an die verschiedenen Posten in den Straßen vertheilt hat. Ein Maueranschlag befiehlt allen Handelsleuten, binnen vier Stunden ihre Läden zu öffnen; wer nicht gehorcht, soll als Aufrührer angesehen und behandelt werden. Bis jetzt hat dieser Schritt keine Wirkung hervorgebracht, vielmehr sind selbst an der Puerta del Sol unmittelbar unter den Kolben und Bajonetten der bewaffneten Macht die Läden nach wie vor geschlossen. Das Wetter ist der Sache der Ordnung günstig. Schon fallen einige Tropfen — die ersten seit sechs vollen Wochen — und für die Nacht droht starker Regen. Ich gebe meinen Brief fünf Stunden vor Postschluß auf, weil

ich fürchte, später den Weg nach dem Posthause, das, wie Sie wissen, an der Puerta del Sol liegt, nicht mehr offen zu finden.

An Denselben.

Madrid, 20. August.

Die Ruhe hat sich, ich darf sagen, unerwarteterweise seit gestern Nachmittag ohne weitere Störung erhalten. Das Volk beschränkte sich von Anfang auf einen passiven Widerstand, doch hat es nicht an gewaltsamen Auftritten gefehlt. Soldaten und Offiziere sollen einzeln überfallen und verwundet worden seyn, und dafür fuhren diese nach Umständen so wüthend drein, daß man sich im Malayenlande glauben könnte, wo es in der Ordnung ist, Rache und Blutdurst an dem ersten besten auszulassen, welcher dem, der irgend eine Beleidigung erlitten hat, in den Wurf kommt! Der Generalkapitän Mazaredo, der Gefahr gelaufen seyn will, den Tod des Königs Pyrrhus zu sterben, hat den vermeintlichen oder wirklichen Eigenthümer der Hand, die den Scherben nach ihm geworfen, auf die Hauptwache führen und ihm dort zweihundert Stockprügel aufmessen lassen. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Maßregel jede Rechtsform für überflüssig erachtet worden ist. Die meisten Personen, welche man gestern und heute verhaftet hat, sind indessen vor eine Kriegskommission gestellt, die bereits drei Todesurtheile ausgesprochen haben soll. Wer da nach der Zuständigkeit dieses militärischen Gerichts fragen wollte, würde durch eine solche Naivetät nur die lächerlichste Unkenntniß der Menschen und der Dinge verrathen. Man nennt bis jetzt drei oder vier Personen, welche gestern durch das Feuer oder die Bajonette der Soldaten das Leben verloren haben. Zehn oder zwölf andere sind schwer verwundet. Einer der letztern, dem man, während er ruhig über die Straße

ging, den Arm entzwei geschossen, hat dem General Cordova, der sich gerade in der Nähe befand, eine sehr leidenschaftliche Scene gemacht und, sonderbar genug! der Gouverneur von Madrid hat den frechen Burschen angehört, ohne ihm auf die beliebige Weise den kurzen Prozeß zu machen. Unter den Getödteten befindet sich ein achtjähriger Knabe, der in der Straße Alcalá im elterlichen Hause erschossen ist, während sein Vater von derselben Kugel lebensgefährlich verwundet wurde. Die Läden waren heute früh eben so wie gestern fast ohne Ausnahme geschlossen, gegen 10 Uhr aber erschienen in allen Hauptstraßen der Stadt Polizeibeamte, um kraft des gestern erlassenen Bando des politischen Chefs die Oeffnung aller Waarenlager und Buden ohne Ausnahme zu verlangen, und dieser Aufforderung, die häufig von schweren Drohungen begleitet war, ist nun wenigstens in dem Mittelpunkt der Stadt im allgemeinen soweit Genüge geleistet worden, daß man die Thüren, aber nicht die Fenster der Läden geöffnet hat. Die Truppen haben die Nacht unter den Waffen zugebracht, und auch im ganzen Laufe des heutigen Tags sind die in allen Hauptstraßen und öffentlichen Plätzen errichteten Wachtposten nicht eingezogen worden. Auf der Puerta del Sol hält fortwährend eine starke Abtheilung Küraffiere, die Gebirgsartillerie jedoch ist heute verschwunden. Reiterrunden, denen an jedem Wachtposten die Losung abgenommen wird, ziehen ohne Unterbrechung durch die Straßen, in denen außer Soldaten und Polizeibeamten nur sehr wenig Menschen zu sehen sind. Die conservative Presse, obgleich sie seit mehreren Wochen mit dem Ministerium gänzlich zerfallen war, nimmt unter den gegenwärtigen Umständen einmüthig Partei für die Regierung. Wir werden das Beispiel nicht nachahmen, sagt der Heraldo mit bitterm und wohlverdientem Hohne, das uns die Progressisten in den Jahren 1842 und 1843 dadurch gegeben haben, daß sie mit uns gemeinschaftliche Sache gegen Espartero machten. Die gemäßigte Partei handelt in diesem Punkt klug und consequent. Wie groß ihre Beschwerden gegen das Ministerium auch seyn mögen, sie kann nicht zu dem gewaltsamen Sturz desselben mit-

wirken, ohne einen Selbstmord zu begehen. Wenn die gemeinschaftliche Gefahr vorüber ist, wird es noch immer Zeit für die Moderados seyn, die schwebenden Händel gegen das Ministerium auszufechten, und entweder auf eine Veränderung der herrschenden Politik, oder auch auf einen ruhigen Kabinetswechsel hinzuarbeiten, welcher die gemäßigte Partei nicht im Besitz der Staatsgewalt gefährdet. Die Regierung gibt übrigens ihrer eigenen Partei und besonders der conservativen Presse alle Tage neue Veranlassung zur Unzufriedenheit. So zuletzt durch die neue Verordnung über die Posttaxen. Es ist handgreiflich, daß es bei diesem Schritt nur auf eine neue Beeinträchtigung des Zeitungswesens abgesehen ist. Das Briefporto ist in Spanien schon jetzt so niedrig gestellt, daß die Herabsetzung, welche es laut jener Verordnung vom 1. k. Mts. an erfahren soll, gar nicht der Mühe verlohnt. Der höchste Portosatz für den einfachen Brief innerhalb des Festlandes von Spanien und der balearischen Inseln beträgt gegenwärtig 11 Quartas, so daß bei der Herabsetzung, auf 1 Real nur für die seltenen Fälle, daß ein Brief den ganzen Durchmesser der Halbinsel zu durchlaufen hat, die geringfügige Summe von 2½ Quartas, oder etwa 6 Pfennig unsers Geldes erspart wird. Gegen diese und ähnliche unbedeutende Erleichterung des Briefportos wird nun das Porto für Zeitungen nach dem Gewichte bis auf den fünften Theil und für andere Druckschriften bis auf die Hälfte des Briefportos vermehrt. Der Heraldo erklärt, daß er, bei dieser Maßregel und bei seiner gegewärtigen Abonnentenzahl, nicht weniger als 25,000 Piaster jährlich verliere. Was die Druckschriften betrifft, die nicht Zeitungen sind und die, man begreift nicht warum, noch viel härter behandelt werden als die Zeitungen, so ist es klar, daß die neue Verordnung sie von der Postversendung so gut wie gänzlich ausschließt. Hat diese Verfolgung von Büchern und Probebogen und andern unschuldigen Drucksachen irgend einen Zweck, so kann es wohl nur der seyn, einen Vorwand zu gewinnen, um die Zeitungen früher oder später in dieselbe Kategorie zu werfen, und damit ihre Verbreitung außerhalb der Stadt, wo sie

erscheinen, unmöglich zu machen. Zur formalen Rechtfertigung dieses neuen Gewaltstreiches beruft sich die Regierung auf die Vollmacht, welche ihr die Cortes in dem zweiten Paragraphen des fünften Kapitels des dießjährigen Finanzgesetzes gegeben haben. Dieser Satz nun lautet wie folgt: die Regierung wird ermächtigt, den bestehenden Posttarif zu verändern, so jedoch, daß das gegenwärtige Briefporto nicht beträchtlich vermehrt wird (sin causar aumento considerable en el coste que tienen actualmente las cartas)." Welch eine Auslegung dieser Vollmacht! Warum nicht lieber zum zwanzigstenmal ein einfaches: sic volo, sic jubeo sagen, als dieses unwürdige Spiel mit den Worten der Nationalvertretung treiben, die man doch allerwenigstens durch Stillschweigen respektiren sollte, wenn man entschlossen ist, sie durch Handlungen zu verhöhnen! Es ist wahr, die Regierung hat das Briefporto nicht „beträchtlich vermehrt," sie hat es sogar vermindert, aber sie hat dagegen das Zeitungsporto verfünffacht. Daß das eine „beträchtliche Vermehrung" der bisherigen Posttaxe sey, wird man vermuthlich nicht abstreiten wollen, aber man wird sich ohne Zweifel darauf steifen, daß die Vollmacht der Cortes eben nur das Briefporto vorbehält, und man wird daraus folgern, daß sie alle anderweitigen Portosätze der unbeschränkten Willkür der Regierung anheimgestellt hat. Brav, ihr Ehrenmänner! Wäret ihr in Carthago geboren, und wäre die punische Politik doppelt so falsch und so verworfen gewesen als die Römer sie uns malen, ein jeder von euch hätte es zum Suffeten gebracht. Abends 8 Uhr. Der Rest des Tages ist durchaus ruhig verlaufen, ohne daß die militärischen Vorsichtsmaßregeln deßhalb beschränkt worden. Die Truppen, welche seit 48 Stunden auf den Beinen sind, werden auch diese Nacht wieder unter den Waffen bleiben. Und diese Vorkehrungen sind allerdings nichts weniger als überflüssig. Die Vorgänge der beiden letzten Tage haben keineswegs dazu beigetragen, die öffentliche Stimmung von Madrid zu verbessern, die frühere Unzufriedenheit ist vielmehr bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert worden. Der passive Widerstand dauert aller Drohungen und aller

Gewaltmaßregeln der Behörden ungeachtet fort. Ich habe heute die Stadt in den verschiedensten Richtungen durchstreift und dem Machtbefehl des politischen Chefs zum Trotz fast überall Kaufläden und Werkstätten geschlossen gefunden. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft des Posthauses und unter den Augen der diktatorischen Gewalt, die in der Person des Generalkapitäns, des Gouverneurs der Stadt und des politischen Chefs ihr Hauptquartier dort aufgeschlagen, hat ein Theil der handeltreibenden Klasse dem an sie erlassenen Gebote Folge geleistet, aber selbst auf der Puerta del Sol ist der untere Stock mancher Häuser fest verrammelt und wie ausgestorben, und in vielen andern Kaufläden hat man bloß die Thüren halb geöffnet. So zeigt sich denn die Behauptung einiger Blätter, daß die Schließung der Läden durch Einschüchterung der Handelsleute von Seite der Partei des Aufruhrs erzwungen sey, in ihrem Werthe. Hie und da mag allerdings eine Drohung in diesem Sinne ausgesprochen seyn, aber im Großen und Ganzen ist jene Protestation gegen das neue Steuergesetz oder vielmehr gegen die Regierung ein freiwilliger Schritt, den man kraft einer Art stillschweigenden Uebereinkommens gethan hat. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß dießmal ein förmlicher Aufruhrplan im Werke sey oder gewesen sey. Dazu fehlt es der Bewegungspartei zwar nicht an Lust, wohl aber an einer kräftigen Organisation und an den genügenden Mitteln. Beschlossen war nichts als die Schließung der Läden; alles übrige war dem selbstständigen Laufe der Ereignisse anheimgestellt. Und was dieser binnen der nächsten Tage mit sich bringen wird, kann noch immer Niemand mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen. Die revolutionäre Partei fühlt wohl, daß sie in diesem Augenblick nicht stark genug ist, um mit eigenen Kräften einen siegreichen Schlag führen zu können, aber sie hofft auf eine Bewegung unter den Truppen, die vermuthlich, auch wenn sie sich anfangs auf ein einziges Bataillon beschränkte, den Ausschlag geben würde. Mit einem Worte, die Krisis ist noch nicht vorüber.

An Denselben.

Burgos, 22. August.

Obgleich ich gestern früh um 6 Uhr Madrid wider Erwarten ohne alle Anfechtung verlassen konnte, machte ich mich doch darauf gefaßt, unterwegs überall für einen flüchtigen Bewegungsmann angesehen, und auf jeder Station mit Paßweitläufigkeiten und Polizeiverhören geplagt zu werden. Aber nichts von dem allem hat stattgefunden. Ich wurde auf dem ganzen Wege hieher kaum eines Gendarmen ansichtig, und nirgends, selbst an dem Thore von Burgos nicht, fragte man nach meinen Reisepapieren. Man sieht wohl, daß die Polizeiwissenschaft in Spanien noch in den Windeln liegt. Der Wellenschlag der letzten Madrider Bewegung macht sich in dem todten Meere, das man Burgos nennt, kaum bemerklich. Wenn man über den großen Marktplatz und durch die bedeutendsten Straßen der Stadt geht, so könnte man fast glauben, daß die unbewegliche Majestät Philipps II. noch immer über Spanien throne, oder doch allerwenigstens, daß die ganze Geschichte des Landes seit 40 Jahren nichts sey als eine Lüge. Das altcastilianische Geschlecht von zerlumpten Braunmäntlern ist hier noch immer Meister des Platzes, und allem Anschein nach eben so umbekümmert um die Politik wie um die meisten andern Interessen des Erdenlebens, außer dem süßen Nichtsthun. Selbst in der gebildeten Welt äußert sich nur eine sehr mäßige Theilnahme an den Madrider Ereignissen, über deren Hergang man sich nicht einmal die Mühe gibt, eine Frage zu thun. Die Offiziere der Besatzung, nach dem Eifer zu schließen, mit welchem sie die vorgestrigen Zeitungen lasen, die heute Morgen angekommen sind, scheinen noch den größten Theil an jenen Vorgängen zu nehmen. Die hiesigen Militärbehörden haben übrigens ihre Vorkehrungen getroffen, um einem etwaigen Gegenstoß des Aufruhrversuchs in Madrid, wie unwahrscheinlich er auch seyn möge, die Spitze zu bieten. Man hat scharfe Patronen an die Truppen

vertheilt und die Wachtmannschaft ist mit Sack und Pack aufgezogen. Ueberflüssige Sorge. Burgos wird nicht eher Opposition machen, als bis die Todten auferstehen.

An Denselben.

Vitoria, 24. August.

So sehe ich mich denn endlich in dem romantischen Baskenlande, das ich so oft im Geiste durchwandert habe, in diesem Lande der wilden Naturschönheiten und des gesetzlichen Menschenfleißes, in dem Lande, wo auf dem Boden uralter Freiheit fort und fort die starken Männerherzen wachsen, deren Saat sich in den meisten Theilen unserer europäischen Welt völlig zu verlieren droht. Obgleich ich die Reisenaivetät, die überall Wunder träumt, in hundert bittern Enttäuschungen längst bis auf die letzte Faser abgenützt zu haben glaube, so würde ich doch nicht allzu sehr überrascht gewesen seyn, wenn ich in diesem Lande die patriarchalische Weisheit in Person unter dem Thore zu Gericht sitzen und das Heldenthum leibhaftig über den Markt schreiten gesehen hätte. Es ist indessen nichts damit, und ich bis jetzt in der Provinz Alava nur ganz einfachen Menschenkindern begegnet, die hier just so aussehen und sich just so geberden wie an andern Orten. Vergebens horche ich selbst nach allen Seiten hin, um wenigstens ein Wort der wundersamen Baskensprache im Fluge zu erhaschen; ich höre nichts, aber auch durchaus nichts als gutes Castilianisch. Man sagt mir, daß die alte Landessprache nicht bloß aus Vitoria, sondern auch aus der ganzen Provinz Alava beinahe völlig verschwunden sey, daß sie nur noch in einigen entlegenen Dörfern an der Gränze von Guipuzcoa und Biscaya verstanden und geredet werde.

Größere Veränderungen als an den Menschen nimmt man

an den Dingen wahr, aber dieser Wechsel tritt keineswegs plötzlich ein, sein Anfang reicht vielmehr bis in die Nachbarschaft von Burgos hinauf. Schon in dem nördlichen Theil von Altcastilien beginnt der fleißigere und bessere Anbau des Bodens, die zahlreichere Bevölkerung, die sorgfältigere Unterhaltung der Straßen, die auch lange bevor man das Baskenland erreicht, mit Bäumen bepflanzt und mit Steinplatten für die Fußgänger eingefaßt sind. Die Dörfer folgen dort schon ziemlich rasch auf einander, sie nehmen eine wohnlichere Miene an, und man sieht darin manche Häuser mit artigen kleinen Gärten, mit grünen Fensterläden, und sogar — etwas Unerhörtes in Urspanien — mit Fenstern, mit wirklichen Glasfenstern. Miranda am Ebro ist der letzte castilianische Ort, welchen man berührt, die Gränze fällt indessen an dieser Stelle nicht mit dem Fluß zusammen, sondern sie liegt eine halbe Stunde diesseits desselben, und sie wird an der Straße durch eine steinerne Pyramide bezeichnet, die auf schwarzer Marmortafel die Worte trägt: Confin de Castilla y de Alava.

Der Ebro bildet übrigens, wie von jeher so auch heut, noch die Zollgränze zwischen den baskischen Provinzen und dem übrigen Spanien, denn die alte Zollfreiheit des Baskenlandes ist bis jetzt nicht völlig aufgehoben, man hat diesen Provinzen vielmehr neben einem Theil ihrer politischen Privilegien auch einige der Steuerbegünstigungen lassen zu müssen geglaubt, in deren ungestörtem Besitz sie seit Jahrhunderten gewesen waren. So erstreckt sich z. B. das Tabaksmonopol des Staates nicht auf die baskischen Provinzen (wohl aber auf Navarra), in denen nach wie vor die Tabakseinfuhr und der Tabakshandel freie Gewerbe sind.

Sobald man den Boden von Alava betritt, bekleiden sich die Berge zu beiden Seiten des Weges mit dichtem Laubwald, und dieser Umstand bildet den einzigen charakteristischen Unterschied, welcher sich zwischen der Gegend diesseits und jenseits des Ebro wahrnehmen läßt, denn in Castilien sind die Höhen, welche mehrere Stunden jenseits der Gränze beginnen, bis zum letzten Augenblick völlig nackt. Der Thalboden von Alava scheint übrigens beinahe in gleicher Fläche mit der castilianischen Hochebene zu

liegen. Das abwechselnde Steigen und Fallen des Bodens auf dem Wege von Burgos nach Vitoria wenigstens ist fast überall so unmerklich, daß der Unterschied der Höhe, in welcher diese beiden Städte über dem Meere liegen, auf keinen Fall beträchtlich seyn kann. Man sagt mir, daß dasselbe von der Straße von Vitoria nach Pamplona gilt.

Vitoria liegt beinahe im Mittelpunkt einer reichen Ebene, die 6 bis 8 Stunden im Durchmesser hat, und die nach allen Seiten hin von grünen Gebirgszügen eingefaßt ist. Die Stadt selbst ist eben so freundlich und anmuthig wie ihre Lage. Vitoria hat durchaus nicht die Miene einer spanischen Stadt. Seine breiten reinlichen Straßen und seine schönen Häuser, aus behauenen Steinen gebaut, geben ihm ein ganz eigenthümliches Gepräge, das man im übrigen Spanien vergebens suchen würde. Besonders stattlich nimmt sich der neue Marktplatz aus, ein gleichseitiges Viereck von prächtigen Häusern gebildet, die von demselben Baumeister nach demselben Plan gebaut sind. Man ist eben beschäftigt, den Markt in einen Stierplatz zu verwandeln, um der Königin auf ihrer Rückkehr nach Madrid ein Nationalfest zu geben. Der ganze Markt ist mit Brettergerüsten eingefaßt, die sich an die Bogengänge der Häuser anlehnen, und die bis an die Fenster des ersten Stocks hinaufreichen. Die Gerüste mit zwanzig und mehr Stufenreihen bilden die Sitze des Parterrepublikums, und die nach dem Platz hinausgehenden Zimmer der Wohnhäuser sind die Logen der vornehmen Welt. Nach der Berechnung eines sachkundigen Bewohners von Vitoria kostet ein großes Stiergefecht in dieser Stadt nicht weniger als 6 bis 7000 Piaster, von denen etwa 1200 auf die jedesmalige Zurichtung des Platzes kommen. Solche Summen kann eine Stadt von 12,000 Einwohnern auf das Vergnügen eines oder höchstens zweier Nachmittage verwenden! Und man glaube nicht etwa, daß die Schaulust des Volks dafür nachträglich das ganze Jahr lang darben muß. Außer den Stiergefechten, die jeden Sommer zwei- oder dreimal wiederholt werden, hat Vitoria ein stehendes Theater, was sage ich, es besitzt in diesem Augenblick sogar eine italienische

Oper, und auf heute Abend sehe ich die Lucia di Lammermoor angekündigt.

Vitoria hat mehrere sehr hübsche Spaziergänge, unter denen mir am meisten der Prado gefällt, eine große Wiese mit Bäumen bepflanzt, unter denen es sich auf dem kurzen dichten Rasen gar anmuthig lustwandelt. Heute (Sonntag) war halb Vitoria auf dem Prado versammelt, und nach der Musik einer Bärentrommel und einer Pickelflöte sprang die liebe Jugend schaarenweise durcheinander, mit oder ohne Takt, aber seelenvergnügt. Ich konnte hier bemerken, daß die alte Landestracht in Vitoria auch unter „dem Volk" fast ganz verschwunden ist. Nur zwei oder drei junge Burschen trugen das Barett mit blauer Quaste; alle übrigen hatten es mit dem castilianischen oder dem andulusischen Hut, oder auch mit der weltbürgerlichen Schirmkappe vertauscht. Frauen und Mädchen zeichnen sich durch ihre Kleidung eben so wenig von den andern Spanierinnen aus, nur daß einige von ihnen noch immer, nach alter Sitte, die Zöpfe lang über den Rücken herabhängen lassen.

Das schönste der öffentlichen Gebäude in Vitoria ist der Palast der Provinzialdeputation, welcher viele deutsche Ständehäuser beschämt. Er war ursprünglich zum Sitz der Generaldeputation bestimmt, und da diese während seines Baues bei der Beschränkung der Fueros abgeschafft wurde, so überwies man ihn der Behörde, welche in gewissem Sinne an ihre Stelle trat. Die Alavesen indessen, welche bekanntlich, gleich den übrigen Basken, fortwährend gegen die Beeinträchtigung ihrer Provinzialverfassung protestiren, haben ihre Protestation auch auf der Inschrift jenes Gebäudes anzubringen gewußt. Die Generaldeputation durften und konnten sie darin nicht nennen, die Provinzialdeputation wollten sie nicht nennen, und da das Haus doch einen Namen haben sollte, so schrieben sie darauf: Diputacion de Alava, ohne alles Beiwort. Solche Vorbehalte haben bei einem politisch gebildeten und kräftigen Volk wie die Basken ihre ernstliche Bedeutung, wie es denn überhaupt in gewissen Verhältnissen keine gefährlichere Opposition gibt als die des Schweigens. Bei

aller Unzufriedenheit der Basken mit ihrer gegenwärtigen politischen Lage scheinen übrigens die letzten Bewegungen in Madrid hier so gut wie gar keine Theilnahme gefunden zu haben. Die Basken sind von jeher gewohnt gewesen, für sich allein zu handeln, und sie wissen sehr gut, daß von Seite der Madrider Fortschrittsmänner, die alle mehr oder weniger dem Centralisationssystem huldigen, am wenigsten für ihre Sache zu hoffen ist.

Die Hauptkirche von Vitoria ist ein sehr altes gothisches Bauwerk, welches in seiner ursprünglichen Gestalt ganz stattlich gewesen seyn muß, dessen erster Plan aber durch vielfältigen Um- und Anbau von innen und von außen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Nur hie und da haben sich einige spärliche Reste der alten Architektur und Bildhauerei erhalten, die davon zeugen, daß Vitoria durch die Geschmacklosigkeit und Rohheit späterer Zeiten ein werthvolles Kunstwerk des frühen Mittelalters verloren hat.

An Denselben.

Pamplona, 25. August.

Heute Morgen habe ich unter dem Donner des Geschützes, das den Namenstag der Infantin Donna Luisa Fernanda feierte, meinen Einzug in „die sehr edle, sehr loyale und sehr heldenmüthige Stadt“ gehalten. Der Zudrang der Fremden in Pamplona ist schon jetzt so groß, daß ich auf der Post in Vitoria bis zum Ende dieses Monats nur einen einzigen Platz offen fand, und daß ich hier an Ort und Stelle erst nach langem Suchen habe unterkommen können. Man erwartet die Ankunft der Königin für den 2. k. M., und die französischen Prinzen sollen, den bisherigen Bestimmungen zufolge, am 4. September eintreffen, um drei Tage hier zu bleiben, und am 7. ihren Rückweg nach Bayonne

anzutreten. Pamplona wimmelt von Soldaten aller Farben, grünen, rothen, gelben, weißen und blauen, und mehrere Regimenter sind noch auf dem Marsch hieher begriffen. Unter den Festen, welche man den Söhnen des Königs der Franzosen geben will, soll natürlich die bei Gelegenheiten dieser Art unausbleibliche Truppenmusterung nicht fehlen, und man beabsichtigt, dieselbe so glänzend einzurichten, als es die vorhandenen Mittel nur immer gestatten. Die halbe Besatzung ist in Bewegung gesetzt worden, um an den Vorbereitungen zu dem Empfang des Hofs und seiner Gäste arbeiten zu helfen. In der Citadelle ist ein großes Zelt aufgeschlagen, in welchem das Offizierkorps den Königinnen und den Prinzen ein Frühstück geben will; die Stadtwälle werden eifrig gesäubert, um sich anständig darstellen zu können, und vor den Kasernen und vielen andern öffentlichen Gebäuden sind zum Zweck einer prächtigen Erleuchtung bereits die Gerüste aufgeschlagen. Stiergefechte, öffentliche Nationaltänze und außerordentliche Theatervorstellungen werden den Rest der Tage ausfüllen, welche der Hof mit seinen französischen Gästen hier zubringen wird. Gebe der Himmel, daß diese Tage vor lauter Festlichkeit nicht gar zu langweilig ausfallen!

An Denselben.

Pamplona, 28. August.

Wenn Sie früher oder später einmal nach Spanien kommen, so reisen Sie doch ja an Pamplona vorbei, wie man einem tollen Hunde aus dem Wege geht; sollte Ihr Unstern Sie aber zwingen, diese von Gott verlassene Stadt zu betreten, in welcher Belzebub mit allen seinen fliegenden und kriechenden Heerschaaren seinen Thron aufgeschlagen hat, dann steigen Sie wenigstens nicht in

dem einzigen Gasthof ab, den Sie hier finden, nehmen Sie vielmehr Ihr Nachtlager im Nothfall mitten auf dem Marktplatze, denn Sie werden dort besser untergebracht seyn. Ich war gestern drauf und dran, mich durch eine verzweifelte Flucht aus dieser Hölle zu retten, aber die Selbstverläugnung hat nach schwerem Kampfe doch gesiegt, und ich warte lebendig oder todt die Feste des künftigen Monats hier ab, in der festen Ueberzeugung, daß mir mein Märtyrerthum im Himmel zu gut geschrieben werden wird. Jene Feste könnten nun aber leicht möglicherweise ins Wasser fallen, denn der Himmel bewölkt sich mit jedem Tag dichter, und wenn Regenwetter eintritt, alsdann lebt wohl Truppenschau, und Stiergefechte, und Nationaltänze auf dem Markte, und Beleuchtung der Stadt und Feuerwerke, kurz, ihr öffentlichen Schauspiele jedes Namens! Ich hätte doch vielleicht besser gethan, gestern abzureisen. Pamplona füllt sich von Stunde zu Stunde mehr mit Truppen und mit schaulustigen Fremden. Man sollte nicht glauben, daß das ganze spanische Heer so viel Gold und Silber in seinem Vermögen habe, als man hier auf den Schultern der Offiziere zur Schau tragen sieht, denen man an allen öffentlichen Orten zu Hunderten begegnet. Vorzugsweise sind die wenigen alten Regimenter, welche die spanische Armee gegenwärtig besitzt, nach Pamplona berufen worden, denn man hofft natürlich mit Soldaten, die fünf oder sechs Jahre Dienstzeit haben, bei den französischen Gästen mehr Ehre einzulegen, als mit den Rekruten von gestern und vorgestern, die den größten Theil der spanischen Truppen ausmachen. Aber wie Rekruten werden jene alten Soldaten vom Morgen bis zum Abend auf den Exercirplätzen umhergehetzt, so daß ich fürchte, sie verwünschen im Grund des Herzens die feierliche Veranlassung ihrer verdoppelten und verdreifachten Arbeit. Mit dem besten Willen und der größten Anstrengung wird man es indessen doch nicht dahin bringen, den Franzosen einen besonders vortheilhaften Begriff von der spanischen Exercirkunst und Manövrirkunst beizubringen. Glücklicher Weise machen die Franzosen in diesen Punkten keine allzugroßen Ansprüche; jedem deutschen Inspektionsoffizier aber würden die

Haare zu Berge stehen, wenn er die Unregelmäßigkeit sähe, mit der die Truppen selbst den Parademarsch ausführen. In einem Stücke indessen sind die spanischen Regimenter den französischen ganz entschieden überlegen, nämlich in der Musik, die bei allen hiesigen Corps, fast ohne Ausnahme, vortrefflich ist. Die spanischen Offiziere stehen den französischen an militärischer Haltung und an Eleganz der Erscheinung wenigstens nicht nach. Von den Truppen läßt sich nicht ganz dasselbe sagen. Nur in einigen Reiterregimentern findet man in größerer Anzahl schöne und stattliche Leute, deren Aeußeres schon eine günstige Meinung von den kriegerischen Leistungen gibt, die man von ihnen zu erwarten hat.

An Denselben.

Pamplona, 30. August.

Wissen Sie schon die große Neuigkeit? Der große Montes ist angekommen. Franz Montes von Chiclana „weilt in unsern Mauern," um im Weimarischen Correspondentenstyl zu reden, mit einem Wort, Montes ist da. Ich wurde heute Morgen zu ungebührlicher Stunde mit dieser wichtigen Nachricht aufgeweckt, und ich habe sie seitdem durch ein Dutzend glaubwürdige Personen wiederholen hören, so daß Sie sich auf die Richtigkeit meiner Meldung unbedingt verlassen können. Er hat seinen Einzug in Pamplona spät Abends gehalten, der bescheidene Mann, sonst würden ihn ohne Zweifel die Kanonen der Citadelle begrüßt haben, und das Volk hätte ihm die Pferde ausgespannt. Das Ayuntamiento von Pamplona hat den berühmten „Degen" durch ein feierliches Sendschreiben berufen, in welchem ihm jede beliebige Geldforderung, ich sollte sagen, jeder beliebige Ehrensold, den er verlangen mag, von vorneherein bewilligt worden ist; denn

das Ayuntamiento will Ehre einlegen bei dem Hofe und bei den französischen Gästen, und sollte der letzte Quarto der Stadtkasse drauf gehen. Als guter Hausvater denkt das Ayuntamiento indessen gleichwohl darauf einen möglichst großen Theil seiner Kosten wieder einzubringen, und es hat deßhalb nicht nur die Eintrittspreise zu den Stiergefechten sehr hoch gestellt, sondern es rechnet auch auf den Preis der Leichen, die bei diesen Festen auf dem Platze bleiben werden. Nicht genug, daß die Väter der Stadt die todten Stiere zum Verkauf ausbieten, sie schreiben auch einen Aufstreich über die Häute der gefallenen Pferde aus, während Stiere und Pferde noch lebendigen Leibes sind, und sich Klee und Hafer wohl bekommen lassen. Wie herzlos! Morgen soll jener barbarische Aufstreich stattfinden, und es wird schwerlich an Mezgern ohne Zartgefühl und an undelikaten Gerbern fehlen, die sich kein Gewissen daraus machen, um die Leiche eines lebendigen Wesens zu feilschen. Das bekannte Sprüchwort, welches von dem Bärenfelle handelt, könnte indessen auch von der Pferdehaut gelten und sich ganz besonders in unserem Falle bewähren. Wir haben nämlich seit zwei Tagen bei empfindlich kalter Herbstluft ein sehr bedenkliches Regenwetter, welches den Erfahrungen der Landbewohner zufolge immerhin vier Wochen andauern kann. Es bleibt dabei, daß der Hof am 3. k. M. hier eintrifft. Die königliche Familie (die höchsten Herrschaften würde ich sagen, wenn ich nicht Bedenken trüge, das Blumenbeet des Flachsenfingischen Correspondentenstyls gar zu arg zu plündern) wird ein Privathaus beziehen, das mit einer ganz ungewöhnlichen Pracht zu ihrem Empfange hergerichtet seyn soll. Auch der Troß der Dienerschaft, der Pferde und Wagen ist, wie ich sagen höre, bei weitem zahlreicher und glänzender als bei allen frühern Reisen der Königin. Die Zahl der Truppen, welche gegenwärtig in Pamplona versammelt sind, wird auf zehn- bis zwölftausend Mann geschätzt. Der Andrang der Fremden steigt mit jedem Tage, so daß die Miethpreise schon jetzt zu einer fabelhaften Höhe hinaufgeschroben sind. Noch schwieriger als die Frage des Unterkommens aber ist für die Fremden die Frage des Wiederfortkommens,

denn die Eilwägen haben für die Zeit des Aufbruches der Königin die Einstellung ihres Dienstes angekündigt, weil alle ihre Gespanne von dem Hofe für seine Rückreise nach Madrid in Anspruch genommen sind. In manchem andern Lande würde auf solchen Grund hin eine Unterbrechung des Eilwagendienstes ganz gewiß nicht stattfinden; man würde dort die Aufopferung des Publikums von der einen Seite nicht verlangen und von der andern Seite ebensowenig bewilligen.

An Denselben.

Pamplona, 5. September.

Der Stierplatz in Pamplona, der vor ein paar Jahren mit einem Kostenaufwande von 50,000 Piastern erbaut worden, faßt über 8000 Personen, aber wäre er auch doppelt so groß, er würde zu klein gewesen seyn für die Menschenmenge, welche heute Zutritt zu dem Nationalschauspiel verlangte. Gestern und vorgestern ging es vor den Bureaux, wo die Einlaßkarten ausgegeben werden, so wild her,

„Daß wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
Um ein Billet man sich die Hälse brach."

und heute war vom frühen Morgen an das Gedränge vor den zehn oder zwölf Eingangsthoren des Platzes wo möglich noch schlimmer, denn jedermann fürchtete trotz seiner Einlaßkarte keinen Sitz zu finden, wie denn das bei solchen Gelegenheiten den Säumigen allerdings manchmal begegnet. Die Stiergefechte gelten in Spanien ganz allgemein für die einzige öffentliche Angelegenheit, in welcher gewissenhaft, programmmäßig und vor allen Dingen mit Pünktlichkeit verfahren wird, und meinen bisherigen Erfahrungen zufolge muß ich sagen, daß dieser Ruf ganz gut begründet

ist, ebensowohl in dem, was er zu Gunsten der Stiergefechte bejaht, als in dem, was er auf Kosten aller übrigen öffentlichen Dinge verneint. Dießmal indessen sollte sich der gute Name der Stiergefechte im Stücke der Pünktlichkeit nicht bewähren. Der Anfang des Schauspiels war für 11 Uhr angekündigt, aber die Königin mit ihrer Begleitung ließ die versammelte Menge beinahe zwei Stunden länger in der stechenden Mittagshitze warten. Das Volk rächte sich für diese rücksichtslose Behandlung dadurch, daß es beinahe gar nicht in den Zuruf einstimmte, welcher von einigen Logen aus an die Königin gerichtet wurde, und durch den von anderer Seite her einige Pfeifentöne hindurchgellten. Als unmittelbar darauf die Quadrilla mit Montes an der Spitze ihren Einzug in den Ring hielt, da brach der Volksjubel mit solchem Ungestüm los, daß der Contrast des Empfanges der Königin mit dem Empfang der Stierfechter selbst für den gleichgültigen Beobachter hätte peinlich werden können. Die Quadrilla zog vor die königliche Loge, begrüßte die Königin durch eine Kniebeugung, und nahm den Schlüssel in Empfang, welcher ihr als Zeichen der Erlaubniß zum Beginne des Spiels durch Isabella II. eigenhändig zugeworfen wurde. Das Gefecht wurde mit einem kleinen Teufel in Stiergestalt sehr glänzend begonnen. Binnen zehn Minuten lagen drei Pferde ausgeweidet auf dem Platze, und zwei oder drei andere waren mit nachschleifenden Gedärmen weggeführt. Die beiden französischen Prinzen folgten dem Gange des Spieles mit augenscheinlicher Spannung, die Herzogin von Nemours aber, der man den Ehrenplatz zwischen der Königin und der Infantin angewiesen hatte, hielt sich fast beständig hinter ihrem Fächer versteckt. Eine der französischen Begleiterinnen der Herzogin, die Gräfin Bresson, verließ die Loge in aller Eile, um nicht wieder zu erscheinen; sie hatte sich seekrank nach Hause fahren lassen. Die Königin Isabella und ihre Schwester dagegen bewährten ihr spanisches Blut dadurch, daß sie mit der lebhaftesten Theilnahme unverwandt drein schauten, wie blutig es in dem Ringe auch immer herging. Die navarresischen Stiere gelten für die besten in ganz Spanien, und ich kann ihnen das Zeugniß

geben, daß sie wenigstens die tapfersten sind, die ich gesehen habe. Leider sind die völlig reifen Stiere der ganzen Provinz schon im Laufe des Sommers auf den zahllosen Stierplätzen, die es in dieser Gegend gibt, von der Schaulust des Volks verzehrt worden, und man hat sich deßhalb für das gegenwärtige Fest mit jungen dreijährigen Thieren begnügen müssen, denen es noch an Kraft fehlt. Ihr Feuer und die Leichtigkett ihrer Bewegungen dagegen sind unvergleichlich. Wie Windspiele jagen sie durch den Ring hinter dem Feinde drein, und wehe dem Torero, der sich ihnen gegenüber mehr auf die Schnelligkeit seiner Füße als auf seine Gewandtheit verlassen wollte, wie dieß bei den großen, schweren castilianischen Stieren ohne Gefahr geschehen kann. Montes selbst, der gewöhnlich mit dem Stiere spielt, als ob es ein Lamm wäre, wurde in einem Augenblick der Unachtsamkeit in so wilder Flucht aus dem Ringe getrieben, daß er mit dem Kopfe voran diesseits der Schranken niederstürzte. Glücklicherweise hatte er keinen Schaden genommen, und er setzte sein verwegenes Spiel mit verdoppelter Keckheit fort. In die Mitte des Ringes hatte man eine lebensgroße Puppe gepflanzt, die der Wuth des Stieres preisgegeben werden sollte. Dieser aber, als ob er den Possen gemerkt hätte, bekümmerte sich lange Zeit gar nicht um den Strohmann, an welchem er mehrmals dicht vorbeilief, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Endlich, nachdem er seine lebendigen Feinde lange vergeblich verfolgt hatte, warf er sich wie aus Verzweiflung auf die Puppe, die in ihrem Falle von einer Schaar weißer Tauben entbunden wurde. Die armen Thierchen hatten aber', sey es durch den heftigen Stoß des Stieres oder durch die lange Einsperruug, die Kraft zum Fliegen verloren, und sie blieben trübselig auf dem Sande sitzen. Zuletzt ergriff ein Torero eine dieser Tauben, um sie in die Luft zu werfen, und siehe da, die Taube setzte sich auf das Geländer der Hofloge just vor die Königin nieder, so daß diese bloß die Hand zu öffnen brauchte, um sich des Vogels zu bemächtigen. Die Taube wurde ein Weilchen von den Damen geliebkost, und dann einem Kammerherrn übergeben, der sich mit dem neuen Günstling entfernte, nachdem

er ihn pflichtschuldigst mehrmals an seine Wange gedrückt hatte. Als sechs Stiere nach allen Regeln der Kunst von den Leuten vom Handwerk gehetzt und gefällt waren, erschien ein Trupp von zwölf bis fünfzehn „Liebhabern“ im Ring, die den letzten Stier nach hiesiger Landessitte bekämpfen sollten. Die neuen Toreros trugen meist Jacken und Beinkleider, Stricksandalen an den Füßen und ein buntes Tuch auf dem Kopfe, und als Waffe führten sie eine Pike mit fingerlanger Spitze. Sie stellten sich zu beiden Seiten der Thür des Zwingers auf, um den Stier gleich bei seinem Eintritt Spießruthen laufen zu lassen. Der Stier mit einem Dutzend Stichwunden im Leib rettete sich nach der entgegengesetzten Seite des Ringes. Die Quadrilla folgte ihm in geschlossener Reihe und mit eingelegter Pike. Der Stier, hart an die Schranken gedrängt, entschloß sich endlich zum Angriff, und mit drei großen Sprüngen hatte er die Linie seiner Verfolger durchbrochen, aber nicht ohne eine Anzahl neuer Wunden davonzutragen. Dafür ließ er aber auch einen der Pikenmänner regungslos hinter sich auf dem Sande liegen. Die Quadrilla, ohne auch nur einen Seitenblick auf ihren gestürzten Kameraden zu werfen, rückte zum zweitenmale langsamen Schrittes auf den Stier los, der sich auch dießmal wieder Luft machte, indem er einen der Torreros im Anlauf betäubt zu Boden streckte. Diese beiden Leute würden vielleicht auf der Stelle getödtet worden seyn, wenn man nicht die Wirkung der Hörner des Stiers durch lederne Polster geschwächt hätte, die an ihren Spitzen angebracht waren. Inzwischen war der Stier durch die erhaltenen Stiche zu einem neuen Angriff unfähig geworden, er stand wehrlos an den Schranken und wurde unter kläglichem Brüllen von den Pikenmännern erstochen. Dieß Schauspiel hat mich angeekelt. Ich lasse mir den Kampf Mann gegen Stier gefallen, der gewöhnlich mit einem oder zwei Degenstößen beendigt wird, aber ein tapferes, edles Thier von einer ganzen Banditenbande mit Stiletstichen zu Tode peinigen zu sehen, dieß ist kein Schauspiel, mit dem ich mich jemals versöhnen könnte. In dem gewöhnlichen Gefechte stirbt der Stier immer, ohne einen Laut von sich zu geben, und das klagende

Brüllen des Thieres, welchem jene Metzgerknechte heute Nachmittag auf eine so kannibalenmäßige Weise den Garaus machten, war ohne Zweifel eine Protestation gegen die Mißhandlung aller ritterlichen Sitte und gegen die Verletzung des ehrlichen Kriegesbrauchs zwischen Mensch und Thier. Um halb 1 Uhr hatte das Publikum den Circus verlassen, und zwei Stunden später füllte es ihn von neuem, um einem Turnier — wir würden sagen einem Carrousselreiten — beizuwohnen, welches der Königin von dem Offiziercorps der Besatzung von Pamplona gegeben wurde. Die Quadrilla bestand aus einigen zwanzig jungen Offizieren, wohlberittene, gute Reiter in reichen historischen Anzügen, und jeder von einem Schildknappen zu Fuß begleitet. Die erste Erscheinung dieser bunten Schaar, wie sie nach Begrüßung der Königin auf ihren feurigen Pferden durch den Ring sprengte, war wirklich wie ein lebendiges Bild aus phantastischer Welt. Der rothbekreuzte Mantel des Tempelritters flatterte neben dem Turban des schlanken Saracenen, der Hidalgo des sechzehnten Jahrhunderts galoppirte zur Seite des Edelmanns vom Hofe Ludwigs XIV.; einige Polen und Neugriechen beschlossen den Zug. Nach einigen Rundritten und Schwenkungen, welche recht gut ausgeführt wurden, begannen die vorzugsweise sogenannten ritterlichen Uebungen. Zuerst ging es an ein heftiges Lanzenbrechen. Bei jeder Begegnung zweier Kämpfer flogen die Splitter umher, denn man hatte die Lanzen wohlweislich so hergerichtet, daß sie bei der ersten Berührung mit dem Körper des Mannes oder des Pferdes zerbrachen oder vielmehr in Stücke fielen. Dann folgte ein Schwertkampf zweier Ritter, in welchem ein paar Hiebe ganz gut geführt und parirt wurden, der aber bald geendet werden mußte, weil die Pferde die Sache für Ernst nahmen, und hoch aufgebäumt gleichfalls gegen einander einhieben. Ringstechen mit dem Dolche, Scheibenstechen mit der Lanze, Speerwerfen und verschiedene andere Reiterstücke dieser Art bildeten den Rest des Schauspiels. Beinahe alle diese Uebungen wurden sehr mittelmäßig ausgeführt, theils weil die Pferde zu scheu waren, theils weil es den Reitern an Fertigkeit fehlte. Nur in einer einzigen Uebung, und nicht gerade der

leichtesten, thaten sie sich fast alle hervor. Es kam darauf an, im vollen Laufe des Gaules einen schmalen Bandzipfel mit der Lanze zu treffen, und wenn man traf, so blieb das Band, indem es sich abrollte, an den Widerhaken der Lanzenspitze hängen. Mehrere der Ritter hatten nach drei Rennen drei solcher lustig wehender Fähnchen an ihren Lanzen. Das Turnier war mit Einbruch der Dunkelheit zu Ende gegangen, und um 9 Uhr war das Volk auf dem großen Marktplatz der Stadt zu einem dritten Fest, einem Feuerwerk, versammelt. Der Hof, der sich vermuthlich die Erfahrung vom Morgen her zu Nutzen gemacht hatte, stellte sich dießmal wie bei dem Turnier auf den Schlag der festgesetzten Stunde ein. Obgleich die Spanier ausgezeichnet gute Feuerwerker sind, so haben sie doch mit ihrer heutigen Leistung keine große Ehre eingelegt. Das Feuerwerk war überaus mager, und es erschien doppelt kümmerlich dadurch, daß man es ganz übermäßig in die Länge zog, als ob man glaubte, die Aermlichkeit des Schauspiels hinter seiner Dauer verstecken zu können. Nur ein einziges Stück des Feuerwerks brachte eine befriedigende Wirkung hervor, die Darstellung der Belagerung eines festen Schlosses. Die Burg wird zu Wasser und zu Land hart angegriffen, aber sie bleibt dem Feind keinen Schuß schuldig, und jede Brandkugel, die man auf sie schleudert, wird von ihr mit einer Brandkugel erwiedert. Aber die Belagerer sind allzustark, die Munition fängt an dem Schlosse auszugehen, seine Thürme und Zinnen fallen in Trümmer, und zuletzt antwortet nur noch eine einzige Batterie dem feindlichen Feuer. Da trägt eine Bombe den Brand in das Schloß. Hochauf lodern die Flammen, schwarzer Qualm erfüllt die Luft, das Feuer der feindlichen Geschütze richtet sich mit verdoppelter Stärke gegen die Brandstätte und die letzte Batterie der Festung wehrt sich mit verzweifelter Energie. Aber die Flamme greift immer weiter um sich, sie erreicht den Pulverthurm, mit furchtbarem Krachen fliegt das Schloß in die Luft, und die ganze Scene versinkt in Nacht und Schweigen. Eine höchst sonderbare Wirkung brachte die Beleuchtung des Marktplatzes durch bengalisches Feuer hervor. Die eigenthümlichen Formen der hohen Gebäude,

die hellen Farben, mit denen sie bemalt oder behangen waren, die Menschenhaufen, welche auf ihren Balkons unbeweglich zusammengedrängt standen, das alles im räthselhaften Lichte jenes Kunstfeuers gesehen, bildete ein Schauspiel so grell und doch so geheimnißvoll, daß die Einbildungskraft eines Hoffmann ein wunderbares Mährchen, das noch nicht geschrieben ist, aus diesem Anblick gesponnen haben würde. Den französischen Gästen zu Ehren wurde das Kreuz der Ehrenlegion und die französische Nationalfahne in farbigem Feuer dargestellt. Einzelne Raketen, einzelne Leuchtkugeln, die man dem Publikum wie Armenpfennige zuzählte, verlängerten das Schauspiel bis halb eilf Uhr. Nachdem das letzte Pulverkorn endlich verknallt war, wurde unter dem königlichen Balkon — dem Balkon des Theaters — bei Fackelschein ein Nationaltanz aufgeführt, den ich leider nicht gesehen habe, und Mitternacht war nahe, als man gewissenhafterweise endlich aufhören durfte sich zu „amüsiren".

An Denselben.

Pamplona, 7. September.

Der gestrige Tag wurde mit Truppenmusterung und Manövrirübungen ausgefüllt, welche, wie es scheint, recht gut ausgefallen sind; von spanischer Seite zeigt man sich wenigstens sehr zufrieden mit dem Ergebnisse, und auch aus dem Munde französischer Offiziere hörte ich einige beifällige Urtheile darüber. Für den Abend war ein großes Hofconcert angekündigt, aber ein sündfluthlicher Regen, der stundenlang ununterbrochen vom Himmel strömte, machte es den meisten der eingeladenen Personen unmöglich, sich nach dem Palast zu begeben, denn man hat in Pamplona auch nicht daran gedacht, für solche Fälle, obgleich sie sich hier

sehr oft ereignen sollen, Barken und Gondeln zu bauen, Miethwagen gibt es ebensowenig, und die Hofwagen rührten sich nicht; ich glaube sogar, man hat die wenigen Personen, welche sich durch den Regen hindurch bei der Königin eingefunden hatten, ebenso wie sie gekommen waren, wieder nach Hause geschickt, das heißt zu Fuß und bis an die Knöchel in Koth und Wasser watend. Dieser Mangel an gastfreundlicher Sorge von Seite des Hofes beschränkt sich indessen nicht auf den großen Haufen der hoffähigen Welt, sondern er erstreckt sich auch auf die französischen Verwandten der Königin. Man hat ohne allen Zweifel den besten Willen, die französischen Prinzen auszuzeichnen und ihnen die größte Zuvorkommenheit zu beweisen, man weiß aber diese guten Absichten nicht recht ins Werk zu setzen. Es sind ganz unglaubliche Verstöße gegen das Herkommen und sogar gegen die Gesetze der natürlichen Etikette vorgekommen, Dinge, welche beweisen, daß man am spanischen Hofe nicht nur alle Traditionen vergessen hat, sondern auch nicht das mindeste savoir-faire besitzt. So z. B. hat man versäumt, den französischen Prinzen nach herkömmlicher und wohlbegründeter Sitte einen Adjutanten beizugeben, eine Taktlosigkeit, die freilich zunächst dem General Narvaez zur Last fällt, für die aber mit einer Umkehrung der in politischen Dingen geltenden Grundsätze nichtsdestoweniger vorzugsweise der Hof verantwortlich ist. Kurz es macht sich im höchsten Grade fühlbar, daß der Hof seit zwölf Jahren verlernt hat, Gäste zu empfangen. Der mündliche Verkehr der Königin mit ihren Gästen scheint nicht sehr lebendig zu seyn. Während der beiden Stiergefechte, denen der Hof beiwohnte, herrschte gar keine Unterhaltung in der königlichen Loge, deren Inhaber von Anfang bis zu Ende des Schauspiels stumm und steif in gemessener Entfernung neben einander saßen. Die übrigen Zusammenkünfte im Palaste, in der Wohnung der Prinzen und an andern Orten sollen gleichfalls einen etwas frostigen Anstrich gehabt haben. Man darf den Grund davon übrigens nicht allzutief suchen, er liegt vielmehr recht hauptsächlich in dem einfachen Umstande, daß die französischen Prinzen nicht spanisch sprechen, während die Königin

und ihre Schwester bei aller Sorgfalt, welche ihre Mutter seit zwei Jahren auf ihre geistige Erziehung verwendet hat, doch des Französischen nicht so weit mächtig sind, daß sie es mit Sicherheit reden könnten. Der heutige Sonntagsmorgen wurde von der Welt, deren Tag um eilf oder zwölf Uhr anfängt, mit einer kirchlichen Feier in der Kathedrale begonnen, von welcher der große Haufe durch eine Truppenkette ausgeschlossen war. Die beiden Söhne Ludwig Philipps hatten sich der Theilnahme an dieser Handlung überhoben, von der man ihnen vermuthlich vorausgesagt, daß sie nach spanischer Weise zwei oder drei Stunden lang dauern werde. Der General Narvaez erscheint bei kirchlichen Festen niemals. Unmittelbar nach der Beendigung des Gottesdienstes begab sich die Königin mit ihren Gästen nach dem Circus, um dem zweiten Stiergefechte beizuwohnen. In jedem andern Lande würde ein so rascher Uebergang von einer religiösen Feier zu einem blutigen Schauspiele im höchsten Grade anstößig seyn, in Spanien aber hat Niemand eine Ahnung davon, daß irgend Jemand Anstoß daran nehmen könne. Im Gegentheil, man fand es auffallend, daß die Königin, statt für einige Augenblicke im Palaste abzusteigen, nicht gerades Weges aus der Kathedrale nach dem Stierplatze fuhr, wie man erwartete, damit die in der Kirche verlorne Zeit einigermaßen wieder eingebracht werde. Die spanische Geistlichkeit selbst beschränkt sich nicht darauf, die evangelische Duldung in ihrem weitesten Umfange auf die Stiergefechte anzuwenden, sondern sie ermuthigt auch die Lust des Volkes an diesem wilden Spiele durch ihr eigenes Beispiel. Die hiesigen Pfarrer nehmen nicht den mindesten Anstand, die Stiergefechte zu besuchen, an deren Gang sie ebenso leidenschaftlichen Antheil nehmen wie alle übrigen Zuschauer, und ich möchte nicht darauf wetten, daß die Clerisei der Kathedrale, welche die Königin in Procession an die Kirchthüre begleitet hatte, ihr nicht auch in das Stiergefecht gefolgt sey. Wenn die Geistlichen solche unheilige Orte besuchen, so legen sie zwar ihren schwarzen Mantel und ihren ungeheuren Klapphut ab, aber ohne deßhalb ihren amtlichen Charakter in ihrer Tracht zu verläugnen, welche sie nichtsdestoweniger

schon von weitem als Diener des Altars kenntlich macht. Das heutige Stiergefecht fiel noch besser aus als das erste. Mehrere der Stiere wurden nach mancher tapfern That so meisterlich gefällt, daß das Volk sie dem Sieger einmüthig als Beute zuerkannte. „Es tuyo! es tuyo!“ — denn die Stierfechter werden auf dem Platze immer geduzt — ist der Ruf, mit welchem das Publikum diese Belohnung zuspricht. Der „Degen“, an welchen dieser schmeichelnde Zuruf ergeht, schneidet dem todten Stier zum Zeichen der Besitzergreifung ein Ohr ab, wirft es vor der Loge des Ayuntamiento in die Luft, und wird dadurch Eigenthümer des Thiers. Der weiland geheime Justizrath Ritter Hugo würde uns eine schöne Abhandlung über diese rechtssymbolische Handlung geschrieben haben, wenn er ihr Augenzeuge gewesen wäre wie ich, der unwürdigste von den Schülern des seligen Herrn, die dessen Rechtsencyklopädie einst gehört haben. Nach der Beendigung des Stiergefechtes und mit Einbruch der Dunkelheit fing man an, die Citadelle zu erleuchten, in welcher die Besatzung von Pamplona dem Hofe ein nächtliches Fest bereitet hatte. Bald brannte auf jeder Pallisade ein Lämpchen, und auf den Mauern und Wällen der Citadelle waren in unabsehbaren Reihen flammende Bomben gepflanzt, so daß sich alle Hauptumrisse der Festung in feurigen Linien auf dem gewitterschwarzen Nachthimmel abzeichneten. Die Königin wurde mit Fackeln, Musik, Kanonenschüssen und Glockengeläute in der Citadelle empfangen, wo sie ein hübsches Zelt für sich und ihre Begleitung eingerichtet fand. Nachdem man einen kurzen Gang durch die Festung gemacht und einige Erfrischungen genommen hatte, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welches die Beschießung der Citadelle darstellen sollte, das aber noch viel dürftiger ausfiel als das Feuerwerk von vorgestern. So endete der dritte Tag der Feste von Pamplona. Die französischen Prinzen werden die Stadt morgen in der Frühe verlassen und die Königin wird übermorgen nach Madrid aufbrechen. Der Herzog von Nemours hat an Minister, Offiziere, Hofbeamte und Stierfechter eine Menge werthvoller Geschenke vertheilt. Dem General Narvaez ist im Namen des Herzogs ein

schöner Degen mit der sonderbaren Inschrift: Je suis vierge, überreicht worden. Die Jungfräulichkeit eines Schwertes gilt trotz der friedlichen Richtung unserer Zeit noch immer nicht für ein Verdienst, und am allerwenigsten in der soldatischen Welt, welcher der Herzog von Nemours so gut angehört, wie der spanische erste Minister. Je mehr Blut an einer Klinge haftet, desto größeren Werth hat sie in den Augen unseres Zeitalters, das noch immer zu neun Zehntheilen ächt barbarisch ist, und jene Inschrift klingt deßhalb, wie mich dünkt, just wie eine Aufhetzerei. Welchen Gegenstand und Zweck kann aber ein solches Mephistopheles-Wort haben? Will der Herzog von Nemours den spanischen Kriegsminister etwa zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen in Afrika anfeuern? Ich will mir indessen den Kopf nicht darüber zerbrechen, denn es ist sehr wohl möglich, daß die Bedeutung der Inschrift des Degens nicht über den Wortlaut hinausgeht, so daß es scheinen könnte, als ob sie nur die Stelle der Quittung des Schwertfegers vertrete, als ob man dem General Narvaez dadurch bloß zu verstehen geben wolle, der Degen sey nicht etwa vom Trödler gekauft, sondern er komme wirklich funkelnagelneu aus der Werkstatt. — Seitdem die Königin Madrid verlassen hat, befindet sich in ihrem Gefolge eine Spitzbubenbande, welche die Naivetät und die unbedachte Neugier von Provinzbewohnern und Fremden beinahe überall mit einem außerordentlichen Glück ausgebeutet hat. In Barcelona, in San Sebastian, in Mondragon, kurz fast an allen Orten, wo der Hof sich einige Zeit aufgehalten hat, sind durch jene Taschendiebe schwere Steuern von dem Publikum der Gaffer erhoben worden. Hier in Pamplona aber scheinen die fraglichen Herren den besten Fischzug gethan zu haben. Unter drei Personen, die man im Gespräch mit einander trifft, ist gewöhnlich eine, welche in mehr oder weniger warmem Tone die Geschicklichkeit der hiesigen Diebe rühmt. Die Polizei ist diesen fingerfertigen Leuten bis jetzt auch nicht von fern auf die Spur gekommen, und man vermuthet nur auf gut Glück, daß sie vom Auslande gekommen seyen, um in Spanien, wo ihre Kunst im allgemeinen wenig bekannt ist, Gastrollen zu geben.

Eine spanische Nationalmerkwürdigkeit, nach der ich bisher vergeblich gesucht hatte, ist mir endlich in Pamplona aufgestoßen, nämlich eine Schaar fahrender Schüler mit allen altherkömmlichen Attributen ihres Standes, unter denen das wichtigste der Bettelsack ist. Sie sind zugleich die ersten Studenten, die ich in Spanien gesehen, oder wenigstens die ersten, welche ich als solche erkannt habe, obgleich ich in mehreren der wichtigsten Universitätsstädten des Landes gewesen bin, denn der spanische Student unterscheidet sich im gewöhnlichen Laufe seines Lebens äußerlich durch gar nichts von allen andern jungen Leuten derjenigen Klasse der Bevölkerung, welcher er durch seine Vermögensverhältnisse angehört. Die Mehrzahl derjenigen, welche die sogenannten Brodwissenschaften studiren, geht aus den ärmern Ständen hervor, und daher denn für viele von ihnen die Nothwendigkeit neben der Wissenschaft irgend ein Gewerb zu betreiben, um den nothdürftigsten Unterhalt zu verdienen. Die Mediciner fangen ihre Laufbahn sehr oft als Bartscheerer an, viele Juristen führen Morgens den Kehrbesen und die Schuhbürste in derselben Hand, mit welcher sie Abends in den Pandekten und in der Novisima Recopilacion blättern, und noch häufiger verdingen sich die jungen Theologen gegen Kost und Wohnung und gegen gewisse Freistunden als Bediente in wohlhabenden Häusern. Um die Ferienreise zu unternehmen, bilden die Studenten größere oder kleinere Haufen, die mit Musik und Gesang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen und bei Reich und Arm um einen Zehrpfennig bitten, der ihnen gewöhnlich mit vieler Freigebigkeit gereicht wird. Die fahrenden Studenten sind wegen ihrer guten Laune, ihrer Schwänke und ihrer Musik beliebt im ganzen Land, und man läßt ihnen eine Menge von Streichen hingehen, die sich kein anderer herausnehmen dürfte, ohne sich einer handfesten Ahndung auszusetzen. Diese Bettelfahrten — la tuna geheißen — haben so großen Reiz für die Studenten, daß sich ihnen viele Söhne wohlhabender Häuser aus bloßer Liebhaberei anschließen. Ein junger Catalonier aus reicher Familie erzählte mir, daß er von Cervera aus, wo sich bis vor kurzer Zeit die catalonische Universität befand,

die Tuna gewöhnlich bis an die Thore von Barcelona mitgemacht habe, so daß er eines Tags nahe daran gewesen, seinen eigenen Vater um ein Almosen anzusprechen, als er den alten Herrn glücklicherweise noch zur rechten Zeit erkannt und sich, mit Hülfe seines abenteuerlichen Reiseaufzugs, seinerseits unerkannt auf einen Seitenweg gerettet habe. Die Studenten tragen auf der Tuna eine Art Landstreicheruniform, deren wesentlichstes Stück in einem möglichst zerlumpten schwarzen Mantel vom elendesten Stoffe besteht. Da das Tragen eines anständigen Kleidungsstaats allen Regeln und Ueberlieferungen des Handwerks zuwider seyn würde, so wird der Mantel, sobald er aus den Händen des Schneiders kommt, mit Messerstichen zerfetzt, und wenn die Risse im ersten Eifer etwa allzugroß ausfallen, so näht man sie mit der Packnadel und mit Bindfaden wieder zu. Als Kopfbedeckung trägt der fahrende Student einen Dreimaster von grobem Filz, der quer auf das Ohr gesetzt wird und welcher der ganzen Erscheinung einen Stempel von origineller Liederlichkeit aufdrückt. In der Wahl der übrigen Theile des Anzugs hat die Willkür des Einzelnen freies Spiel, vorausgesetzt nur, daß sich nicht etwa eine Spur von Reinlichkeit und Sorgfalt darin bemerklich mache. Die Musensöhne, welche ich in Pamplona sah, erfüllten gewissenhaft alle Regeln der studentischen Kleiderordnung, und statt des Schuhwerks führten sie Stricksandalen an den nackten Füßen. Sie zogen mit Sang und Klang, und von einem großen Menschenschwarm begleitet, langsam durch die Straßen der Stadt. Vor jedem Hause, dessen Bewohner an die Fenster oder auf die Balkons getreten waren, wurde Halt gemacht und wurden einige Verse gesungen, deren Inhalt irgend eine Anwendung auf die Personen zuließ, an die er gerichtet war. Unter dem Balkon einer recht hübschen Französin stimmten die Studenten eine Strophe an, die mit den Versen begann:

Mas hermosa que Diana,
Mas luciente que Aurora —

Die Dame lachte ganz freundlich dazu, aber ihre beiden Begleiter mußten den spanischen Gesang wohl nicht verstehen, sonst würde

diese mythologische Galanterie doch wohl ihren Beutel gerührt haben. Die Studenten wandten sich an ein anderes Fenster, an welchem einige Offiziere standen: Caballeros militares, huben sie dießmal an, um eine Anrufung des Kriegsgottes und eine Vergleichung mit Hektor und Achilleus folgen zu lassen. Die Offiziere waren indessen ebenso zähe als die Franzosen. Aus vielen andern Häusern aber fielen blanke Silbermünzen in den Hut des Wortführers der Truppe, welcher den Gesang seiner Kameraden durch seine Beredsamkeit sehr nachdrücklich unterstützte. Bei allen Lumpen und bei allem Schmutz war eine gewisse Poesie in diesem ganzen Auftritt, und die Bettelei wußte sich frei zu halten von Gemeinheit. Wie dem aber auch sey, ich wünsche mir im Namen meines Landes Glück dazu, daß die deutschen Studenten eine ähnliche Rolle nur in der Einbildungskraft des Herrn Alexander Dumas und seiner Kollegen vom französischen Feuilleton spielen.[1]

An Denselben.

Tolosa, 10. September.

Dem Himmel sey Dank, es ist vorüber, ich bin den Mauern von Pamplona glücklich entronnen, ich brauche mich nicht mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu belustigen! Zum Abschied gab man uns vorgestern ein drittes Stiergefecht, zwei Tanzfeste, eine große Theatervorstellung und eine nochmalige Auflage derselben Erleuchtung, die wir seit der Ankunft des Hofes jeden Abend gesehen hatten. Das Oel ist so wohlfeil in Spanien.

Die Abreise der königlichen Familie war auf gestern Morgen

[1] Auch in der Einbildungskraft Bulwers. S. „The Pilgrims of the Rhine.“

um eilf Uhr festgesetzt. Ich verließ Pamplona zu derselben Stunde in der Gesellschaft zweier alten Pfarrer, welche einen lebhaften Unwillen über die Unzuverlässigkeit der Entschlüsse, und namentlich der Zeitbestimmungen des heutigen spanischen Hofes zu erkennen gaben. Vor vierzig Jahren, sagte mir einer der geistlichen Herren, wenn der König eine Reise machen wollte, wurde der Reiseplan einen Monat vor dem Aufbruch bekannt gemacht, und jedermann konnte bis auf die Stunde, ja bis auf die Minute wissen, wann der Hof in diesem oder jenem Orte eintreffen und wie lange er verweilen werde, denn jenes Programm wurde mit der allergrößten Gewissenhaftigkeit und um jeden Preis eingehalten. Jetzt aber heißt es von diesen Dingen immer nur „man sagt", und das, was man sagt, lautet morgen jedesmal anders als heute, und übermorgen anders als an den beiden vorhergehenden Tagen. Während sich der gute Mann in diesem Ton über den Wechsel der Zeiten ereiferte, sah ich hinter uns eine weiße Wolke von den Wällen von Pamplona aufsteigen, und eine halbe Secunde später erreichte unser Ohr der Schall des ersten Kanonenschusses, welcher die wirkliche Abfahrt der Königin ankündigte. Drei Stunden von Pamplona, just an der Stelle, wo sich die Straße nach Tolosa von der Straße nach Vitoria ablöst, wurden wir von der Königin eingeholt, die außer ihrer militärischen Bedeckung durchaus gar kein Gefolge bei sich hatte, sie befand sich vielmehr mit ihrer Mutter und ihrer Schwester allein in dem einzigen Wagen, welcher mit 15 bis 20 Mann Reiterei den ganzen Zug ausmachte. In den Dörfern an der Straße wurden die Glocken geläutet, aber das Landvolk hatte sich nur spärlich am Rande des Weges eingefunden, und es ließ die Königin, wenigstens an dem kleinen Orte, wo sie uns einholte, unbegrüßt vorüberziehen. Im vollen Galopp von sechs Maulthieren war der königliche Wagen im Nu hinter einer Krümme des Borundathales, das gerade an jener Stelle seinen Anfang nimmt, verschwunden.

Unsere Straße wandte sich jetzt rechts nach dem berühmten Felsenthor Las dos Hermanas, welches den Eingang zu einem sieben spanische Wegstunden langen Engpaß bildet, der nach

Tolosa führt, indem er den Hauptgrat des Gebirges quer durchschneidet. Dieß Gebirge hat weder im Munde des Volks noch in der Wissenschaft einen Gesammtnamen, aber es ist bekanntlich nichts anderes als die Fortsetzung der Pyrenäenkette, welche in derselben westlichen Richtung, in der sie die Gränze zwischen Frankreich und Spanien gebildet hat, mitten durch das Baskenland, durch den obern Rand von Altcastilien, durch Asturien und durch Galicien streicht. Das Thor des Passes wird durch zwei ungeheure Felsblöcke gebildet, welche nach drei Seiten hin lothrecht abgeschnitten sind, und die den Namen der „beiden Schwestern" führen. Sie lassen gerade Raum genug für eine schmale Straße, auf welcher sich zwei Wagen mit Mühe ausweichen, und für einen Waldbach, der ohne Zweifel vor Jahrtausenden die Bahn gebrochen, welcher später der Jüngstgeborene der Schöpfung gefolgt ist, der Mensch, der sich überhaupt in die bereits fertige Natur eingenistet hat wie der Sperling in den Bau der Schwalbe. Die Breite des ganzen Thales bleibt sich fast immer gleich, von dem Felsenthor der beiden Schwestern an bis an den Punkt, wo es auf die kleine Ebene von Tolosa mündet. Die Bergufer des Thales mögen selten die Höhe von 1200 bis 1500 Fuß übersteigen, aber sie fallen auch nirgends unter 500 bis 600 Fuß, und sie sind dabei so steil, daß man sie auf viele weite Strecken hin geradezu unersteiglich nennen kann.

Dieß Thal war die erste militärische Stellung, deren sich die Carlisten bemächtigten, als sich kaum eine Handvoll Leute um ihre Fahne versammelt hatte. Sie schnitten dadurch die Verbindung zwischen den beiden Hauptwaffenplätzen der Regierung in den Nordprovinzen ab, zwischen Pamplona und San Sebastian, welche außer Bilbao so ziemlich die einzigen Stützpunkte der Christinischen Sache in diesen Landen waren. Die Vertheidigung des Thales ist so leicht, daß die Truppen der Regierung jeden Versuch, darin vorzudringen, sehr theuer bezahlen mußten, und daß ohne den Vertrag von Bergara das carlistische Banner wahrscheinlich noch heute dort wehen würde.

Das Gebirge ist in dieser Gegend beinahe überall stark

bewaldet, und da wo der Baumwuchs fehlt, mit einem natürlichen Rasen bedeckt, der wenigstens eben so schön ist als der gelungenste Kunstrasen eines englischen Parks. Bis zu meinem Eintritt in das Baskenland erinnere ich mich in ganz Spanien auch nicht einen einzigen Rasenfleck gesehen zu haben, kein einziges jener weichen grünen Plätzchen am Bach, im Lindenschatten, auf denen es sich so gut ruhen und träumen läßt. In Catalonien, in Valencia, in Andalusien und in den beiden Castilien besteht der Boden da wo er nicht angebaut ist, aus Staub und Sand und Gestein, über welchem höchstens eine zerrissene Decke brauner halbverbrannter Heidekräuter ausgebreitet liegt. In dem baskischen Gebirgslande aber, das nicht bloß ein sehr fruchtbares Erdreich, sondern auch Regen im Ueberfluß hat, in den spanischen Nordprovinzen gedeiht der Rasen unendlich besser als ich ihn ohne die sorgfältigste Pflege in irgend einem andern Lande habe gedeihen sehen. Bis auf die steilsten Spitzen hinauf sind die nichtbewaldeten Berge mit einem dichten Grasüberzug bedeckt, in welchen sich hie und da an günstigen Stellen, die eine sanftere Neigung darbieten, kleine bebaute Felder eingerahmt zeigen — Felder, die oft 500 und mehr Fuß über dem Thalboden liegen, und die, von unten gesehen, kaum für Menschen, geschweige denn für Zugthiere zugänglich zu seyn scheinen. Aber der zum Anbau taugliche Boden ist hier so selten, daß man keine Entfernung, keine Mühe und keine Arbeit scheut, um die unbedeutendsten Stückchen desselben zu benützen. Gleichwohl bringt der nördliche Theil des Baskenlandes nicht so viel Getreide hervor, als er bei seiner außerordentlich starken Bevölkerung nöthig hat; er muß vielmehr gewöhnlich von den benachbarten Provinzen Spaniens, und zuweilen auch vom Ausland einen Zuschuß fordern. Die Getreideart, welche hier beinahe ausschließlich gebaut wird, ist das türkische Korn, welches ein sehr nahrhaftes Brod gibt, und dessen Blätter grün und getrocknet als Viehfutter benützt werden. Außer dem Mais wird in den meisten Gegenden nichts geerntet als Weizen, Obst und Küchenkräuter.

Der Bauer ist nur selten Eigenthümer seines Grundstücks.

Der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum von Stadtbewohnern und in kleine Pachtungen zerstückelt, die seit unvordenklichen Zeiten in den Händen derselben Familie geblieben sind. Die Pachtmarkung, oder vielmehr das Herkommen, das immer nur durch mündliches Uebereinkommen bestätigt wird, weist dem Eigenthümer und dem Pächter je die Hälfte der Erzeugnisse des Bodens zu; die Bauern gehen bei der Theilung der Ernte so gewissenhaft zu Werke, daß der Eigenthümer ihnen sein eignes Interesse blindlings überläßt. Während des Bürgerkrieges, wo die reichen Einwohner der Nordprovinzen fast alle zu der Fahne Isabellas II. hielten, wurde die Landrente dieser „Empörer" von der Regierung des Don Carlos mit Beschlag belegt und zu Staatszwecken verwendet. Nach der Wiederherstellung des Friedens konnte der Eigenthümer natürlich das, was der carlistische Staatsschatz bereits in seinem Namen von dem Pächter erhoben hatte, nicht zum zweitenmal fordern, schon aus dem einfachen Grund, weil der ohnehin zu Grunde gerichtete Bauer auch bei dem besten Willen und in Ermanglung aller rechtlichen Bürgschaft für die Aufrechthaltung der abgeschlossenen Thatsachen dieser Art zu einem solchen Opfer völlig außer Stand gewesen wäre. Aber manche Bauern hatten in der letzten Zeit, als es mit der Sache des Don Carlos bereits auf die Neige ging, mit ihren Lieferungen an die Steuerämter des Prätendenten zurückgehalten, und nach dem Vertrag von Bergara meldeten sich diese Leute freiwillig bei den inzwischen zurückgekehrten Eigenthümern, um jene Rückstände an dieselben abzutragen, die sie durch bloßes Stillschweigen hätten verläugnen können. So erzählte mir aus persönlicher Erfahrung ein Bürger von San Sebastian.

Ein ähnlicher, wenn gleich weniger starker Zug der Uneigennützigkeit der Basken ist die freiwillige Fortzahlung des Kirchenzehnten, welchen das Gesetz, wie man weiß, aufgehoben hat. In der Verfassung des Grundeigenthums liegt indessen doch der Keim einer unausbleiblichen Revolution in den Geistern und in den öffentlichen Verhältnissen des Baskenlandes. Bei aller seiner Ehrfurcht vor den hergebrachten Rechten wird das Baskenvolk spät

oder früh überdrüssig seyn, die Frucht seines Schweißes mit einem Dritten zu theilen, der Bauer wird anfangen, sich als den eigentlich rechtmäßigen Eigenthümer des Bodens zu betrachten, den seine Väter seit Jahrhunderten bebaut und verbessert haben, und von einer solchen Neuerung in den Ansichten bis zum thatsächlichen Wechsel der Einrichtungen ist bei einem Volke, das, wie die Basken, von jeher den Herrn im eignen Hause gespielt hat, nur ein kleiner Schritt.

Wenn nicht im ganzen Baskenlande, so doch in vielen Theilen desselben gilt ein besonderes Erbrecht, ohne welches die jetzige ökonomische Verfassung des Volkes gar nicht bestehen könnte, zumal da wo der Bauer Eigenthümer seines Grundstücks ist. Die Höfe sind, wie ich schon bemerkt habe, gewöhnlich sehr klein, so klein, daß eine fernere Theilung derselben in vielen Fällen eine vernünftige Bewirthschaftung ganz unmöglich machen würde, und sie gehen in der Regel unzerstückelt auf denjenigen Sohn über, welchen der Vater für den tüchtigsten hält. Die übrigen Kinder werden mit einem Pflichttheil abgefunden, welcher nach der üblichen Testamentsformel, in „einem Real, einem Dachziegel und dem entferntesten Baume" besteht. Die zurückgesetzten Söhne pflegen indessen dieß Erbtheil nicht abzuwarten, sie machen sich vielmehr, sobald der Vater seine Wahl getroffen hat, in die Fremde, gewöhnlich nach Cuba, nach den philippinischen Inseln und nach gewissen Punkten der ehemals spanischen Colonien auf dem Festlande von Amerika, wo sie es durch Fleiß und Ausdauer und Mäßigkeit oft zum Reichthum bringen, mit dem sie nicht selten in die Heimath zurückkehren. Eine rechtslogische Folge jenes Erbrechts ist der gesetzliche Anspruch auf Unterhalt, welchen jeder arbeitsunfähige und mittellose Baske an seinen nächsten Verwandten machen darf. Durch diese und ähnliche Einrichtungen haben sich die Basken bis auf den heutigen Tag den Familiengeist bewahrt, in welchem das Geheimniß ihrer politischen Freiheit und ihrer militärischen Kraft liegt, wie die Stärke Simsons in seinem Haarwuchs. Damit sollen denn aber jene Einrichtungen keineswegs zur Nachahmung empfohlen seyn, denn es wäre nicht

bloß sehr leicht möglich, sondern sogar mehr als wahrscheinlich, daß sie bei jedem andern Volke, wo sie nicht auf uraltem Boden wurzeln und mit allen Herzen und Köpfen fest verwachsen sind, geradezu entgegengesetzte Wirkungen hervorbrächten.

Die Gränze zwischen Navarra und dem übrigen Baskenlande läuft zwischen Pamplona und Tolosa, ohne allen topographischen Anhalt, mitten durch das Gebirge, und sie wird an der Stelle, wo sie die Straße durchschneidet, nur durch eine elende Zollhütte bezeichnet, deren Bewohner gar nicht aussehen, als ob sie dem Schmuggel gefährlich wären, der von den zollfreien Provinzen aus in großem Umfang betrieben wird. Dieser Schmuggelhandel ist der stärkste Beweisgrund, der sich für die Unstatthaftigkeit des wichtigsten der baskischen Steuerprivilegien beibringen läßt, und wenn die Basken heute oder morgen ihre Zollfreiheit verlieren, so wird es nicht geschehen, weil die Idee der Rechtsgleichheit es verlangt, sondern weil sie ihr Vorzugsrecht auf Kosten des Staatsschatzes und auf Kosten des spanischen Gewerbsfleißes allzu sehr mißbrauchen.

In dem ersten guipuzcoanischen Dorfe, wo wir anhielten, machte man einige Schwierigkeit, das navarresische Geld anzunehmen, mit dem ich irgend eine Kleinigkeit bezahlte. Navarra hat nämlich neben so manchen andern Ueberbleibseln seiner ehemaligen politischen Selbstständigkeit auch eine eigenthümliche Geldrechnung und mehrere Münzen beibehalten, die man im übrigen Spanien nicht kennt und nicht gelten läßt. Der Real heißt in Navarra Sueldo (der französische Sou), und er wird nicht in 8½ Quartos wie im übrigen Spanien, sondern in 6 Trecenas, und statt in 34 Maravedis in 18 Maravedis eingetheilt. Sogar auf der Post in Pamplona rechnet man nach diesen navarresischen Maravedis, so daß ich mich bei dem Freimachen meines ersten Briefs fragte, ob der Postbeamte oder ob ich selbst das Addiren verlernt habe, bis ich zufällig auf die Entdeckung gerieth, daß jener Name hier einen ganz andern Werth bezeichnet als in Altspanien. Das navarresische Provinzialgeld rührt aus den Zeiten des alten Regiments her, und mir ist kein Stück desselben

vorgekommen, welches seit dem Ende der Regierung Karls IV. geschlagen worden wäre. In Catalonien dagegen sind bis in die letzten Jahre und werden wahrscheinlich noch am heutigen Tage Kupfermünzen ausgeprägt, die in dem übrigen Spanien keinen Curs haben, namentlich Stücke von 6 Quartos, deren Metallwerth kaum dem Werth der gewöhnlichen Stücke von 2 Quartos gleichkommt. Die Stadt Barcelona, welche dieß Kupfergeld, wenn ich nicht irre, kraft ihres alten Münzrechts auf eigne Rechnung schlägt, muß dabei ein sehr gutes Finanzgeschäft machen. In Gibraltar wird ebenfalls Kupfergeld nach spanischem Münzfuß ausgeprägt, das indessen nur in den Mauern der genannten Stadt umläuft. In Andalusien geht die arabische Scheidemünze noch immer von Hand zu Hand, und zwar in so großer Menge, daß ich in einem Cigarrenladen zu Granada unter dem Namen von Quartos und Ochavos ein Dutzend Geldstücke einwechseln konnte, deren saracenisches Gepräge trotz ihres wenigstens vierthalbhundertjährigen Umlaufs noch nicht völlig abgegriffen ist. Viele andalusische Münzen, auf denen sich gar keine Spur des Gepräges mehr erkennen läßt, reichen ohne Zweifel gleichfalls in die Maurenzeit hinauf.

Das Thor der „beiden Schwestern" scheint heutiges Tages die Sprachgränze zwischen der spanischen und der baskischen Zunge zu bilden. Diesseits desselben hört man im Munde des Landvolks keinen castilianischen Laut mehr, es sey denn im Gespräch mit Fremden. Aber es ist ein entschiedener Irrthum, wenn man behauptet, daß gegenwärtig jeder Baske im Stande sey, ein spanisches Gespräch zu führen. In einem der größten Dörfer an der Straße, in Lisarza, wandten wir uns mit der Frage nach dem Namen des Ortes vergebens an sechs bis acht Personen, Männer und Frauen, Junge und Alte. Die Leute sahen uns groß an und gingen, ohne ein Wort zu antworten, ihres Weges weiter. Das war nicht etwa böser Wille, wie er bei dem stöckischen Bauer in der Bretagne an der Tagesordnung ist, der sich etwas zu vergeben glaubt, wenn er französisch spricht. Der Baske ist bei dem lebhaftesten Provinzialsinn doch keineswegs

feindlich gesinnt gegen den Spanier, wie der Bretagner gegen den Franzosen, und der Fremde findet bei ihm gewöhnlich eben so viel Wohlwollen und Gastfreundlichkeit als bei dem Bretagner Mißtrauen, Zurückhaltung und Ungefälligkeit. Wenn die Bewohner von Lisarza uns die Antwort verweigerten, so geschah es offenbar, weil sie uns nicht verstanden, und eine falsche Scham mochte sie verhindern, ihre Unkenntniß des Spanischen anders als durch Stillschweigen zu erkennen zu geben.

Hier in Tolosa versteht zwar, wie man mir sagt, Jedermann castilianisch, aber in den Straßen der Stadt, in den Kaufläden, in meinem Gasthof höre ich nichts als baskisch. Selbst diejenigen Einwohner der Stadt, welche durch ihre Bildung und durch ihre Verhältnisse einem größern als dem provinziellen Lebenskreis angehören, sind der Volkssprache mächtig. Ja ich selbst, der Durchreisende, habe bereits ein baskisches Wort aus eigner Praxis gelernt, und ich will Sie in meine neue Weisheit einweihen. Kurz nach meiner Ankunft, als ich eifrig beschäftigt war, mir das Volk und die Stadt in behaglicher Muße zu besehen, kam ein sechs- bis achtjähriger Bube auf mich zu, der mir, indem er mich aus großen blauen Augen starr ansah, ganz trotziglich sagte: un tschampon! „Was willst du?“ fragte ich. Un tschampon! „Ich verstehe dich nicht.“ Un tschampon! „Was ist ein Tschampon?“ Un tschampon! Endlich nach langem Besinnen brachte er mit schwerer Zunge die Uebersetzung heraus: dos cuartos. Im übrigen Spanien wird man um einen Ochavo angesprochen, höchstens um einen Quarto, oder vielmehr im Diminutiv, damit die Bitte schmeichelnder und bescheidener klinge, um einen Quartito, und dieser Bube hier war der erste, den ich das, was er im Sinne hatte, geradeheraus nennen hörte. Obgleich ich es mir zum Gesetz gemacht habe, keine Almosen an Kinder zu geben, am wenigsten aber an solche, welche, wie jener dreiste Bursche, das Betteln augenscheinlich aus bloßer Liebhaberei treiben, so machte ich doch für dießmal eine Ausnahme, die mein Gewissensadvokat mit der beredten Ausführung des Satzes rechtfertigte, daß der tschampon, um den es sich handelte, im Grunde nur

das Honorar für den genossenen Unterricht in der Baskensprache sey.

Die Zahl der hülfsbedürftigen Armen wächst übrigens je mehr man nach dem Innern des Baskenlandes vordringt. In Pamplona bemerkt man gar kein eigentliches Elend, wenigstens keine Entblößung und keinen Hunger. Selbst die Anwesenheit der Königin und der vielen Fremden, die ihr gefolgt waren, erzeugte dort unbegreiflicherweise keine Bettelei, so wenig daß ich keine Gelegenheit fand, einige kleine Münze anzubringen, welche ich bloß zum Zweck guter Werke zu mir gesteckt hatte, und daß ich sie endlich geradezu wegwerfen mußte, nachdem ich sie acht Tage lang vergebens locker in der Tasche umhergetragen. Auf dem Wege von Pamplona hieher wird man dagegen ziemlich oft um eine milde Gabe angesprochen. Diese Gegend hat zwar eben so wenig als Pamplona und seine nächste Umgebung unmittelbar durch die Verwüstungen des Bürgerkrieges gelitten, denn sie war fortwährend in dem beinahe ungestörten Besitz der Carlisten, wie das Gebiet von Pamplona in der Gewalt der Christinos; aber die Schläge des Krieges haben sich doch in dem Gebirge überall härter fühlbar gemacht als in den Mauern der Hauptstadt. Obgleich das Landvolk nicht in Masse verarmt ist, so sind doch viele einzelne Familien durch den Verlust ihrer rüstigsten Mitglieder in das Elend gerathen, und mancher Vater ist heute nur deßhalb ein Bettler, weil ihm das Schwert drei, vier und mehr Söhne gefressen hat. Diejenigen, welche dem Reisenden mit dem Hut in der Hand entgegentreten, sind fast immer alte abgelebte Männer, denen die Erinnerung an bessere Tage auf die Stirn geschrieben steht. Alle diese Invaliden des Bürgerkrieges haben natürlich auf der Seite des Don Carlos gestanden, und es empörte mich deßhalb im ersten Augenblick in tiefster Seele, als ich hier in Tolosa die Anzeige einer neuen Ziehung der Provinziallotterie las, welche besagte, daß der Ertrag des Glücksspiels für die Wittwen und Waisen der Männer bestimmt sey, „die in dem heldenmüthigen Kampf für die geheiligten Rechte Isabellas II. gefallen.“ Wie ist es möglich, fragte ich mich, daß man so

lieblos und so unklug mit einem Volke handelt, das noch vor ein paar Jahren so furchtbar war, das man nur durch Capitulation gebändigt hat, das, wenn es heute oder morgen von neuem aufstände, die ganze spanische Kriegsmacht von neuem in Schach halten würde? Wie ist es möglich, den Guipuzcoanern zuzumuthen, daß sie für die steuern, deren Väter ihnen mit dem Schwert in der Hand gegenübergestanden haben, während Hunderte von den Angehörigen ihrer ehemaligen Waffenbrüder Noth leiden? Der Sache nach ist es in der That nicht möglich, und geschieht auch gewiß nicht. Man kündigt die Lotterie zum Vortheil der christinischen Armen an, weil das unter den gegenwärtigen Umständen besser klingt, aber man vertheilt die eingehenden Gelder sonder Zweifel, ohne allen Unterschied, auf die Hinterbliebenen der Kämpfer beider Parteien. Ich habe keine Gelegenheit gefunden, mir eine positive Bestätigung dieser Lösung des Räthsels einzuholen, aber ich brauche auch keine solche Bestätigung zu der vollständigen Ueberzeugung, daß ich richtig gerathen.

Tolosa verdankt nur seiner Lage im Mittelpunkt der Provinz, daß es der Sitz der Regierung von Guipuzcoa ist; denn San Sebastian ist dreimal so volkreich und unendlich viel reicher als Tolosa, und hat außerdem als starke Festung und als Hafenplatz eine große Bedeutung, die Tolosa abgeht. Wie es nun aber in diesem Augenblick mit der Regierung und mit der Verfassung von Guipuzcoa und seinen beiden Schwesterprovinzen steht, weiß Niemand so recht zu sagen. Das Ministerium soll sich während der Reise der Königin unter der Hand zu wesentlichen Zugeständnissen verstanden haben, die so ziemlich auf die vollständige Anerkennung der Fueros hinauslaufen, nur daß nicht viel Redens davon gemacht und daß die Wiederherstellung der alten Provinzialfreiheiten von oben herab vielmehr geduldet als angeordnet werde. Eins der Privilegien, auf welches die Basken den meisten Werth legen, die Befreiung vom Heerdienst in Friedenszeiten, scheint vorläufig gegen die Beeinträchtigungen völlig sichergestellt zu seyn, mit denen es in diesem Frühjahr von Madrid aus bedroht war. Der Aufstand der Catalonier gegen das Rekruti-

rungsgesetz, dem sie gleichfalls bis jetzt nicht unterlagen, hat der Regierung ernstlich zu denken gegeben und sie verhindert, ihre Plane gegen die Freiheit der Basken von der Militärpflicht weiter zu verfolgen. Hätten sich die Catalonier dem gemeinen spanischen Recht in diesem Punkt ohne Widerstand unterworfen, so würde vermuthlich unmittelbar nachher die Reihe an die Basken gekommen seyn, um so mehr als das Ministerium vor drei Monaten noch nicht so viel Ursache hatte oder zu haben glaubte als heute, die Basken nicht bloß zu schonen, sondern wohl gar eine Stütze in ihnen zu suchen.

Ganz Tolosa besteht aus drei neben einander herlaufenden Straßen, die nur zwei- oder dreimal so breit zu seyn brauchten als sie sind, um den Ruf einer hübschen Stadt zu rechtfertigen, den Tolosa in Spanien hat, denn ihre Häuser sind im Durchschnitt groß, neu und gut gebaut. Die Umgebung von Tolosa ist das reizendste Gebirgsland, das man sehen kann. Sie hat keine Gletscher, keine drohenden Felsmassen, keine Schneekuppen, keinen See, wohl aber mannigfaltig ausgezackte Hügel und Berge, die bis an die höchsten Spitzen hinauf mit einer von Saft strotzenden Vegetation bedeckt sind, einen Waldbach, welcher dem Thalgrunde Schmuck und Reichthum gibt, eine Menge netter freundlicher Bauernhäuser an den Bergabhängen rings umher zerstreut. Hier muß gut wohnen seyn — für den, welchem das Baskenland die Heimath ist. Der Wunsch, der bloße Gedanke, mir in einem Lande nichtdeutscher Zunge Hütten zu bauen, ist mir nie und nirgends gekommen.

Tolosa wimmelt in dieser Jahreszeit von Reisenden, die rechts nach Paris und links nach Madrid ziehen. Dazu dann der Menschenschwarm, der sich seit drei Tagen auf der Rückkehr von Pamplona durch Tolosa ergießt. Als wir gestern mit dem Dunkelwerden anlangten, fanden wir die Straße, an welcher die beiden großen Gasthöfe der Stadt einander gegenüber liegen, durch eine Wagenburg von Diligencen und Reisekutschen gesperrt. Dieser Anblick ließ mich sogleich ahnen, daß ich aus der Scylla in die Charybdis, oder, um deutsch zu reden, aus dem Regen

unter die Traufe gefallen sey. Und so war es denn auch. In Pamplona hatte ich mich doch in dem überfüllten Gasthof, wenn auch mit genauer Noth und durch namhafte Opfer, eines Schlafgesellen erwehrt, den man mir zugedacht; hier in Tolosa wurde ich, ohne auch nur gefragt zu werden, nicht mit einem, sondern mit vier andern Reisenden, die sich sämmtlich unter einander eben so unbekannt waren wie wir, in dasselbe Zimmer gesteckt. Ich begriff, daß hier das Murren nichts helfen würde, und ich fügte mich deßhalb mit christlicher Ergebung, oder doch wenigstens mit philosophischem Schweigen in mein Schicksal. Die Spanier sind an solche Zwangskameradschaft auf Reisen so gewöhnt, daß sie darin gar keinen Uebelstand finden; sie theilen das Zimmer mit Unbekannten eben so gleichmüthig wie wir die Wirthstafel.

Mehrere von den Personen, welche den Gasthof vom Keller bis zum Boden erfüllten, hatten seit drei Tagen vergebens auf leere Plätze in dem Eilwagen von Bayonne nach Madrid gewartet. Da man ihnen nicht die mindeste Hoffnung machen konnte, daß sie in den nächsten Tagen glücklicher seyn würden, so entschlossen sich die Einen, nach Saragossa zu gehen, um dort den Eilwagen nach Madrid zu nehmen, und die Andern waren im Begriff, ihre Reise zu Pferd, zu Maulesel oder in Miethwagen fortzusetzen. Für die Fahrt nach Burgos in einer viersitzigen Kalesche hörte ich nicht weniger als 1500 Realen fordern; dazu sollte die Reise fünf Tage dauern. Ich weiß nicht, ob dieser Handel auf die bescheidene Forderung des Lohnkutschers hin zu Stande gekommen ist, aber der Gasthof hat sich heute noch vor Tagesanbruch so weit geleert, daß ich nächst meinen beiden geistlichen Reisegefährten der alleinige Herr des Platzes geblieben bin, und daß ich, wenn ich will, zur Entschädigung für die vorige Nacht das nächstemal in fünf Betten zugleich schlafen kann. Im Laufe des Tages habe ich mir einstweilen durch die Unterhaltung mit den beiden Pfarrherren den kleinen Rest der Verstimmung über das gestrige Ungemach vollends vertrieben. Jeder dieser Männer ist eine höchst charaktervolle Erscheinung, mit der ein Genremaler sein Glück machen könnte. Unwissenheit und naive Wißbegier, Unbekannt=

schaft mit der Sitte der Welt und natürliche Zuvorkommenheit sind die Grundlagen ihrer geselligen Eigenschaften. Der gute Tisch des Gasthofes gefällt ihnen über die Maßen, und sie lassen dem Chacoli volle Gerechtigkeit angedeihen, obgleich sie ihm freilich den dicken schweren Wein ihres Heimathlandes Aragonien vorziehen, „der so stark ist wie ein Stier." Mit den jungen Kellnerinnen treiben die guten alten Herren unbedenklich allerlei lärmenden Scherz, der Niemand auffällt. Kurz meine beiden Pfarrer sind muntere Kumpane, deren gute Laute selbst den Heraclitus zum Lachen bringen würde. Welch ein Abstand von diesem Wesen zu der zerknirschten menschenscheuen Haltung der französischen Priester!

Von Deutschland kennen die aragonesischen Geistlichen nichts, und Niemand als „den Kaiser" und den Fürsten Metternich, der in Spanien überhaupt eine unglaubliche Popularität besitzt, so daß sein Name in Jedermanns Munde ist, und daß man ihn als einen der glänzendsten Sterne der Zeit bewundert. Das größte Verdienst des Fürsten Metternich in den Augen der Spanier aber ist sein Antheil an dem Sturze Napoleons.

Daß die Erinnerung an das Haus Oesterreich im spanischen Volk noch immer lebendig ist, habe ich schon früher erwähnt, und ich finde alle Tage neue Bestätigungen dieser Bemerkung. Ich will aus dieser Erscheinung durchaus keine Folgerungen irgend einer Art ziehen, ich will sie nur constatiren, und ihre Würdigung dem Leser selbst überlassen. Meine beiden Pfarrer meinten: wenn „der Kaiser" Söhne hätte, so würde sich die spanische Heirathsfrage ohne große Schwierigkeit zur Lösung bringen lassen. Es kommt nicht darauf an, ob eine solche Meinung Grund hat oder nicht, sondern nur darauf, daß sie überhaupt vorhanden ist, und zwar bei Leuten, deren Körperschaft eine so große Rolle im spanischen Volksleben spielt wie die Geistlichkeit.

An Denselben.

San Sebastian, 13. September 1845.

Zwischen Pamplona und Tolosa und einige Stunden über Tolosa heraus hat der Bürgerkrieg keine Trümmer zurückgelassen, denn diese Gegend war niemals eigentlicher Kampf der Parteien. Erst bei Andoain, auf halbem Wege zwischen Tolosa und San Sebastian stieß ich von Neuem auf frische Fußstapfen des Krieges, ähnlich denen, welche ich in der Borunda und in der Nachbarschaft von Vitoria gesehen hatte. Andoain war Jahre lang das Hauptquartier der carlistischen Heerabtheilung, welche von der Landseite her die Zugänge zu San Sebastian absperrte. Zwischen dieser Festung und jenem Dorfe wurde fast alle Tage scharmützelt, die an der Straße liegenden Ortschaften fielen heute der einen und morgen der andern Partei in die Hand, und sie mußten diesen häufigen Wechsel des Kriegsglückes theuer bezahlen. In Urnieta, einem der größten dieser Dörfer, eine Stunde von San Sebastian, liegt noch heute über die Hälfte der Häuser in Trümmern, die vielleicht hundert Jahre lang von den Schrecken jener Zeit zeugen werden, denn sie bestehen aus dem guten Quaderstein, der den Baustoff zu der großen Mehrzahl der Bauernhäuser im Baskenlande hergibt, so daß Wind und Wetter nur wenig Gewalt über sie hat; an den Wiederaufbau scheint aber bis jetzt wenigstens Niemand zu denken. Eine regelmäßige Festung, Santa Barbara, welche die Carlisten zur Sperrung des Thales von Andoain auf dem Gipfel eines steilen Berges aufgeführt haben, ist jetzt in den Händen der Regierung zur Zwingburg geworden, deren Kanonen drohend auf dasselbe Volk herabschauen, welches sie vor kaum zehn Jahren zu seinem Schutze dort oben aufpflanzte.

In der unmittelbaren Nähe von San Sebastian nehmen die Ruinen überhand. San Sebastian liegt mit dem Rücken an den Schloßberg gelehnt, welcher es von der Seeseite her deckt, auf einer Halbinsel, die durch eine sandige Niederung mit dem

Festlande zusammenhängt. Jenseits dieser Niederung, und in der Entfernung einer Viertelstunde von San Sebastian, lagern sich die Uferberge im Halbkreise um die Stadt herum. Der Rand dieser Berge und ihre Abhänge waren mit stattlichen Landhäusern bedeckt, an deren Stätte man heut zu Tage nur noch Trümmerhaufen sieht, die hie und da schon mit einem dichten Epheuteppich überzogen sind. Von einer großen Kirche, dem Thore von San Sebastian gerade gegenüber, sind ebenfalls nur Bruchstücke mächtigen Gemäuers übrig geblieben. Alle diese Gebäude lagen zwischen zwei Feuern, dem der carlistischen Batterien und dem Feuer von San Sebastian und seiner Citadelle, und so mußten sie denn freilich wohl zu Grunde gehen. Daß man aber bis jetzt noch keine Hand angelegt, um sie wieder herzustellen, oder wenigstens um ihre Trümmer wegzuschaffen, daß man im Angesicht des freundlichen, wohlhabenden, blühenden San Sebastian diese traurige Schädelstätte duldet, das zeugt von der Tiefe der Wunden, welche der Bürgerkrieg in diesem Theile des Landes zurückgelassen, wo er freilich lange Zeit am ärgsten gewüthet hat. Nach der übereinstimmenden Versicherung mehrerer landeskundiger Männer sind während des Krieges Angesichts von San Sebastian über siebenhundert Häuser und 70,000 Fruchtbäume verschwunden.

In San Sebastian selbst, obgleich es unter dem hohen Meerufer in gewissem Sinne ganz offen und schutzlos daliegt, fallen keine andern Spuren der Kriegsverwüstung in die Augen, als die zahllosen und tiefen Kugelnarben, welche das Landthor an der Stirne trägt. Die Häuser der Stadt sind ohne Zweifel absichtlich von den Carlisten geschont worden, die denn doch Anstand nehmen mochten, eine der schönsten und allem Anschein nach auch der reichsten Städte des Landes nutzlos einzuäschern, denn zu Herren des Platzes würden sie dadurch doch nicht geworden seyn.

San Sebastian wurde zur Franzosenzeit bei der Belagerung durch die verbündeten Spanier und Engländer von Grund aus niedergebrannt, und es ist seitdem nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebaut. Seine schnurgeraden Straßen, die sich winkelrecht

durchschneiden, werden durch gleichförmige, einen Stock hohe Häuser gebildet, deren Fenster und Balkons in derselben Linie liegen. Ungeachtet dieser streng durchgeführten Symmetrie ist der Anblick des Innern von San Sebastian frei von dem eintönigen Charakter, der wie die bleierne Langeweile auf manchen andern Städten lagert, in deren Plane die gerade Linie vorherrscht, wie z. B. Mannheim und Erlangen. Das muntere, geräuschvolle Leben in den Straßen der Stadt und vermuthlich auch der Umstand, daß diese Straßen ziemlich enge, vielleicht gar zu enge sind, schützt die regelmäßige Physiognomie von San Sebastian vor jedem langweiligen Ausdruck. Der geräumige Marktplatz, welcher, wie in manchen andern Orten, mit besonderer Rücksicht auf die Stiergefechte gebaut ist, würde eine Zierde der glänzendsten Hauptstadt seyn. Der Marktplatz ist zugleich der Hauptspaziergang von San Sebastian, dem die schöne Alameda fehlt, welche man sonst gewöhnlich auch bei dem unbedeutendsten spanischen Städtchen findet. Neben dem Thore sind freilich ein paar Baumreihen zwischen die Festungswerke eingeschoben, aber sie werden allem Anschein nach wenig besucht.

San Sebastian ist für seine 12,000 Einwohner auffallend klein, und man stößt am Ende jeder Straße auf die Stadtmauern, die leider nach allen Seiten hin die Aussicht auf das Meer versperren; die hohen Berge des Gestades dagegen ragen rechts und links in den Gesichtskreis der Bewohner der Stadt hinein. Die Vertheidigungswerke von San Sebastian haben übrigens eine so zierliche kokette Miene, daß ich ihnen unmöglich gram seyn kann, wie sehr ich auch sonst jede Festung als Aufenthaltsort von Grund der Seele hasse. Die Brustwehren der Wälle von San Sebastian sind wie mit einem grünen Sammetteppich überzogen, in den Stadtgräben hat man Blumengärten angelegt, die Pallisaden sind grün und roth angestrichen, die Kanonen über dem Thore glänzen, als ob sie gestern aus der Gießerei gekommen wären, kurz, San Sebastian sieht aus wie ein kostbares militärisches Spielzeug, das ein Meister der Kunst in usum Delphini gebaut hat.

Die schönste Zierde von San Sebastian aber ist seine Umgebung, im Osten und Westen das Meer, welches in zwei tiefen Buchten bis an die Mauern herantritt, im Norden der steile Bergkegel, auf welchem die Citadelle liegt, und im Süden ein großer Halbkreis reich bewachsener und bebauter Berge, welcher rechts in das jäh herunterfallende Vorgebirge ausläuft, das den Leuchtthurm trägt.

Läge San Sebastian am Kanal oder an der Nordsee, sein Seebad würde das besuchteste von ganz Europa seyn, denn unter allen gepriesenen Badeorten jener Ufer ist kein einziger, der die Vergleichung mit San Sebastian aushielte. Die Natur hat hier Alles geleistet und geliefert, was der Gast eines Seebades suchen und wünschen mag, ein vollkommen sicheres Meer, dem sich der Schwimmer blindlings anvertrauen kann, ohne die mindeste Gefahr, eine unfreiwillige Reise von etlichen hundert Meilen zu machen, wie das manchem Wagehals in Ostende und Dieppe begegnet ist; einen kräftigen Wellenschlag auch bei stiller Luft, einen feinen und festen Sandboden, dessen Fall weder zu steil noch zu sanft ist, und endlich eine lachende Umgebung, die bei jedem Blicke in das Weite das Auge und den Sinn erquickt.

Die menschliche Fürsorge und die menschliche Gewinnsucht haben zu diesen natürlichen Vortheilen bis jetzt freilich wenig hinzugethan, aber es würde sehr leicht seyn, alles Nöthige nachzuholen. Der Badeplatz liegt ein paar hundert Schritte vor dem Thore der Stadt, ein bequemer Weg dahin könnte von einem halben Dutzend Tagelöhnern binnen acht Tagen zu Stande gebracht werden, und die Anschaffung zweckmäßig eingerichteter Badekarren verlangt ebenso wenig schwierige Studien und große Geldsummen. Ein paar gute Gasthöfe, die besten, welche ich seit Barcelona gesehen habe, sind schon vorhanden, und sie scheinen für das Bedürfniß des Badepublikums völlig auszureichen.

Dieß Badepublikum nun besteht fast einzig und allein aus Spaniern, vorzüglich aus Bewohnern der benachbarten Provinzen und aus wohlhabenden Madrider Familien, bei denen San Sebastian angefangen hat in die Mode zu kommen. Fremde verirren

sich hierher nur selten und durch Zufall. Die Franzosen aus den Pyrenäengegenden ziehen ihr einheimisches Biarriz bei Bayonne vor, dessen Ruf und dessen zahlreiche Gesellschaft auch noch immer viele Spanier anlockt, obgleich Biarriz nach Allem was ich davon gehört und gelesen habe an natürlichen Vorzügen hinter San Sebastian unendlich zurücksteht.

Heute Morgen sah ich den Ocean, der sich mir früher immer lammfromm gezeigt hatte, zum erstenmale in vollem Aufruhr. Aus Norden, vom hohen Meere her brüllte der Orkan das Kommandowort zum Sturmlaufe der Wogen gegen die Wälle von San Sebastian. Im wilden Gedränge stürzten sich die Fluthen nach der östlichen Bucht, welche durch die Mündung des Urrumea gebildet wird. An dem schmalen, felsbegränzten Eingange der Bucht schäumendes, brausendes Getümmel, aus dem sich bald reiterhoch eine regelmäßige Welle loslöst, die sich im weiten Bogen zum Angriff entfaltet. In kurzen Sprüngen, fast langsam, aber mit desto furchtbarerem Dräuen zieht sie bis auf dreißig Schritte vom Ufer heran, sie sammelt sich einen Augenblick, plötzlich bäumt sie sich hoch auf, ihre weiße Mähne flattert weithin im Winde und sie stürzt sich mit einem Tigersprunge gegen den Stadtwall. Doch das Werk der Menschenhand ist stärker als das Element, zerschellt und zerschmettert prallt die Welle von der Mauer zurück, in eiliger Flucht suchen ihre Trümmer das Weite. Aber eine zweite und noch mächtigere Welle ist der ersten auf dem Fuße gefolgt, sie fängt die flüchtige auf und reißt sie trotz alles Sträubens gewaltsam mit sich fort zum neuen Angriffe. Wie eine Lawine wirft sich die Fluth auf die Mauer, Millionen weißer Funken sprühen von den Steinen und ein starker Wasserstrahl schießt hoch über die Brustwehr hinweg. Vergebens, die Welle muß wuthschäumend über ihre Ohnmacht zum zweitenmale das Feld räumen. Der Anblick des Meeres ist immer neu und immer schön. Erdumsegler, Chinafahrer und Seekranke mögen in diesem Punkte anderer Meinung seyn, aber ich will deßhalb keine Händel mit ihnen anfangen. Es gibt so wunderliche Leute in der Welt, die man gewähren lassen muß! Was mich betrifft, der ich vom weichen

Rasen des Ufers aus in den erdumgürtenden Oceanos hinausschaue, ich werde des großen Schauspiels nimmer und nimmer müde, und es ist mir zu Muthe, als würde ich noch einmal etwas Großes daraus lernen, eines von den Geheimnissen, die sich in der Sprache der Menschen nicht weiter erzählen lassen, den Zauberschlüssel eines Räthsels, welches nie ausgesprochen ist, das nur in fernen Zwischenräumen wie ein flüchtiger Gedankennebel vor dem Bewußtseyn vorüberzieht. Ein solches Ziel ist „des Schweißes der Edlen werth," und darum arbeite ich denn auch so unermüdlich daran, auf den Rasen hingestreckt, dem bunten Wellenspiele zuzuschauen, in früher Morgenstunde und wenn die Sonne zur Rüste sich neigt, im strahlenden Lichte des Mittags und im abendlichen Dämmern des Sternenscheines.

San Sebastian, 15. September 1845.

Ich sammle nach und nach einen beträchtlichen Stoff frommer Werke auf meiner Reise. Gestern bin ich nach Leso wallfahrten gegangen, wo gesammte Baskenschaft von diesseits und jenseits der Bidassoa den Tag, ich weiß nicht welches Nationalheiligen feierte. Am Vorabende des Festes zogen von nah und fern unzählige Schwärme von Landvolk mit cantabrischem Sang und Klang in San Sebastian ein, das Hauptquartier, von welchem aus in aller Morgenfrühe die religiöse Expedition in Masse angetreten werden sollte. Bis tief in die Nacht hallten alle Gassen der Stadt wider von unheiligem Lärm, durch den die Pilger sich auf die kirchliche Feier des folgenden Tages vorbereiteten. Der Marktplatz war in einen ungeheuren Ballsaal verwandelt, in welchem den ganzen Abend hindurch nach den Klängen einer heidnischen Musik, und mit jauchzendem Geschrei getanzt und gesprungen wurde. Wie die Polizei anderer Orten das Volk zu Paaren treiben würde, das sich herausnehmen wollte, auf offenem Markte lustig zu seyn! Und noch dazu in einer Festung, wo von Rechtswegen kein anderer lauter Ton gehört werden soll als das militärische Kommandowort, wo es die gute Ordnung mit sich bringt, daß die Bürger auf der Straße in Filzschuhen gehen und

einander ins Ohr flüstern! Hier zu Lande hat man von solchen Anforderungen der militärischen Zucht keine Ahnung. Dafür haben denn aber auch die spanischen Festungen während der Franzosenkriege jahrelange Belagerungen auszuhalten gehabt, während die Festungen anderer Länder, die im tiefsten Frieden immer behandelt waren, als ob der Feind vor den Thoren stände, vor solchen Unannehmlichkeiten durch die allerschleunigste Uebergabe geschützt wurden. Man sieht, die strenge Befolgung der guten Grundsätze findet auch in öffentlichen Dingen immer ihre Belohnung, und zumal bewährt sich die polizeimäßige Bildung des Volks, wenn sie auch vielleicht für das himmlische Reich keine überwiegende Bedeutung hat, doch jedenfalls als die Grundlage der gemeinen Wohlfahrt in diesem Erdenleben.

Der große Heerhaufen der Wallfahrer war schon um Sonnenaufgang nach Leso aufgebrochen, und als ich ihm gegen Mittag folgte, begegnete ich bereits Hunderten von Rückkehrenden, so daß ich fürchtete nach beendigter Sache anzukommen. Das war indessen eine eitle Besorgniß.

Der Weg nach dem Wallfahrtsorte, der zwei Stunden von San Sebastian entfernt ist, wird halb zu Lande und halb zu Wasser zurückgelegt. Die Straße, welche über die Urrumeabrücke weg in östlicher Richtung von San Sebastian ausläuft, endet eine halbe Meile von hier an der Bucht von Passages, welche sich in der Breite eines Büchsenschusses und rings von Bergen umgeben, die nur eine ganz schmale und schwer zu entdeckende Durchfahrt nach dem Meere offen lassen, ungefähr zwei Stunden weit in das Land erstreckt. Auf dieser Bucht nun schifft man sich ein, wenn man den etwas beschwerlichen Fußpfad scheut, welcher dem Ufer entlang über Berg und Thal nach Leso führt. Die ganze Wasserfläche war mit einer Unzahl überfüllter Nachen besäet, welche mit Musik und Gesang, unter schallendem Gelächter und unter jubelnden Begrüßungen und handfesten Späßen von einem Fahrzeuge zum andern kamen und gingen. Die Schiffsleute sind größtentheils Frauen und Mädchen, eine Art Amazonengeschlecht, das sich hier schon seit Jahrhunderten fortgepflanzt hat, man weiß nicht

recht wie. Rüstiger Gliederbau, fast militärische Haltung, starke Stimme und ein Mannshut von Stroh oder auch Filz sind die Merkzeichen, an welchen sich diese weiblichen Matrosen leicht erkennen lassen; von dem reichen malerischen Anzug und von der Gesichtsschönheit, die man ihnen ehemals nachrühmte, muß wohl heutiges Tages wenig übrig geblieben seyn; ich wenigstens habe nichts der Art ausfindig machen können. Nachdem ich mich auf den Rasen des Gestades gelagert, eine Zeitlang an dem Bilde der Bai und ihrer Gebirgseinfassung und an dem bunten Menschengedränge an dem Landungsplatze geweidet hatte, machte ich mich auf, um in eine der Barken zu springen, die, mit einigen zwanzig Landleuten befrachtet, eben vom Ufer abstieß. Aber im Anlaufe fühlte ich mich am Rockschoße festgehalten und eine rauhe Stimme rief mir zu: Nein, nein, in den andern Kahn! Ich war in die Gewalt einer Korsarin gefallen, die mich als gute Prise in ihr Fahrzeug hineinzwang, um mir auf meine fremde Miene hin ein drei= oder vierfaches Lösegeld abzupressen. Der Nachen, auf den ich es abgesehen, war inzwischen abgefahren. Im ersten Augenblicke hatte ich große Lust, die Sache übelzunehmen, doch der Streich war so rasch und so gut gespielt, daß es Schade gewesen wäre, ihn zu vereiteln, und so ließ ich mich denn lachend von der Räuberin entführen.

Mit kräftigen Ruderschlägen war binnen einer halben Stunde der Fuß der Anhöhe erreicht, auf welcher Leso liegt, und nicht ohne Mühe fanden wir zwischen der Barkenflotte, die hier zusammengedrängt lag, um Pilger ein= und auszuschiffen, ein Plätzchen zum Landen. Auf dem Wege vom Ufer in das Dorf mußte ich durch eine doppelte Reihe von Bettlern Spießruthen laufen, fast lauter Erscheinungen, von denen ich, ehe ich Spanien gesehen, nun und nimmermehr geglaubt hätte, daß sie anderswo als in der Einbildungskraft eines Eugen Sue Daseyn haben könnten. In Spanien sind mir aber schon an andern Orten, namentlich in Valencia, ähnliche Bilder des Grausens in lebendiger Wirklichkeit vorgekommen. Das abschreckendste Elend, die scheußlichsten Plagen des menschlichen Körpers werden hier wie

fremdartige Sehenswürdigkeiten und als ein Erwerbsmittel zur Schau gestellt. Ich habe bei solchen Gelegenheiten Sterbende gesehen, die nicht mehr so viel Besinnung und so viel Kraft hatten, um ein Wort hervorzubringen, denen die vielleicht seit fünfzig Jahren alle Tage tausendmal hergesagte Gebetsformel auf den Lippen zum dumpfen Röcheln wurde, Gesichter, neben denen ein Todtenkopf gelächelt haben würde, Geschwüre, von denen sich die Hunde, welche die Wunden des armen Mannes im Evangelium leckten, mit Ekel abgewendet hätten. Wenn der Mensch das Ebenbild der Gottheit ist, so versteht er es meisterlich, sich dann und wann, je nach den Umständen, als Scheusal, als Bestie und als Teufel zu verkleiden.

Das Landvolk zeigt sich hier sehr freigebig mit Almosen, ohne sich indessen durch den Anblick so vielen Jammers in seiner Pilgerlust stören zu lassen. Ganz Leso war voll von Tönen der Freude und des Jubels. Der Marktplatz, die Straßen, der Kirchhof wimmelten von glücklichen Menschen, die summend und singend und lachend und schmausend den gewonnenen Ablaß und die festliche Vereinigung eines großen Theils ihrer Stammgenossen feierten. Die Wallfahrtskirche, von hundert Weihkerzen flimmernd, war überfüllt mit Andächtigen, Männern und Frauen, die indessen nur kurze Zeit verweilten, um den Nachfolgenden Platz zu machen. Vor dem Hinausgehen ließen sie aus vollen Händen ihre Opfergaben in die metallene Schale niederrasseln, die zum Empfange dieser frommen Steuern auf dem Altar ausgestellt war.

Die Geistlichkeit hat hier zu Lande von ihrem alten Wohlstande wenig oder nichts verloren. Ich habe schon früher erwähnt, daß der Zehnte nach wie vor seiner gesetzlichen Abschaffung von den Basken fortgezahlt wird, von den verkauften Kirchengütern kehren durch Testament und auf andern Wegen in aller Stille manche in die Hände ihrer frühern Eigenthümer zurück, und die freiwilligen — und unfreiwilligen — Gaben der Gläubigen füllen den Rest der Bresche aus, den die Revolution in die Finanzen der Geistlichkeit gerissen hat. Die Einnahme manches

Pfarrers beläuft sich auf 25 bis 30,000 Realen, und es gibt Dörfer, welche neben dem Pfarrer noch sechs bis acht Hülfspriester unterhalten. Während in manchen andern Provinzen Spaniens der geistliche Beruf unter der Jugend in den letzten Jahren auffallend abgenommen hat, so daß man anfängt, sich über die künftige Besetzung der leer werdenden Stellen zu beunruhigen, ist im Baskenland der Zudrang zu der kirchlichen Laufbahn ebenso groß als je. Auch das Klosterleben findet hier noch eifrige Jünger, und die Regierung leistet diesem Drange des Herzens oder der Umstände allen möglichen Vorschub, und zwar dem Gesetze zum Trotz, welches den noch bestehenden Nonnenklöstern die Aufnahme von Novizen verbietet.

Hier in San Sebastian scheint indessen der kirchliche Sinn nicht mehr an der Tagesordnung zu seyn. Ich begegne hier überall einem graubartigen Obersten, welcher vom Morgen bis zum Abend und mit wahrer Wuth antigeistliche Propaganda macht, die aller Orten den lebhaftesten Beifall findet. Der alte Kriegsknecht ist in einem fortwährenden Paroxismus des Zornes darüber, daß die Kirche ihn gezwungen hat, das Begräbniß seines Bruders, der vor acht Jahren im Bürgerkrieg gefallen ist, jetzt nachträglich mit 6000 Realen zu bezahlen, und er sucht sich für diese Einbuße dadurch zu entschädigen, daß er einen Strom der witzigsten Bosheiten, die ich jemals gehört habe, über die Geistlichkeit und über das Kirchenwesen ausschüttet. Sein meisterhafter Vortrag, mit ächtem komischem Salze reich gewürzt, und dabei doch strotzend von Kraft und Leidenschaft, reißt unfehlbar die ganze Zuhörerschaft zu einem Gelächter hin, unter welchem die Tische wackeln und die Fensterscheiben klirren. Ich habe ihn seine Missionspredigten in Gegenwart von 20 bis 30 Personen halten hören, ohne daß ich jemals ein Zeichen der Mißbilligung bemerkt, oder einen Widerspruch vernommen hätte, der nicht bloß darauf berechnet gewesen wäre, den alten Herrn noch stärker ins Feuer zu bringen. Gestern Abend traf ich den Obersten in Gesellschaft des bekannten Generals Iturbe, seines Waffenbruders und eines ebenso heftigen Kirchenfeindes als er selbst. Könnte ich die Scene

malen, welche die beiden Kriegskameraden mit einander aufführten, ich würde ein Bild liefern, das sich neben die gelungensten Schöpfungen Shakspeareschen Humors stellen ließe.

Doch ich wollte ja von Leso erzählen. Vor der Kirche wurde ein lärmender Markt abgehalten, wo die Geschäfte sehr rasch und lebhaft vor sich gingen. Die Hauptgegenstände des Handels waren eisernes Haus- und Feldgeräth und Seilerwaaren. Die einen und die andern fanden starken Absatz, noch bessern Abgang aber hatten die navarresischen Trauben und das Kuchengebäck, die in ungeheuern Körben ausgestellt waren. Man kaufte diese Dinge in Masse, nicht bloß zum augenblicklichen Verschmausen, sondern auch um einen Vorrath davon nach Hause in die Berge mitzunehmen, wo es eben so wenig Weingärten als Zuckerbäcker gibt.

Ein Handelsmann besonderer Art hatte seinen grünen Tisch hart an der Kirchenthür aufgeschlagen, und ein großes Messingbecken voll Silber- und Kupfermünzen neben ihm zeugte davon, daß seine unsichtbare Waare gut abgehe. Dieser Mann verkaufte nämlich um billigen Preis handschriftliche Literatur aller Art, Liebesbriefe, Schneiderrechnungen, Ehekontrakte, Bittschriften, Mahnbriefe und hundert andere Dinge dieser Art. Das Schreiben ist unter den Basken natürlich eine beinahe völlig unbekannte Kunst, denn in ihrer eigenen Sprache haben sie gar keine Gelegenheit sich zu unterrichten, und das Castilianische lernen sie kaum nothdürftig sprechen, geschweige denn, daß sie es bis zum Schreiben brächten. Ich sehe alle Tage deutlicher, daß es eitel Flunkerei ist, wenn man behauptet, daß das Spanische gegenwärtig neben dem Baskischen allgemein verstanden und auch wohl oder übel gesprochen werde. Auf einem Saziergange begegnete ich neuerlich einem Haufen von acht bis zehn Landleuten, deren Zugführer ich nach dem Wege nach Passages fragte. No comprender — denn das baskische Verbum hat, wie es scheint, weder Zeiten noch Personen, und die Basken sprechen deßhalb auch das Spanische immer im Infinitiv — antwortete mir der Mann. Ich wendete mich mit meiner Frage an die Uebrigen, welche im

Halbkreise um mich stehen geblieben waren. Ein junges Mädchen kam dem Sinne meiner Worte zuerst auf die Spur. Nachdem ich die Frage nochmals wiederholt hatte, wurden die Leute nach einer lebhaften Verhandlung mit sich darüber einig, was ich eigentlich wolle, und jenes Mädchen, als das beredteste Mitglied der Gesellschaft, übernahm es, mir eine Antwort zu radebrechen, die ich ohne die Geberdensprache, mit welcher die Andern ihre Wortführerin im Chore begleiteten, schwerlich verstanden haben würde.

Das Amt des öffentlichen Schreibers blüht übrigens nicht etwa bloß im Baskenlande. In manchen großen Städten des Landes, z. B. in Valencia, sieht man vor dem Posthause unter freiem Himmel eine ganze Reihe von Pulten, an denen lebendige Briefsteller auf Kundschaft warten, die ihnen vorzugsweise aus den benachbarten Dörfern kommt. In den Städten selbst und überhaupt da wo es Schulen gibt, versäumen auch die ungebildetsten Eltern selten die Gelegenheit, ihre Kinder, die Knaben wenigstens, lesen und schreiben lernen zu lassen.

In ganz Leso war kein freier Winkel, wo das junge Volk den bescheidenen Platz zum Tanze hätte finden können, mit dem man sich hier in Spanien überall begnügt; draußen aber wimmelte es auf allen Straßen von Burschen und Mädchen, die nach der einfachsten Musik auf dem holperigen Boden nach Herzenslust umhersprangen. Der beliebteste Volkstanz der Basken heißt Zorcico, und der Zorcico ist nichts anderes als — ich muß das Ding wohl bei seinem anstößigen Namen nennen, denn eine Umschreibung finde ich nicht — der Zorcico ist nichts anderes als — der Cancan. Ja, der Cancan, wie er leibt und lebt, der Cancan, wie er in Paris auf der Chaumière, bei Mabille auf dem Opernballe, und an ähnlichen Orten des unschuldigen Vergnügens unter der Aufsicht der öffentlichen Sittlichkeitsbeamten, welche man Gensdarmen und Municipalgardisten nennt, getanzt wird. Der Cancan in den jungfräulichen Gebirgen des züchtigen Baskenvolkes! Ich werde mich lange nicht darüber beruhigen. Und der Cancan in vollendeter Ausbildung, der Cancan mit allen den

namenlosen Künsteleien, welche die sittsame Phantasie der Pariser Jugend zum zweitenmale erfunden hat! Der baskische Cancan, dessen mimische Beredsamkeit nicht durch die Gegenwart der öffentlichen Moral in Uniform und mit dem Degen an der Seite im Zaume gehalten wird, ist sogar noch ausdrucksvoller als der französische. Die Spanier, welche in letzter Zeit die Ehre so mancher Erfindungen und Entdeckungen in Anspruch genommen haben, die man bisher andern Völkern zuschrieb, und zwar, wie es scheint, in einigen Fällen allerdings mit Unrecht, die Spanier haben bis jetzt vergessen, den Ruhm des Cancans als ihr Nationaleigenthum von den Franzosen zurückzufordern, und ich bin doch neugierig zu sehen, ob sie dieß Versäumniß nicht nachholen werden.

Zu den eigenthümlichen Volksbelustigungen, welche sich im baskischen Lande von Alters her erhalten haben, gehört ein Ballspiel (la pelota), welches mir im übrigen Spanien nicht vorgekommen, das man in Deutschland meines Wissens gar nicht kennt, und das in Frankreich, wo es vielleicht durch die Könige von Navarra eingeführt und lange Zeit von Großen und Kleinen mit Eifer betrieben wurde, fast ganz in Vergessenheit gerathen ist. In Pamplona fand ich den Fenstern meines Gasthofs gegenüber eine öffentliche Anstalt für die Pelota, welche jeden Nachmittag und bis zum Dunkelwerden von irgend einer Gesellschaft benutzt wurde, deren Spiele ein mehr oder weniger zahlreiches Publikum von der Gallerie zuzusehen pflegte. Hier in San Sebastian ist ein breiter Festungsgraben für das Ballspiel eingerichtet, das in ganz Guipuzcoa mit wahrer Leidenschaft geübt wird. Auf heute hatten sich die Ballspieler von Azpeitia und von Oyarzun zu einem Wettkampfe nach San Sebastian herausgefordert. Der bevorstehende Kampf wurde in der ganzen Stadt als ein Ereigniß betrachtet. Man debattirte heftig über die Wahrscheinlichkeit des Sieges der einen oder der andern Partei, man ging Wetten ein, und man speiste zwei Stunden vor der gewöhnlichen Zeit, um den Anfang des Spiels nicht zu versäumen.

An dem Ballplatze waren über den steinernen Stufenreihen mit denen zur Bequemlichkeit des schaulustigen Publikums die eine Seite jener Stelle des Stadtgrabens ausgemauert ist, Brettergerüste aufgeschlagen, die sich im Nu mit Menschen füllten, obgleich man jeden Platz mit zwei und mit vier Realen bezahlen ließ. Das Ayuntamiento führte den Vorsitz und gab das Zeichen zum Beginn des Spieles. Der Ball wird mit einem Handschuh geschlagen, dessen innere Seite ein schaufelförmiges Stück dicken und steifen Leders bildet. Das Spiel muß viele Feinheiten haben, die dem Unkundigen entgehen. Die Zuschauerschaft brach oft in einen einstimmigen Beifallsschrei bei Schlägen aus, an denen ich mit deutschen Ballspielbegriffen eher zu tadeln als zu loben gefunden hätte. Viva Juanillo! jubelte die eine Faktion der Zuschauer, wenn der Vormann der Partei von Azpeitia einen guten Streich geführt hatte; viva Mariano! antwortete jauchzend die andere Faktion, wenn der Häuptling der Oyarzuner durch einen meisterlichen Gegenschlag den Vortheil wieder ausglich. Ich verließ den Platz sehr bald, weil ich keinen Antheil an einem Spiele nehmen konnte, dessen Gang ich nicht verstehe, aber noch in diesem Augenblicke, drei Stunden nach dem Beginne des Kampfes, schallt in kurzen Zwischenräumen das leidenschaftliche Geschrei des an dem Ballplatze versammelten Volkes über die Wälle von San Sebastian und über die halbe Stadt hinweg zu mir herüber. Vielleicht wird sogar erst der morgige Tag entscheiden, ob Azpeitia oder Oyarzun gesiegt und die bedeutende Geldsumme gewonnen hat, um die es sich nächst der Ehre des Sieges handelt.

An Denselben.

San Sebastian, 17. September.

Mit jedem Tage gewinnt das Guipuzcoaner Ländchen neuen Reiz für mich, jeder Tag, jede Wanderung nach nah oder fern weiht mich tiefer ein in die unendlich mannigfaltige und bis in alle Einzelnheiten durchgeführte Schönheit dieser Gebirgsnatur, die vielleicht einzig in ihrer Art ist. Die meisten durch ihre Schönheit berühmten Gegenden sind nur kraft optischer Wirkung schön, durch die Perspektive, durch die Gruppirung, in welcher ihre Massen von gegebenen Standpunkten aus erscheinen, durch die Gegensätze der Farben, durch Licht und durch Schatten. Ich lasse diese Art der Schönheit gerne gelten, aber ich kann nicht umhin wahrzunehmen, daß sie große Aehnlichkeit mit der Schönheit einer Theaterdekoration hat, die nur bei Lampenlicht und in gemessener Entfernung Stich hält. Wie hier so auch dort verschwindet der Zauber für den, welcher die Bedingungen desselben nicht zu schonen weiß. Der See, der uns von weitem wie flüssiges Silber entgegenblitzte, wird zur trüben Lache, die uns aus schlammigen Ufern mit Modergeruch anhaucht, der Hermelinmantel der Bergkuppen verwandelt sich in ein schmutziges Schneefeld, auf welchem wir uns die Füße naß machen, der majestätische Riesenfels nimmt die Gestalt eines großen Steinhaufens an, auf dessen Ecken und Spitzen wir uns wund gehen, und dessen Steilheit wir schweißtriefend verwünschen. Die romantische Burgruine, zu der wir uns keuchend hinaufgearbeitet, zeigt uns ein paar nackte Mauern, die keine drei Schritte werth sind, und hundert andere Dinge, welche in der Entfernung mit dichterischem Licht übergossen scheinen, verschwinden in der Nähe zu gar nichts.

Ganz anders ist es hier im Baskenlande. Die Schönheit der Umgebungen von San Sebastian läßt sich unter die Loupe bringen und betasten, ohne sich zu verflüchtigen, ja sie gewinnt mit jeder nähern Untersuchung. Ueber Berg und Thal führen anmuthige Gartenpfade, bald von üppig wuchernden Hecken

eingefaßt, bald zwischen Maisfeldern hin, deren Saaten armsdick und mannshoch ein Bild der seltensten Pflanzenpracht geben, bald durch natürliche Wiesen so dicht und so reich und so duftig, als ob sie der liebe Gott ganz eigens für die Tagdiebe geschaffen hätte, welche ein Geschäft daraus machen, von jenen Abhängen aus den Blick in bequemer Muße über Land und Meer spazieren zu führen. Und ebenso ist es mit einer Menge anderer Einzelnheiten der Landschaft, und wer mir nicht auf's Wort glauben will, der komme her mit eignen Augen zu sehen.

Ich machte heute einen Ausflug in das Thal von Loyola. Ein wunderlieblicher Erdenwinkel, trotz seines Namens, der übrigens mit dem Jesuitenvater nichts gemein hat, sondern einem Weiler nahe bei San Sebastian entlehnt ist. Das Thal von Loyola zieht sich dem Laufe des Urrumea entlang, mit vielen Krümmungen von Astigareaga bis an die Bai, in welche der Fluß mündet. Der Urrumea, etwa so breit als der Main bei Würzburg, aber viel tiefer, füllt an manchen Stellen fast das ganze Bett des Thales aus, so daß an seinem Rande nur für einen Fußpfad Raum bleibt; an andern Stellen dagegen erweitert sich das Thal zur kleinen Ebene, welche unter der fleißigen Menschenhand zum Kunstgarten geworden ist. Die Thalufer bis auf die höchsten Spitzen ihrer Berge hinauf strotzen von üppigem Pflanzenleben, über welches zur Stunde noch kein herbstlicher Hauch hingegangen ist. Die unglaubliche Frische dieser Vegetation könnte in der Mitte des September an den Juni glauben lassen. Manche Gartenfrüchte, namentlich die Bohnen, stehen in diesem Augenblicke vielleicht zum dritten- oder viertenmal in voller Blüthe. Nirgends ist ein Stoppelfeld oder gar eine Brache zu sehen; denn man läßt den abgeernteten Boden hier nicht drei Tage ruhen, und man weiß ihm ungeachtet des ziemlich rauhen Himmels drei Ernten abzugewinnen.

Durch das ganze Thal hin und dem Urrumea immer so nahe als möglich, ist eine Menge hübscher und sauberer Bauernhäuser zerstreut, von denen viele ein Bild des ländlichen Behagens geben, wie man es im ganzen übrigen Spanien, selbst Catalonien und

Valencia nicht ausgenommen, vergebens suchen würde. Der Bürgerkrieg hat zwar in der Mündung des Thales, welches unter den Kanonen von San Sebastian liegt, klägliche Verwüstungen angerichtet, aber er ist nicht tiefer in dasselbe eingedrungen, und der heitere glückliche Charakter der Landschaft wird nach der ersten Viertelstunde nicht mehr durch gespenstische Trümmerhaufen gestört. Die Bauernhäuser sind hier wie fast überall im Baskenlande aus behauenen Steinen aufgeführt, und ihr fester Bau kommt ihnen doppelt zu statten; denn der Urrumea tritt bei hoher Fluth zuweilen bis an die Schwelle der Wohnungen heran. Ich fand heute den Fußpfad, welcher die zerstreuten Häuser mit einander verbindet, an manchen Orten noch ganz naß von der Ueberschwemmung durch die letzte Fluth, und wäre ich eine Stunde früher gekommen, so hätte ich müssen wieder umkehren.

Es war zwischen Tag und Abend. Der Lärm der Arbeit hatte aufgehört, aber es herrschte noch nicht die Stille der Ruhe. Schwerbeladen mit Reisenden und mit Gepäck schwamm ein großer Urrumeakahn mit der Ebbe langsam nach San Sebastian hinunter. Die Familie des Landmannes saß versammelt auf der Flur oder vor der Hausthüre, nicht gerade sehr beschäftigt, aber doch auch nicht ganz müßig. Mein Gruß wurde von den erwachsenen Leuten fast immer in der Baskensprache erwiedert; die Kinder kann ich hier niemals zum Sprechen bringen, sie sind wild und scheu wie junge Wölfe, und wenn ich sie anrede, so wenden sie mir ohne Umstände den Rücken. Das Alles muß aber auch just so seyn wie es ist, und wären diese Kinder dreist und zutraulich und geschwätzig wie die andalusischen Buben und Mädchen, so würde ich mich nicht im Baskenlande glauben. Kurz die Staffage, wie ich sie heute und alle Tage finde, ist ganz so wie die Landschaft sie verlangt.

Der südliche Himmel offenbart sich hier noch immer in manchen eigenthümlichen Erscheinungen der Pflanzenwelt, wilden Feigenbäumen, Pappeln mit tellergroßen Blättern, riesenhaftem Schilfrohr. Einer der schönsten Sträuche des Südens, die ich

gesehen habe, die Tamariske, gedeiht zur vollsten Pracht an dem Rande des Urrumea, so daß mich dünkt, er müßte sich auch in manchen Gegenden Deutschlands einheimisch machen lassen. Die Tamariske, welche ihre dünnen Zweige bis zu fünfzehn und zwanzig Fuß in die Höhe treibt, trägt weder Nadeln noch Blätter, sondern ein grünes Gefaser, so zart und so geschmeidig wie Zwirngeflecht, wie ein Spitzengewebe aus der Hand der kunstfertigsten aller Dryaden. Die duftigen schwankenden Massen dieses Buschwerks bringen eine höchst malerische Wirkung hervor, und jeder einzelne Zweig davon würde einen Damenhut ebenso reich zieren, wie Straußfedern und Paradiesvögel.

Mitten unter diesen und vielen andern Erzeugnissen des Südlandes wächst die nordische Eiche, nach welcher ich im übrigen Spanien überall vergebens umgeschaut habe. Die Eiche stellt sich indessen hier nicht in der Riesengestalt dar, in welcher sie in unsern Forsten erscheint, und sie bildet in dem Thale von Loyola auch niemals einen Wald, sondern höchstens kleine durchsichtige Haine, in denen ihr Schatten dem frischen dichten Wuchse des Rasens keinen Eintrag thut. Ein solcher Eichenhain mit dem untergebreiteten grünen Teppich unter seinen Füßen, und dem tiefblauen Abendhimmel über seinen Häuptern ausgespannt, ein solcher Hain mit seiner Umgebung von Wasser, Berg und Fels und prangenden Saaten, mit seinen Aussichten auf die glücklichen Wohnungen eines stolzen Geschlechtes freier Männer, das ist ein Landschaftsbild, an welchem ich mich in langen Tagen nicht sattsehen würde.

Der Ackerbau ist in der hiesigen Gegend zu einer seltenen Vollkommenheit ausgebildet, so daß seine Methode unter den bestehenden Eigenthumsverhältnissen kaum noch einer wesentlichen Verbesserung fähig zu seyn scheint. Jeder Hof liegt wo möglich im Mittelpunkte oder doch jedenfalls in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Grundstücke, welche immer ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, und jeder Hof hat in der Regel so viel Holz und Weide, als ihm für seinen Hausbedarf und seinen Viehstand nöthig ist. Die große Feuchtigkeit des Klima's —

denn es vergeht selten eine Woche ohne mehrere Regentage — genügt dem Landmanne nicht, er nimmt vielmehr überall, wo es sich thun läßt, künstliche Bewässerung zu Hülfe, deren Wirkung durch eine äußerst sorgfältige Düngung unterstützt wird. Zu diesem Zwecke ist indessen nicht immer hinreichender Stoff vorhanden; denn der Viehstand ist in diesen Gegenden nicht sehr zahlreich, weil bei dem Fischreichthum des Meeres und der Flüsse der starke Absatz fehlt; Gelegenheit zur Ausfuhr ist aber so gut wie gar nicht vorhanden. Als Zugthiere gebraucht man ausschließlich Ochsen, deren Schlag hier bei weitem größer und stärker ist als in dem benachbarten Navarra. Die Zugochsen werden, was mir sonst nirgends vorgekommen ist, der rauhen schwierigen Wege halber beschlagen, und zwar mit zwei vollen Eisenplatten, die man unter jeden Fuß legt. Die Ackerwagen sehen aus als ob sie wenigstens seit zweitausend Jahren nach demselben Modell gezimmert würden, und ich zweifle nicht, daß sich ihr Abbild auf den römischen Siegesdenkmalen aus der Zeit des Augustus finden läßt. Es sind kleine und niedrige Karren, deren Räder durch volle Scheiben gebildet werden, die sich mit der Achse, an welcher sie festsitzen, ächzend und kreischend umdrehen. Dieses Gefährt, welches mit ein paar eingejochten Ochsen bespannt im ganzen Baskenlande und auch in einigen Gränzstrichen von Altcastilien gebraucht wird, ist so unbehülflich und so sehr im Widerspruch mit allen natürlichen Begriffen von Mechanik, daß ich nach dem Grundsatze des heiligen Augustinus: credo quia absurdum, steif und fest an die Zweckmäßigkeit seiner altfränkischen Form und seines schwerfälligen Baues glaube.

Nächst der Ackerwirthschaft ist das Hauptgewerbe der Guipuzcoaner die Betreibung von Eisengruben und Eisenhütten, welche den wichtigsten, um nicht zu sagen den einzigen Gegenstand des Ausfuhrhandels liefern. Das hiesige Roheisen geht vorzüglich nach Mexico und nach den übrigen weiland spanischen Colonien von Amerika, deren Werkstätten sich so sehr an die Eigenschaften desselben gewöhnt haben, daß sie kein anderes Eisen zu behandeln wissen, und daß sie selbst das beste englische Eisen

zurückweisen, das man ihnen um den halben Preis anbietet. In der Bearbeitung des Eisens scheinen die Basken übrigens nicht viel zu leisten, wenn ich nach den mannigfaltigen Proben ihrer Schmiedearbeiten, die mir vorgekommen sind, urtheilen darf. Die Waffenfabrikation zumal hat hier nur eine sehr geringe Bedeutung, vermuthlich weil der Baske im gewöhnlichen Leben keine Waffen führt, weder die Flinte, ohne welche der Andalusier keine tausend Schritte geht, noch das Messer, das an dem Catalonier festgewachsen war, bis der vorige Generalcapitän von Barcelona auf eigene Hand eine Verordnung erließ, welche den bloßen Besitz eines solchen Messers, navaja geheißen, wie Raub oder Todtschlag mit Galeerenstrafe bedroht. Jenen Bando fühlen die Catalonier aber auch heute noch, als ob er ihnen ein Glied vom Leibe abgeschnitten hätte.

Die Spanier pflegen sich darüber lustig zu machen, daß man ihnen im Auslande nachsagt, sie haben eine Art Vorliebe für gewisse scharfe und spitze Dinge, die nicht gerade zum Kriegführen dienen, und ich hörte einen Pfarrer erzählen, wie er sich bei einer neulichen Reise nach einer französischen Gränzstadt besonders darauf vorbereitet habe, jene Verleumdung in's Lächerliche zu ziehen. Erst auf der Rückfahrt fand er Gelegenheit, seinen Spaß loszulassen. Eine Dame, welche sich mit ihm im Wagen befand und die mit immer steigender Seelenangst von den Gefahren sprach, denen der Reisende in Spanien ausgesetzt sey, fragte ihn zuletzt auch nach jenen gefährlichen Messern, von denen sie mit Schrecken reden gehört. Der Pfarrer entgegnete, daß die Messer so schlimm nicht seyen, und zur Unterstützung seiner beruhigenden Versicherung zog er ein Exemplar derselben aus der Tasche, welches zusammengeklappt anderthalb Schuh maß, machte es auf und ließ die schlanke Klinge vor den Augen seiner Begleiterin spielen. „Wir Geistlichen, und überhaupt alle Leute von friedlichem Charakter," fügte er hinzu, „tragen niemals größere Messer als dieses hier." Die Dame kehrte auf der nächsten Station wieder um.

Ein solcher Scherz mag nun an und für sich gut oder schlecht

seyn, als Satyre schießt er gänzlich fehl. Jene armlangen Messer mit ihrem Schlangenprofil, ihrer Verräthermiene werden zu Tausenden gefertigt und zum Kauf ausgestellt, und man kann ganz dreist von vorn herein annehmen, daß sie nicht bestimmt sind in Waffensammlungen und Rüstkammern aufgehängt zu werden. Dem Catalonier hat man das Messer, das er erfunden, das seinen Namen führt und das er wie ein Schooßkind liebt, freilich für den Augenblick genommen, aber der Valencianer trägt es noch heute im Gürtel, und der Castilianer führt es wenigstens sehr oft in der Tasche. So viel zur Steuer der Wahrheit gegen den Spott der Spanier, welche sich zuweilen geberden, als kennten sie die catalonischen Messer nur aus den französischen Zeitungen. Auf der andern Seite ist es nicht minder wahr, daß man bei uns zu Lande von dem Jähzorn, der Rachsucht und dem Blutdurste der Spanier im Verkehr des täglichen Lebens die lächerlichst übertriebenen Begriffe hat, und daß von hundert jener furchtbaren Klingen neunundneunzig in der friedlichen Arbeit des Brod- und Wurstschneidens alt und stumpf werden, ohne daß sie in ihrem ganzen Lebenslaufe auch nur ein Gelüst auf Menschenblut angewandelt hätte.

Was mich betrifft, wenn ich von den Erfahrungen einer fünfmonatlichen Reise reden darf, so habe ich in Spanien auch nicht einmal eine Schlägerei gesehen, geschweige denn Blutvergießen und Mord und Todtschlag. Ich habe leidenschaftlichen Wortwechseln beigewohnt, ich habe in manchem heftigen Auftritt selbst eine Rolle mitgespielt, aber selten oder nie habe ich bei solchen Gelegenheiten auch nur ein Schimpfwort gehört. Der ungebildetste Spanier weiß wenigstens, daß Grobheiten keine Gründe sind, und da, wo es anderer Orten unfehlbar Faustschläge setzt, begnügt man sich hier mit einem krachenden Fluch. Die spanischen Flüche sind allerdings gräßlich anzuhören, über alle Begriffe ruchlos und gotteslästerlich, aber sie thun glücklicherweise nicht weh, ja sie beleidigen nicht einmal.

In allen Provinzen, und besonders in dem verrufenen Valencia, habe ich mich nach den Kreuzen am Wege umgesehen, die

nach der Angabe gewisser Reisebeschreiber auf Tritt und Schritt die Stelle irgend eines Mordes bezeichnen sollen; aber so fleißig ich auch ausgeschaut, bis jetzt habe ich noch nicht ein einziges dieser Kreuze gefunden. Ich folgere daraus nicht, daß sie nicht vorhanden sind, wohl aber, daß sie unendlich viel seltener seyn müssen als einige Leute behaupten, die kein anderes Mittel kennen, um Eindruck zu machen, als die Uebertreibung. Das Gerücht von Mordthaten ist mir zweimal zu Ohren gekommen, und zwar während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Madrid. In beiden Fällen wurde schnelle und strenge Gerechtigkeit an den Schuldigen gehandhabt.

Um nichts zu verschweigen, muß ich hinzufügen, daß die amtliche Criminalstatistik vom vorletzten Jahre nicht weniger als 14,000 Tödtungen und Verwundungen verzeichnet, so daß also je eins dieser Verbrechen auf ungefähr 1000 Einwohner kommt. Der Tödtungen waren über 3000. Mehr als der dritte Theil aller jener Verbrechen wurde mit blanken Waffen verübt, in 3000 Fällen wurden Prügel und andere stumpfe Werkzeuge gebraucht, und in 1500 Fällen Feuerwaffen. Vergiftung kam nur zwanzigmal vor.

Ich lasse es dahingestellt seyn, inwiefern meine oben angeführten eigenen Wahrnehmungen mit diesen Ergebnissen einer das ganze Land umfassenden amtlichen Untersuchung im Einklang oder im Widerspruch stehen. Bei der Würdigung dieser statistischen Thatsachen darf man indessen nicht vergessen, daß die sittlichen Wirkungen des Bürgerkrieges fast unmittelbar in die Criminalgeschichte des Jahres 1843 hineinreichen, des einzigen, dessen strafrechtliche Ergebnisse die Regierung bisher gesammelt und bekannt gemacht hat.

Am 19. September.

In jeder spanischen Stadt von mehr als acht- bis zehntausend Einwohnern kann man sicher seyn ein Theater zu finden, und so denn auch in San Sebastian; nur daß das hiesige Theater vielleicht das schlechteste ist im ganzen Lande. Ich spreche nicht

von dem Hause, einem kleinen aber hübschen Bauwerke, welches vor ein paar Jahren von dem Ayuntamiento mit einem Kostenaufwand von mehr als 15,000 Piastern erbaut ist, zum redenden Beweise dafür, daß hier zu Lande durch redliche und fähige Hände mit wenigem Gelde das Unglaubliche geleistet werden kann. Der Saal zumal fällt sehr vortheilhaft in die Augen durch seine geschmackvollen Formen und Verhältnisse, die jedem andern Schauspielhause von dieser Größe zum Muster dienen könnten. Auch die Ausschmückung des Saales ist mit wahrem Kunstsinn ausgeführt, und viel reicher als man sie unter ähnlichen Umständen, in Spanien wenigstens, erwarten sollte.

Aber in dieses artige Theater hat sich eine Truppe eingenistet, die selbst in der Bretterbude auf einem Dorfmarkte für erbärmlich gelten würde. Alle diese Herren und Damen sind wie aus Holz geschnitzt, und sie tragen vor wie eine Sprachmaschine vortragen würde, immer in demselben Tone, ohne die mindeste Accentuirung, welche verriethe, daß sie wenigstens verstehen was sie sagen, wenn sie es auch nicht empfinden. Nur das Saynete, die Nationalposse, wird wie überall, so auch hier, ganz leidlich gespielt; im Saynete beleben sich die Drahtpuppen, ihre steifen Gliedmaßen werden gelenkig, die komische Lust glänzt in ihren Augen, und wie ein natürlicher Quell sprudelt der Witz von ihren Lippen.

Indessen die Herren vom hiesigen Theater scheinen zu glauben, daß das Lustspiel unter ihrer Würde oder unter ihrem Talente sey; denn sie füllen fast immer den ganzen Theaterabend mit irgend einem dicken und schweren Drama aus, dessen bloßer Titel gewöhnlich schon sagt, daß hier eine Märtyrerkrone zu verdienen sey. So kündigte der Theaterzettel vorgestern an „Clotilde, Trauerspiel in fünf Aufzügen." Ich möchte nicht gern für furchtsam gelten, aber ich erkläre frank und frei, daß ich nimmermehr den Muth hätte einen Roman aufzuschlagen oder ein Theaterstück zu sehen, die den Titel „Clotilde" führten. Unter einer solchen Aufschrift muß nothwendigerweise etwas Entsetzliches auf den Unglücklichen lauern, der sich aus Verwegenheit

oder aus Leichtsinn heranwagt. Clotilde! Hu, Hu! Ich habe die Gänsehaut.

Der Clotilde folgte gestern Abend „die eiserne Maske oder vierzig Jahre des Unglücks, geschichtliches Drama in sieben Aufzügen.“ Nein ich irre mich, in sieben „Bildern,“ denn in sieben „Aufzügen“ würden ja zwei Sünden gegen die aristotelische Regel seyn. Die dramatische Feder, welche über die geheiligte Fünfzahl hinausgehen will, hüte sich, so lieb ihr das eigene Seelenheil ist, das Wort „Aufzüge“ zu gebrauchen; sie mag „Bilder“ oder „Tage“ oder jede beliebige andere Benennung auf den Titel setzen, und die Schwierigkeit ist mit einem Schriftzuge gehoben; aber um aller Heiligen willen nicht von sechs oder sieben Aufzügen gesprochen!

Vierzig Jahre des Unglücks in sieben, gleichviel ob Aufzügen oder Bildern, das ist viel für gefühlvolle Herzen, und das meinige ist, wie ich glaube, wenigstens nicht der verhärtetsten eines. Gleichwohl habe ich das gestrige Schauspiel mit durchgemacht von Anfang bis zu Ende. Was ich dabei gelitten, das steht bereits, ich bin dessen gewiß, in einem andern Buche geschrieben, und das wird einst zu Tage kommen, ohne daß ich hier den Ruhmredigen zu spielen brauche.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine Bemerkung über die Natur des spanischen Verses aussprechen, welche mit der hergebrachten Ansicht im Widerspruche steht, deren vollkommene Bestätigung ich aber in dem rhythmischen Vortrage auf den besten wie auf den schlechtesten Bühnen des Landes gefunden habe.

Das Versmaß der spanischen Romanze, welches auch in dem Trauerspiel und in vielen andern spanischen Dichtungen vorkommt, wird gewöhnlich für ein trochäisches ausgegeben, indem man annimmt, daß der achtsylbige Vers aus vier je zweisylbigen Füßen bestehe. In vierfüßigen Trochäen haben Herder und Uhland den spanischen Vers wiederzugeben geglaubt, allein bei aller Ehrfurcht vor diesen und mehrern andern Autoritäten kann ich doch nicht umhin, mich in diesem Punkte gegen sie aufzulehnen. Ich habe niemals glauben können, daß der epische Vers einer so

kräftigen, lebenswarmen Poesie wie die altspanische als ein lahmer, schläfriger Trochäus gelesen werden müsse, oder auch nur gelesen werden dürfe. Der Romanzenvers läßt sich allerdings zuweilen als ein vierfüßiger vortragen, aber sehr häufig ist es geradezu unmöglich, ihn in dieses Maß hineinzuzwängen. So in den folgenden Versen:

Grande rumor se llevanta
De gritos armas y voces
En el palacio de Burgos.

Man versuche diese Verse in Trochäen abzutheilen, und man wird augenblicklich gewahr werden, daß das heißen würde allen rhythmischen Gesetzen der spanischen Sprache Gewalt anthun:

Gránde | rúmor | se | lle | vánta
Dé gri | tós ar | más y | vóces
En el | pála | ció de | Búrgos.

Ein solcher Vortrag klingt so ungeheuerlich, daß er das Ohr eines Tauben beleidigen muß, und gleichwohl ist dieser Vortrag der einzig zulässige, wenn der Vers aus vier zweisylbigen Füßen besteht.

Die Wahrheit ist aber, daß diese Verse nicht vier, sondern drei Füße von je zwei oder drei Sylben haben, und daß sie in folgender Weise gelesen werden müssen:

Gránde ru | mór se lle | vánta
De ármas | grítos y | vóces
En el pa | lácio de | Búrgos.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, daß die acht Sylben des Verses sich nicht immer in derselben Art auf die einzelnen Füße vertheilen, und es würde leicht seyn zehn verschiedene Verse anzuführen, von denen jeder nach seiner eigenen Weise gemessen seyn will. Vierfüßig aber, ich komme darauf zurück, ist der Romanzenvers niemals, selbst da nicht, wo er allenfalls trochäisch gelesen werden könnte, wie zum Beispiel in:

Compañero, compañero;

oder

Ya cabalga Baldovinos;
Ya cabalga ya se vae.

Der Bau dieser Verse verlangt die folgende Scansion:

Compané | ro cóm | pañéro,
Ya cabál | ga Bàl | dovínos,
Ya cabál | ga yá | se vàe.

Man lese diese Verse auf die eine und die andere Weise, und man wird sich im Nu durch das bloße Gehör überzeugen, daß es eine Sünde gegen die dichterische Form seyn würde, sie zu mattherzigen Trochäen stempeln zu wollen. Bedarf es außer dem Zeugniß eines jeden für Rhythmus empfänglichen Ohres noch eines andern Beweises für die Richtigkeit meiner Behauptung, so liefert ihn der epische oder tragische Vortrag der Spanier, die doch offenbar am besten wissen müssen, welche Bewandtniß es mit ihrem Verse hat. Die Spanier declamiren den Vers des Trauerspiels immer mit dem heroischen Schwunge, den er durch die Abtheilung in drei Füße erhält, und je höher sich der tragische Ton steigert, desto schärfer werden diese Verseinschnitte im Vortrage bezeichnet. Im Lustspiele dagegen wird der Vers gewöhnlich gar nicht scandirt, sondern wie ungebundene Rede gesprochen. Daß aber das Heldengedicht, und also die Romanze, wenigstens ebensoviel Würde des Vortrags erfordert, als das Trauerspiel, das ist ein Satz, der sich von selbst versteht.

Unter den öffentlichen Gebäuden in San Sebastian sind ein paar hübsche Kirchen zu nennen, San Vincento und Santa Maria del Puerto. Die Bauart der ersteren spielt in den gothischen Styl hinüber, die zweite gehört dem Jesuitenstyl an, welcher sich überhaupt in dieser Gegend bei einer großen Menge religiöser Gebäude findet, so daß ich anfange zu zweifeln, ob die Jünger Loyola's ihn erfunden, oder ob sie ihn nur aus dem Geburtslande ihres Meisters entlehnt haben. Ich muß indessen hinzufügen, daß keines von den Klöstern und keine von den Kirchen dieser Art, welche ich gesehen habe, über den Anfang des 17ten Jahrhunderts hinauszureichen scheint. Die beiden Kirchen,

welche ich genannt, haben bei allen andern Verschiedenheiten die Geräumigkeit, den luftigen Charakter und die helle Beleuchtung ihre Schiffe mit einander gemein, Eigenschaften, welche in der Mehrzahl der spanischen Kirchen durch den in die Mitte des Schiffes gebauten Chor zerstört werden. Santa Maria del Puerto und San Vincento sind überdieß alle beide mit großen kirchlichen Gnaden ausgestattet, welche durch Anschlagzettel an den Thüren, an den Pfeilern, an den Kapellen zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden. So heißt es auf dem einen dieser Anschlagzettel in San Vincento: „Dieser Altar ist privilegirt auf ewige Zeiten und für jede Messe, die man an ihm lesen läßt, kommt eine Seele aus dem Fegfeuer." Daneben sieht man ein geschnitztes Altarblatt grell bemalt, und eine Schreckensscene aus dem Fegfeuer darstellend. Unter den armen Seelen, welche, bis an den Hals in Flammen gekleidet, ihre Hände flehend empor strecken, ist auch eine tonsurirte. Auf einem andern Zettel ist zu lesen: „Wer heute die fünf Altäre besucht, gewinnt vollständigen Ablaß, vorausgesetzt, daß er die heilige Kreuzbulle gelöst hat." Von dem Besitze dieser Bulle, mit welcher man in Spanien die Befreiung von gewissen Punkten der Kirchenzucht erkauft, wird überhaupt die Wirkung vieler anderer von jenen geistlichen Gnaden abhängig gemacht.

Im übrigen Spanien müssen solche Privilegien der Pfarrkirchen wohl ziemlich selten seyn, ich erinnere mich wenigstens nicht, daß mir in größeren Städten irgendwo die öffentliche Ankündigung derselben aufgefallen wäre. Die Anschläge, welche man in Barcelona, in Cadix, in Sevilla, in Madrid in den Kirchen findet, beschränken sich darauf, gewisse Regeln der kirchlichen Polizei einzuschärfen, zu verbieten, daß man während des Gottesdienstes in der Kirche spazieren gehe, daß man mit Frauen spreche, kurz die Beobachtung der guten Ordnung zu empfehlen, deren Störung durch die genannten und ähnlichen Dinge gewöhnlich mit Excommunication belegt ist. Diese Strenge ist vielleicht allzugroß, aber mich dünkt, sie entspricht doch nicht bloß der Würde, sondern auch dem Interesse der Kirche weit

mehr, als jene verschwenderische Ausbietung von Ablaß an diejenigen, welche die heilige Kreuzbulle besitzen.

Pasages, 20. September.

Obgleich ich Pasages schon auf meiner Pilgerfahrt nach Leso flüchtig gesehen, so hatte ich mir doch schon damals einen zweiten oder längern Besuch dieses merkwürdigen kleinen Ortes vorbehalten. — Eine Stunde ostwärts von San Sebastian tritt das Meer durch einen schmalen Felsenpaß, der einige tausend Schritte lang seyn mag, in das Land hinein, um den Binnensee zu bilden, den man die Bai von Pasages nennt. Da, wo der Paß auf die Bai mündet, ziehen sich am Rande seiner beiden steilen Ufer zwei Häuserreihen hin, die zwar nur Eine städtische Gemeinde bilden, die aber in der Mehrzahl mit dem Namen los Pasages bezeichnet werden.

Um die beiden Hälften der Stadt von einander zu unterscheiden, gebraucht man die Benennung Pasages de San Sebastian und Pasages de Francia. Der Meeresarm, welcher die Stadt durchschneidet, ist nicht über zwei- bis dreihundert Schritte breit, und die Bai liegt der Länge nach quer an der Mündung dieser Meerenge, und also auch vor der Stadt. Der Gesichtskreis wird überall, mit Ausnahme der schmalen Durchfahrt nach der offenen See, durch hohe Gebirge eingefaßt, aus deren grüner Decke hie und da einzelne schroffe Felszacken hervortreten.

Die Ansicht von Pasages von der Bai aus ist einzig in ihrer Art, in Spanien wenigstens. Die Häuser, mit dem Rücken an die Uferfelsen angelehnt, sind großentheils aus dem Wasser aufgemauert, auf welchem die ganze Stadt zu schwimmen scheint wie Rotterdam oder Dortrecht. Die Aehnlichkeit mit einer holländischen Stadt reicht aber nicht weiter. Die Häuser von Pasages haben eine ganz eigenthümliche altfränkische Bauart, welche mir bisher ebenso wenig in Spanien als in irgend einem andern Lande vorgekommen ist, eine Bauart, die dem Zeichner einen ganz ausgezeichneten Stoff darbietet, die sich aber eben wegen der Menge ihrer malerischen Einzelnheiten sehr schlecht beschreiben

läßt; ebenso schlecht wie ein Bild von Teniers. Die Vorderseite der Häuser, welche durchweg dem Wasser zugekehrt ist, hat große hölzerne Balkons, welche zuweilen weit über die Fluthen vorspringen, zuweilen aber auch in das Haus hineingebaut sind. Hellfarbig angestrichenes Holzwerk und ein paar Blumentöpfe auf den Balkons geben manchem der Häuser von Pasages trotz der deutlichen Spuren der Altersschwäche, die sich an ihnen zeigen, einen ganz freundlich wohnlichen Anstrich.

Setzt man aber den Fuß an's Land, so stößt man bei jedem Schritte auf die Merkmale einer tiefen Verarmung. Daß Pasages bessere Zeiten gehabt, davon zeugen manche Reste und Erinnerungen alten Glanzes, z. B. die adeligen Wappenschilder, die über der Thüre vieler Häuser eingemauert sind, in denen heutzutage die äußerste Dürftigkeit wohnt. In dem ganzen Orte sind vielleicht nicht sechs Wohnungen, in denen man auf ihre Miene hin Wohlstand suchen sollte.

Die Schifffahrt, der beinahe einzige Erwerbsquell dieser Stadt, die keinen Zoll breit anbaufähigen Bodens besitzt, ist nicht mehr der Schatten von dem, was sie noch vor vierzig Jahren war. Damals war die Bai von Pasages einer der größten und sichersten Häfen der Welt, und man fand dort Jahr aus Jahr ein drei- bis vierhundert Schiffe vor Anker. Jetzt dagegen ist die Bai so weit verschlammt und versandet, daß sie nur noch an wenigen Stellen für größere Fahrzeuge Wassertiefe genug hat, und statt der zahlreichen Flotten, die ehemals in dem Hafen von Pasages einkehrten, sieht man dort heute neben kleinen Barken und Fischerkähnen kaum drei oder vier Seeschiffe. Pasages hat nicht einmal mehr einen Hafencapitän, dessen ehemalige Wohnung, ein festungsartiger Thurm an hervorspringender Ecke des Ufers der Meerenge, in Trümmern zerfällt, ein Leichenstein, aber eine Zierde der Landschaft.

Als Handels- und Hafenplatz hat Pasages gar keine Bedeutung mehr, auf seinen Werften herrscht indessen noch immer einige Thätigkeit. Vor vier Wochen ist dort ein Kriegsdampfschiff fertig geworden, das sich gegenwärtig in England befindet,

um dort seine Maschinen einzunehmen, eine Brigg, die man vor vierzehn Tagen vom Stapel gelassen, liegt in dem Hafen, und eine andere wird ihr im Anfange des nächsten Monats folgen. Hat man nächst den Werften die Schiffsseilerei und die kürzlich angelegte Drahtstiftfabrik gesehen, welche gleichfalls fleißig beschäftigt sind und gute Arbeit liefern, so kennt man das ganze Gewerbswesen von Pasages, das außer diesen Anstalten nur einige armselige Handwerksbuden und noch armseligere Kramläden aufweisen kann.

Unmittelbar von den Straßen von Pasages aus steigt man auf halbverfallenen steilen Treppen die Bergufer der Meerenge hinan, die eine Menge schöner Gesichtspunkte darbieten: Dort oben auf der höchsten Spitze des linken Ufers hatte während des Bürgerkrieges die englische Legion unter dem General Evans ein verschanztes Lager, von welchem aus sie einen kleinen Theil, aber einen sehr kleinen Theil, der benachbarten Gegend beherrschte. Die Britten haben für ihre gefallenen Landsleute einen besondern Kirchhof an der reizendsten Stelle des Bergabhanges angelegt. Eine niedrige Mauer zäunt das Todtenfeld ein, auf welchem im Eichenschatten aus den grünen Rasenwellen ein paar schneeweiße Leichensteine mit englischen Inschriften hervortauchen. Der Kirchhof, obgleich er die Gebeine von Ketzern und von Feinden des Königs einschließt, hat bis auf den heutigen Tag nicht die mindeste Entweihung erlitten.

Auch der Krieg selbst, so mörderisch er war, wurde in dieser Gegend immer mit einem gewissen Anflug ritterlichen Sinnes geführt. Die Verrätherei, der blutige Capitulationsbruch, das Niedermetzeln von Hunderten von Gefangenen und Verwundeten, kurz alle Scheußlichkeiten, welche in Aragonien, in Catalonien, in der Mancha an der Tagesordnung waren, und durch die sich die Getreuesten von den Getreuen der katholischen Majestät Karls V., ein Cabrera, ein Merino, und vor Allen das wilde Thier Tristany unsterbliche Namen erworben haben, alle jene Schandthaten und Banditenstreiche sind im Baskenlande selten oder niemals vorgekommen, am allerwenigsten aber da, wo dieß

wackere Volk seinen eigenen Führern und dem großmüthigen Triebe seines eigenen Sinnes überlassen war.

Obgleich die Basken die Engländer als Fremde, welche sich unberufen in die spanischen Händel mischten, natürlich mit doppelter Erbitterung bekämpften, so erkannte man doch auch gegen sie stillschweigend gewisse Gesetze der Menschlichkeit an, von denen die Carlisten in andern Provinzen nicht einmal eine Ahnung hatten. Ich höre hier von Augenzeugen und Mitkämpfern eine Menge der interessantesten Züge aus der Geschichte des letzten Krieges erzählen. Der General Evans kam eines Morgens auf dem Spaziergange so nahe an die während der Nacht vorgeschobenen feindlichen Posten, daß er einer carlistischen Schildwache so zu sagen in das Bajonnet lief. Der Soldat, statt ihn niederzumachen oder auch nur gefangen zu nehmen, begnügte sich damit ihm zuzurufen: „Zurück oder ich schieße!" Der General Evans, der erst in diesem Augenblicke sein Versehen merkte, wartete natürlich nicht auf die Wiederholung dieses Anrufs, er kehrte vielmehr geschwind um, indem er den Hut vor der carlistischen Schildwache abzog. Eine halbe Stunde darauf kam ein englischer Trompeter an das carlistische Lager heran, um diesem Soldaten den förmlichen Dank des Generals zu überbringen.

Die Erzählung eines andern dieser kleinen aber charakteristischen Kriegsereignisse habe ich aus dem Munde des Hauptbetheiligten, des Generals Iturbe, selbst gehört. Dieser Mann, damals Oberst, hatte bei Oriamendi einen Posten zu vertheidigen, auf den die Engländer sich mit bedeutender Uebermacht warfen, so daß er alle Anstalten zum Rückzuge traf, als ihn die Ankunft einiger Verstärkungen und die rasche Benützung günstiger Zufälligkeiten in Stand setzten, dem Schlachtenglücke eine andere Wendung zu geben. Die Carlisten erfochten an diesem Tage einen ihrer glänzendsten Siege, und viele Engländer blieben bei Oriamendi auf dem Platze, so daß man sagen kann, bei jenem Dorfe sey die englische Legion begraben; denn diese erholte sich nie mehr von dem Schlage, den sie dort erlitten.

Am Tage nach der Schlacht ließ Lord Chichester, welcher

gegen Iturbe gestanden hatte, diesen durch einen Parlamentär zu einer Unterredung einladen. Die Einladung wurde in der Erwartung irgend einer wichtigen Eröffnung angenommen, aber siehe da, der brittische General beabsichtigte weiter nichts als dem spanischen Obersten zu seiner über Nacht erfolgten Beförderung zum Brigadier Glück zu wünschen, ihm einige auszeichnende Worte über seine gestrige militärische Aufführung zu sagen und ihn schließlich um die Annahme einer Kiste Cigarren zu bitten. — Der General Iturbe hatte Recht hinzuzusetzen, daß nur ein Engländer im Stande sey sich in solcher Weise gegen einen feindlichen Offizier zu betragen, von dem er geschlagen worden sey. Einen besiegten Feind ehren kann jeder arme Tropf, aber dem siegreichen Feind Anerkennung widerfahren zu lassen, dazu gehört der Stolz und die Kaltblütigkeit eines Britten. Ein französischer General in dem Fall des Lord Chichester würde bei seinem Barte geschworen haben, Iturbe habe ihm den Sieg gestohlen wie ein Taschendieb, oder Iturbe habe dreimal soviel Leute gehabt als er selbst, oder auch er sey es, der Iturbe geschlagen, und sein eiliger Abzug vom Kampfplatze sey eine fein berechnete strategische Bewegung gewesen. Kurz die Franzosen verlieren niemals eine Schlacht anders als auf unrechtmäßige Weise, und wir Deutsche sind seit so langer Zeit daran gewöhnt in diesen Dingen durch französische Brillen zu sehen, daß wir uns wirklich in aller Demuth davon überzeugt haben, daß wir unsere Siege über die Franzosen — wenn anders von solchen Siegen überhaupt die Rede seyn kann — nur dem Zufall oder der Ungerechtigkeit des Schicksals verdanken.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Hülfslegion, welche Frankreich kraft des Bundesvertrages der vier Mächte 1835 nach Spanien schickte, wenigstens zu drei Viertheilen aus Deutschen bestand. Die Geschichte jener Tage ist voll von dem glänzendsten Lobe dieser Truppen, die beinahe bis auf den letzten Mann auf dem Schlachtfelde blieben, nachdem sie jahrelang das Schrecken der Carlisten gewesen waren, in deren Reihen sie manche furchtbare Lücke gerissen hatten. Aber

allen kriegerischen Ruhm, den diese Legion geerntet, nahmen die Franzosen unbedenklich für sich allein in Beschlag; denn die Legion hieß ja in Spanien „die französische" — in Algier hatte sie die Fremdenlegion geheißen — und sie wurde wenigstens von einem Halbfranzosen, einem Elsässer, dem Oberst Conrad, angeführt. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit dem berühmten Regimente der polnischen Lanzenreiter, dessen Masse zum großen Theil aus Deutschen bestand, und welches Polen nur zu Offizieren hatte. Nach dem einstimmigen Zeugniß vieler Offiziere, die ich darüber gehört habe, waren überhaupt die deutschen Truppen die besten, welche in den letzten Kriegen in Portugal und in Spanien aufgetreten sind. Dom Pedro gab bei seiner Landung in Lissabon öffentlich vor der versammelten Bevölkerung der Hauptstadt die Erklärung ab, daß die Deutschen es seyen, welche ihm Oporto gerettet haben, und denen er also den Erfolg seiner ganzen Unternehmung verdanke. Und gleichwohl waren diese Deutschen nichts als zusammengelaufenes Volk, das sich für eine Sache schlug, die ihm völlig fremd war. Allzu große Vorliebe für den Südwein ist der größte Vorwurf, welchen man den Deutschen macht, die während der letzten zehn oder zwölf Jahre auf der Halbinsel gefochten haben; an Unerschrockenheit, an Ausdauer, an Standhaftigkeit im Unglück sind sie dagegen von keinen andern Truppen, auch von den Engländern nicht, übertroffen worden.

Ein deutscher Soldat Namens Schlooß oder Schlootz, aus Berlin oder dessen Nachbarschaft gebürtig, hatte sich durch liederliche Aufführung die Feindschaft seines Hauptmannes zugezogen, der ihn bei jeder Gelegenheit sehr hart behandelte und ihn eines Morgens wegen irgend eines der ungebührlichen Streiche, die dem Schlooß geläufig waren, auf das Empfindlichste bestrafen ließ. Wenige Stunden später marschirt die Compagnie durch einen Hohlweg, an dessen Ende ein carlistischer Haufen auf der Lauer liegt. Kaum tritt der Hauptmann an der Spitze seiner Truppen aus dem Hohlwege heraus, so fällt er unter einer carlistischen Kugel, und so die drei oder vier Soldaten, welche

ihm zunächst gehen. Die Compagnie weicht zurück, an ein Vordringen ist nicht zu denken, es handelt sich nur darum die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Beim ersten Aufruf meldet sich Schlooß zu diesem mißlichen Geschäfte, und der Erste, den er unter dem Feuer der Carlisten auf dem Rücken in den Hohlweg trägt, ist der Hauptmann. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, derselbe, welcher ihn mir erzählt hat, nahm Schlooß am Abend bei Seite und fragte ihn: „wie kommt es, daß Ihr den Hauptmann, der Euch noch heute Morgen so arg mißhandelt, nicht bis zuletzt habt liegen lassen?“ „Als Soldat,“ erwiederte Schlooß, „ist es meine Pflicht, zuerst meine Offiziere zu retten und dann meine Kameraden.“ Ein solcher Zug malt den Charakter nicht eines Mannes, sondern einer Nation.

Was aber auch die Deutschen auf der Halbinsel Männliches und Tapferes geleistet, heute denken nur noch Wenige daran, und morgen wird es ganz vergessen seyn; denn Deutschland hat keine Fahne und keine Feldbinde, an deren Farben solche Nationalerinnerungen haften könnten.